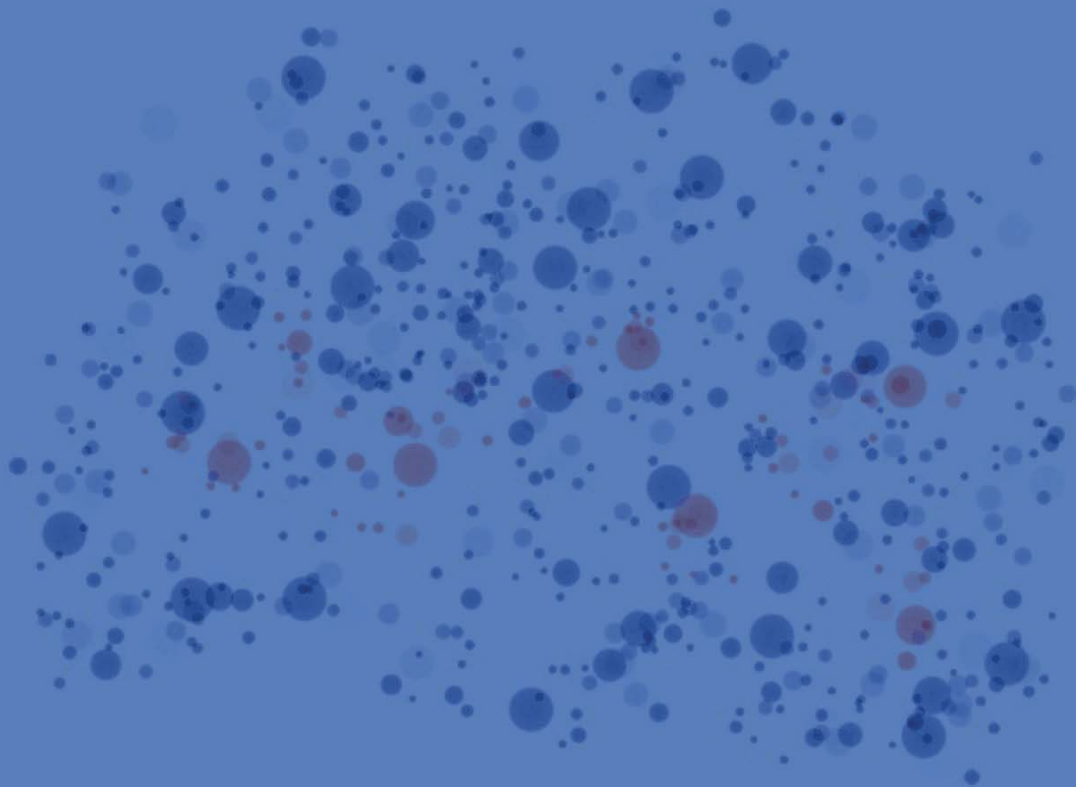


Andreas E. Schmidt (Hg.)

Zwischen Virtuosität und Struktur

Kulturanthropologische Reflexionen zu
Gestaltungsprozessen im Alltag



Cuvillier Verlag Göttingen
Internationaler wissenschaftlicher Fachverlag



Praxis und Kultur

Herausgegeben von Andreas E. Schmidt

ISSN 2192-3523

Band 4





Andreas E. Schmidt (Hg.)

Zwischen Virtuosität und Struktur

Kulturanthropologische Reflexionen zu
Gestaltungsprozessen im Alltag



Cuvillier Verlag Göttingen
Internationaler wissenschaftlicher Fachverlag



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen: Cuvillier, 2015

Titelgrafik: Andreas E. Schmidt

Erstellung der Druckvorlage: Florian Groth, B.A.

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2015

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2015

Gedruckt auf umweltfreundlichem, säurefreiem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

ISBN 978-3-7369-9148-4

eISBN 978-3-7369-8148-5



Inhalt

Einleitung	3
Andreas E. Schmidt Kultur ist Emanation	7
Johannes Steffen Existiert eine Multitude im Konsum? Versuch einer potenzialanalytischen Antwort	97
Ute Bergmann Krise, Krankheit, Krönung? Zur individuellen und gesellschaftlichen Aushandlung von Burnout	127
Hendrik Kren Groundhopping – Zwischen Skurrilität und Kreativität	167
Oleg Pronitschew »Seine eigene Stimme finden« Subjektivierungsformen und Handlungspotenziale in Musikerinterviews	205
Peter Hinrichs Kreativität als gegenkulturelle Praxis – Über Möglichkeitsräume des Widerstands	257
Andreas E. Schmidt Zur Attraktivität von Heimat	289
Zu den Autoren	307





Einleitung

Wie frei ist der Mensch in seinen Vorstellungen, Handlungen und Interpretationen? Ist er ein immer schon unterworfenen Subjekt, dessen Existenz, Ausdrucksformen und Ausdrucksmittel von autopoietischen Institutionen bestimmt und modelliert werden? Reagiert er nur auf befestigte kulturelle Konstruktionen und Strukturen oder ist er Kreator sich ständig erneuernder kultureller Verhältnisse?

Dieser Band entstand aus den Diskussionskontexten des Oberseminars »Fluide Kulturen« am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Neben den beiden Beiträgen des Herausgebers umfasst er fünf Aufsätze von einer Doktorandin und vier Doktoranden des Seminars. Zusammengehalten werden die methodisch und theoretisch divergenten Beiträge von der Idee, dass Kultur nicht nur als fetischisierte Kultur vorgängig, sondern als Ausdruckskultur ebenso kontinuierlicher Praxis unterworfen ist. Diese Praxis wird als Vergemeinschaftungsausdruck eines zunächst freien Einzelnen verstanden. Mit der kulturanthropologisch abgeleiteten Annahme eines freien und gestaltenden Einzelnen wird die Optionalität des je eigenen Handelns betont. Strukturen und Institutionen, Formationen und Wissensregimes können zwar mit ihren Angeboten des Weltverständnisses wirkmächtig werden, da diese Angebote jedoch nie eine individuelle Zuständigkeit reklamieren und ausfüllen können, sind die realen Handlungen nicht durch sie begründbar. Das alltägliche Tun der Einzelnen ist dagegen Ausdruck von Entscheidungen und Urteilen, die sie auf der Basis kollektiver/individueller ethischer Verhältnisse, d. h. von Begegnungen und Verständigungen, von Valenzen und Prozessen des Affizierens und Affiziertwerdens treffen.

Zu den Texten

Konsumangebote können sich kaum noch an homogene gesellschaftliche Gruppen richten. In der Werbung als auch in den Ausgestaltungen der Produkte offenbaren sich das Recht auf Individualität und die Verpflichtung auf Gemeinsamkeit. *Johannes Steffen* behandelt in »Existiert eine Multitude



im Konsum? Versuch einer potenzialanalytischen Antwort« die von Unternehmen zu leistende immaterielle Arbeit und die den Produkten vom Marketing eingeschriebene immaterielle Qualität, die sich am Grad der Aufmerksamkeit misst. Die Spannung, die in diesem Beitrag diskutiert wird, entsteht aus der Freistellung der Arbeitnehmer von produktiven Tätigkeiten und deren damit zusammenhängenden geringen finanziellen Gestaltungsmöglichkeiten und dem Aufwand, der von den Unternehmen in Hinblick auf die den Produkten einzuschreibenden Werte und Versprechen geleistet werden muss und geleistet wird.

Ute Bergmann untersucht in ihrem Beitrag »Krise, Krankheit, Krönung? Zur individuellen und gesellschaftlichen Aushandlung von Burnout«, wie sich Diskursmuster in den Einzelnen einschreiben und wie diese das Handeln und Deuten präfigurieren. Die Autorin bezieht sich hierzu auf zwei strategische »Texte« zum Thema Burnout. Im ersten Fall handelt es sich um einen Text im wahren Sinn des Wortes, um das von Miriam Meckel vorgelegte Buch *Brief an mein Leben*, mit dem diese ihren zeitweisen Rückzug aus der Öffentlichkeit verarbeiten wollte. Mit diesem Buch avancierte sie medial zu einer Fachfrau zu diesem Thema. Im zweiten Fall setzt sich der Text aus zahlreichen Äußerungen über die Verfasstheit einer Person zusammen, die für sich selbst die Zuweisung Burnout stets ablehnte. Es handelt sich hierbei um den damaligen Fußballtrainer von Schalke 04 Ralf Rangnick. Frau Bergmann zeigt auf, wie sich Spezialdiskurse durch die mediale Auswahl verschieben, verkürzen und entstrukturieren und dagegen affektive, handlungsorientierte Konzepte deutungsstärker werden.

Über das Groundhopping wurde und wird im Umfeld von Fußballgroßereignissen in den auf ein großes Publikum ausgerichteten Medien gerne berichtet. Das »Sammeln« besuchter Fußballstadien ist eine Betätigung, die ihren Ursprung in den 1970er Jahren in England hat. In den medialen Berichterstattungen bewegen sich die Interpretationen zwischen Unverständnis, Banalität, Skurrilität und Dystopie von Männlichkeit. Selbst in wohlwollenden Präsentationen sind diese Untertöne immer hörbar. *Henrik Kren*



arbeitet in seinem Aufsatz »Groundhopping – zwischen Skurrilität und Kreativität« zunächst die diesen medialen Zuschreibungen inhärente Struktur heraus und stellt sie sodann auf der Basis von ausgewerteten Interviews und Blogs mit den Verarbeitungsstrategien der Einzelnen in Bezug. Er zeigt auf, dass die Einzelnen, jenseits von einfacher Verweigerung oder purer Negation der medialen Konzepte, diese durch eigene mediale Relevanz konterkarieren und die Tätigkeit des Groundhoppings als individuelle und virtuose Praxis der Alltagsgestaltung konzipieren.

Die Diversifizierung der Professionalisierungsprozesse im Musikgeschäft und die systemimmanente Zuschreibungsunsicherheiten für die Berufsbezeichnung Musiker fordern von den Akteuren ein hohes Maß an immaterieller Arbeit ein, um sich auf dem Markt zu positionieren. *Oleg Pronitschew* untersucht in »»Seine eigene Stimme finden.« Subjektivierungsformen und Handlungspotenziale in Musikinterviews« Interviews mit Rock-, Pop- und Jazzmusikern in einschlägigen Fachzeitschriften in Hinblick auf die dort erbrachte Vermittlungsarbeit von gesellschaftlichen Zuschreibungen und Selbstmodellierung. Durch die Analyse wird deutlich, wie die Interviewten jenseits von wirkmächtigen Traditionen Musik als Geschäft und als Raum der Selbstverwirklichung konzeptionalisieren. Künstlersein bedeutet für diese also einerseits die Bereitschaft, sich selbst auf dem Markt anzubieten, und andererseits die unverwechselbare künstlerische Individualität zu markieren.

Peter Hinrichs diskutiert in seinem Beitrag »Kreativität als gegenkulturelle Praxis – Über Möglichkeitsräume des Widerstands« am Beispiel der Aktionen der Punkband Pussy Riot, des Künstlerkollektivs Woina und der Organisation Exit.Deutschland wie sich gegenkulturelle Praxis in der postfordistischen Gesellschaft realisiert. Gerade angesichts der Möglichkeiten, Aktionen mittels neuer Medien weltweit sichtbar zu machen und der Veränderungen, die sich in der Wahrnehmung und Ausformung politisch kultureller Handlungen durch den Verlust der Tiefe anzeigen, wächst dem Doing Counter Culture eine besondere Bedeutung zu. Zugleich werden

hierdurch agonale Konstellationen wirksam, die sich in der Dialektik von Praxis und Subjektivierungen realisieren.

Im letzten Beitrag wird ein »altes« Thema der Volkskunde bzw. Kulturanthropologie beleuchtet. Es wird aufgezeigt, wie Heimat sich in der kulturellen Praxis ausbildet und wie diese kulturelle Praxis von kulturellen Zuweisungen belagert wird. Heimat wird also zweifach aktuell: zum einen wird am Mythos Heimat gearbeitet, zum anderen an den je individuellen Aneignungen in den sozialen Veranstaltungen. Während die Arbeit am Mythos zur Fetischisierung der Heimat und zu Inklusions-/Exklusionsprozessen einen maßgeblichen Beitrag leistet, werden durch individuelle Aneignungen in den sozialen Veranstaltungen Bezüge zum Raum allmählich und diskontinuierlich aufgebaut. Diesen Bezügen ist das Denken in Inklusion und Exklusion fremd, an ihre Stelle treten vielmehr Vorgänge des Affizierens und Affiziertwerdens.

Andreas E. Schmidt



Andreas E. Schmidt

Kultur ist Emanation

Vorbemerkung – Absolute Ideale der Wissenschaft vom Menschen

Konzeptionalisierungen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, besonders die Konzepte von Descartes, Hobbes und Locke, bestimmen bis in die heutigen Tage hinein die vorstellbaren Dimensionen des Menschseins und der Gesellschaftsverhältnisse.

Als 1651 der Leviathan von Thomas Hobbes (Leviathan or the Matter, Forme and Power of a Commonwealth Ecclesiastical and Civil) veröffentlicht wurde, installierte sich damit ein Denksystem, das maßgeblich wurde zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Mensch und Gesellschaft. Die Vorstellungen von Ordnung und Unordnung, von Kultur- und Naturzuständen wurden hierüber figuriert. Die Annahme, der Mensch habe sich mittels Vernunft vom Naturzustand, in dem der Eine des Anderen Feind sei, zum Kulturzustand erhoben, erzeugte die tief verankerte Idee, die Gesellschaft sei ein Schutzmechanismus vor den Unwägbarkeiten des Einzelnen.¹ Demnach werde die Gefahr, die vom Einzelnen ausgehe, durch die Struktur, die über Macht befestigt werde, eingedämmt. Herrschaftsverhältnisse wurden auf diese Weise neuzeitlich legitimiert. Diese Verhältnisse waren nach Hobbes keineswegs durch Unfreiheit gekennzeichnet: Mit der These, ein freier Mensch sei jemand, der physisch nicht daran gehindert werde, seine intrinsischen Kräfte einzusetzen, legitimierte Hobbes die Monarchie und entwickelte eine Gegenposition zu den demokratischen Autoren, die Freiheit als Fehlen von Abhängigkeit definierten. Hobbes stritt also ab, »daß die bloße Tatsache, in der Abhängigkeit vom Willen an-

¹ Eine kritische Würdigung der aktuellen Positionen zu Thomas Hobbes, insbesondere zu der Lesart von Wolfgang Kersting, der die Legitimität und Rationalität der Neuzeit aus dem Leviathan ableitet und Hobbes als Begründer einer philosophischen Friedenswissenschaft feiert, bietet Thomas Schneider (Schneider 2003). Eine pointierte Darstellung Kerstings zu dem Werk von Thomas Hobbes findet sich in »Thomas Hobbes. Wissenschaftliche Friedensphilosophie und vertragliche Staatsbegründung« (Kersting 1999).

derer leben zu müssen, für die Beschränkung der Freiheit eines freien Menschen irgendeine Rolle spielt« (Skinner 2008: 100). Auf diese Weise konnte Hobbes Furcht und Freiheit zusammen denken.² Im Gegensatz zu Hobbes verstand John Locke den Naturzustand als harmonische Koexistenz vernunftbegabter Einzelner. Nach Locke sei der Mensch von Natur aus frei, denn das Bewusstsein von den Dingen erlange er erst durch die Erfahrung und lerne also erst durch die Aneignung der Wirklichkeit, die eigenen Ich-Ideen zu erkennen.³ Dieses Lernen führe mithin zum Erkennen des Selbst und somit erst zu der Möglichkeit, Unfreiheit zu erkennen. »So wird der Übergang vom Naturzustand der Dissoziation vernunftbegabter Individuen zur politischen Gemeinschaft gekennzeichnet durch den Gesellschaftsvertrag« (Schneider 1995: 516).

Die Idee, dass sich im Gemeinwesen immer die Einzelinteressen niederschlagen und damit unhintergebar sind, geht einher mit dem ebenfalls bis heute stark diskutierten und wirkmächtigen Werk des französischen Philosophen René Descartes, auf das Hobbes und Locke Bezug nehmen. Descartes unterschied in den *Meditationes de prima philosophia* (1641) und in den *Principia philosophiae* (1644) zwei Substanzen: *res extensa*, die materiellen Substanzen, deren vorherrschendes Attribut die Ausdehnung sei, und *res cogitans*, die immateriellen Substanzen, deren wesentliches Attribut das Denken sei.⁴ In der Philosophie Descartes' nimmt der Mensch eine Sonderstellung ein, da er die Verbindung von materieller und immaterieller

² »Die politische Wirklichkeit von Herrschaft ist als eine durch Aneignung wie als eine durch Einsetzung entstandene in ihrer Konstitution auf die psychische Wirklichkeit der Furcht angewiesen, und die Absolutheit ihrer Geltung relativiert die Faktizität ihrer Genese so wenig, daß sie vielmehr umgekehrt als Verabsolutierung des faktischen Moments der Furcht sich darstellt. Souveränität ist die Absolution unmittelbarer Angst zur Furcht als deren Sozialform« (Schneider 2003: 61).

³ Der Begriff der personalen Identität geht auf John Locke zurück (Müller 2011: 21).

⁴ Über die Voraussetzungen und Begründungen für die von Descartes vorgenommene Trennung gibt Perler Auskunft. Descartes diene diese Unterscheidung einmal zur Begründung, dass die menschliche Seele unsterblich sei und zum anderen sei sie eine Voraussetzung für die von Descartes vertretene anti-aristotelische Physik (Perler 1999: 81).

Substanz, von Körper und Geist, darstellt. Das Ich tritt hier als denkende Substanz auf: »Mit der Bestimmung des ›ich‹ als einer Substanz, die denkend existiert, legt Descartes den Grundstein eines neuen philosophischen Paradigmas, der Subjekt- oder Bewußtseinsphilosophie« (Röska-Hardy 2000: 259), die ihre metaphysische Vertiefung bei Kant (Kant 1983: 167) erfuhr. Schmid spricht mit Verweis auf Baier⁵ von einer »Cartesianischen Gehirnwäsche«, weil die ego-Fixierung im Werk Descartes dazu geführt habe, dass Intentionalität immerzu individualistisch verkürzt werde, da »wir stets mehr oder weniger stillschweigend davon ausgehen, daß alle Intentionalität letztlich ›jemandes‹ Intentionalität ist, also ein einzelnes Subjekt haben muß« (Schmid 2012: 37). Den Kollektivismus erkennt er im Wesentlichen als bloße Spielart des Individualismus, da das dort ausgerufene Kollektivsubjekt nur eine Verschiebung des Individuums ins Große darstelle.⁶ Das Mechanistische im Denken von Thomas Hobbes, das Empiristische bei John Locke und die materialistisch-rationalistische Theorie von René Descartes waren die Folge und das Ergebnis radikaler Veränderungen im Weltverständnis. Im Laufe der Zeit wurden diese Sichtweisen durch Parallel- und Anschlussuntersuchungen derart wirkmächtig, dass sie sich als absolute, ja gar als totale Konzepte zur Beschreibung des Menschen bis in die Gegenwart hinein behaupten konnten. Im Anschluss an Stephen Toulmin (Toulmin 1981: 70)⁷ kann von absoluten Idealen der Wissenschaft vom Menschen gesprochen werden, die kaum noch als kreierte Konzepte er-

⁵ Schmid bezieht sich auf die Paul Carus Lectures »The Commons of the Mind« (1995) der neuseeländischen Moralphilosophin Annette C. Baier: »Since Descartes, it has seemed natural for philosophers to take reason to be complete in each individual human reasoner« (Baier 1997: 2). Baier stellt in den drei Vorlesungen zu »reasoning, intending, moral reflection« (Baier 1997: 1) heraus, dass Denken und Begründen keine individuellen Akte sind, sondern erst aus der Gemeinschaft erwachsen.

⁶ Auch die nicht-intentionalistischen Positionen operieren laut Schmid mit dieser verkürzten Sichtweise (Schmid 2012: 38).

⁷ Toulmin diskutiert hier die Position von Robin George Collingwood, die dieser 1940 in »An Essay on Metaphysics« (Collingwood 1998) entworfen hat. Ausführlich hierzu auch (Toulmin 1978: 69-107).

kennbar sind. Analysen zur Ich-Identität, zum Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft und zu Bewusstseins- und Vergemeinschaftungsformen sind durch diese Ideale maßgeblich geformt.⁸

Ich-Identität und Rolle

Helmut Dubiel führt in dem Artikel »Ich-Identität« im Historischen Wörterbuch für Philosophie aus, dass sich der Begriff der Ich-Identität aus »Aporien der Rollentheorie« (Dubiel 1976: 148) entwickelt habe. Ausgangspunkt sei die Frage gewesen, wie es dem Einzelnen gelingen könne, angesichts der rollenspezifischen Zumutungen ein konsistentes und zugleich differenziertes Ich zu entwickeln und zu entfalten.

Was mit dem Empirismus des John Locke einsetzte, war in der westlichen Philosophie seither stets deutungsstark. Es sollte erklärt und bestimmt werden, wie sich Ich-Identität ausbildet und wie der Einzelne hierfür die Wirkung gesellschaftlicher Prozesse inhibiert bzw. zu inhibieren versucht.⁹ Mit dem Auftritt der Soziologie als Wissenschaft erhielten diese Prozesse eine neue Qualität, da sie nun wissenschaftsstrukturierend wirkten. Das Primat des Sozialen nährte sich aus der Vorstellung, dass es als anthropologisch konstant angesehen wurde. So erschien das Soziale in den »Regeln der soziologischen Methode« von Émile Durkheim als fundamental, wenn er einen soziologischen Tatbestand als »jede mehr oder weniger festgelegte Art des Handelns definiert, die die Fähigkeit besitzt, auf den Einzelnen einen Zwang auszuüben; oder auch, die im Bereiche einer gegebenen Gesellschaft allgemein auftritt, wobei sie ein von ihren individuellen Äußerungen unabhängiges Eigenleben besitzt« (Durkheim 1961: 114). Auch der deutsche Begründer der Soziologie Georg Simmel leitete den Begriff der Vergesell-

⁸ Über die Entstehung der neuzeitlich gültigen Identitätsvorstellungen und ihre Bedeutung bis in die Philosophie des 20. Jahrhunderts legte Charles Taylor eine umfangreiche Monographie vor (Taylor 1994).

⁹ Eine kritische Zusammenfassung der Literatur zur Identitätsproblematik liefern u. a. Abels (Abels 2006) und Müller (Müller 2011). Die Literatur zu dieser Fragestellung ist jedoch so umfangreich und so differenziert, dass eine umfassende Darstellung hier nicht realisierbar ist.

schaftung aus einer »Verklammerung der menschlichen Existenz mit Rollen« (Gerhardt 1971: 30) ab. Uta Gerhardt beschreibt die Beziehung, die Rolle und Individualität bei Simmel einnehmen, folgendermaßen: »Individualität jenseits der Vergesellschaftung ist ebenso wenig möglich wie gesellschaftliche Vorgänge jenseits des Handelns einzelner Personen in ihren Rollen« (Gerhardt 1971: 40).¹⁰

In Nordamerika entwickelte sich, ausgehend von dem Mitbegründer der nordamerikanischen Soziologie und Vertreter des Pragmatismus William James, eine Sichtweise, die später als symbolischer Interaktionismus bezeichnet, ebenfalls Ich-Identität und Rollenerwartungen korrelierte.¹¹ Charles Horton Cooley unterschied zwischen dem individuellen und dem sozialen Bewusstsein und vermittelte diese durch die von ihm entwickelte Konstruktion des Spiegelselbst, wonach ein jeder, wie beim Blick in den Spiegel, sich eine Vorstellung von sich selbst aus der Perspektive eines anderen machen könne und würde. Die Selbstidee, die durch das Spiegelselbst erzeugt werde, zeige die soziale Bedingtheit der Identität an. Sie enthalte drei Hauptelemente: »The imagination of our appearance to the other person; the imagination of his judgement of that appearance, and some of self-feeling, such as pride or modification« (Cooley 1972: 231).¹² Im Anschluss an Cooley beschäftigte sich George Herbert Mead mit der Frage, wie Identität entsteht und wie sie sich verselbstständigt, so dass der Einzelne sich quasi von außen, d. h. als Objekt erkennt. Im Gegensatz zu der weit verbreiteten Vorstellung, dass Identität mit dem Organismus identisch sei, wollte Mead aufzeigen,

¹⁰ In der hier zitierten Arbeit von Uta Gerhardt aus dem Jahr 1971, in der die Literatur zur Rollentheorie und Rollenanalyse erstmals umfassend gewürdigt wurde, wird dieser Zusammenhang näher ausgeführt.

¹¹ Eine hilfreiche Gesamtdarstellung, insbesondere über die Entstehung und die Geschichte des symbolischen Interaktionismus liefert Helle (Helle 2001).

¹² »Die Dualismen zwischen Natur und Kultur, zwischen Zwang und Freiheit, zwischen Körper und Geist haben für Cooley ihre Wurzeln in der falschen cartesianischen Methode der Einklammerung der empirischen Welt. (...) Die Entwicklung des Individuums ist hingegen als ein Prozeß zu sehen, durch den sich gleichzeitig die Individualität des einzelnen und die allgemeinen Handlungsorientierungen der sozialen Welt entwickeln« (Schubert 1995: 128).

dass Identität als eine gesellschaftliche Struktur gedacht werden müsse, die aus der gesellschaftlichen Erfahrung jedes Einzelnen, mithin der symbolischen Interaktion mit Anderen, erwachse (Mead 1973: 182). Die Anderen treten bei Mead als der signifikant Andere und der verallgemeinerte Andere auf. Während der signifikant Andere immer eine spezifische Person meint, die nicht ersetzbar und nicht mit anderen identifizierbar ist, bezeichnen die verallgemeinerten Anderen diejenigen, denen die Gesellschaft eine einheitliche Identität gibt, die das Verhalten der Individuen im Sinne der Gesellschaft beeinflussen und auf diese Weise auch sich selbst erhalten. Dem Einzelnen begegnet der verallgemeinerte Andere doch nicht nur von außen, als andere Person, sondern es wird damit auch eine Haltung markiert, die der Einzelne zu sich selbst einnimmt: »... nur indem er die Haltung des verallgemeinerten Anderen gegenüber sich selbst auf die eine oder andere Weise einnimmt, kann er überhaupt denken; nur so kann Denken – oder die nach innen verlegte Übermittlung von Gesten, die das Denken ausmacht – stattfinden« (Mead 1973: 198). In Meads Konzeption treten zwei Modi von Gesellschaft auf: die kreatürliche Gesellschaft, die aus dem bezüglichen Handeln von Subjekten entsteht und als soziale oder politische Arbeit auftritt, sowie die hegemoniale Gesellschaft, die in der Verlängerung und Verdichtung dieser zahlreichen Kreationen Wirkmechanismen vertieft und damit Rollenverhalten konstituiert. Das Soziale ist folglich nicht die andere Seite des Ichs, sondern dem Ich immanent. Es bildet als soziale Identität mit der personalen Identität die Ich-Identität aus. Die Ich-Identität ist mithin als sich wechselseitig gestaltender Prozess von Gesellschaft und Einzelem zu denken: Der Einzelne reagiert auf die Gesellschaft und zugleich führt jede seiner Reaktionen zu Veränderungen in der Gesellschaft (Mead 1973: 246).¹³ Während Mead mit seinen Konzepten zu Lebzeiten in der nordamerikanischen Soziologie eher eine Außenseiterrolle einnahm, war es die nordame-

¹³ Eben dies wurde in der Nachfolge Meads von Anselm Strauss intendiert, wenn dieser ausführte, dass Identitäten immer persönliche und soziale Geschichten implizieren (Strauss 1968: 178), da persönliche Identitäten immer mit Gruppenidentitäten vermischt seien, die wiederum auf einer gesellschaftlich historischen Vergangenheit beruhten (Strauss 1968: 188).

rikanische Kulturanthropologie, welche die Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis von Person und Gesellschaft in den Mittelpunkt ihres Forschungsinteresses stellte (Luckmann 1974: XV).

Eine Rollentheorie auf der Basis des von Mead formulierten Interaktionsmodells konzipierte als erster der nordamerikanische Anthropologe Ralph Linton in seinem Buch »The Study of Man« aus dem Jahr 1936. 1945 präziserte er diese in der Abhandlung »The Cultural Background of Personality«.¹⁴ Aufbauend auf dem von Mead beschriebenen »role taking«¹⁵, also dem Erlernen sozialer Interaktionen durch die Imitation bestehender sozialer Rollen, beschreibt Linton die einzunehmende Rolle als Strukturmerkmal von Gesellschaft, die selbst wieder Sache der Kultur sei. Das Organisationssystem einer Gesellschaft erhalte sich eben dadurch aufrecht, dass es dem Einzelnen Kulturmuster vermittele, die den jeweiligen gesellschaftlichen Positionen zugeordnet seien (Linton 1974: 24). Linton geht davon aus, dass der Restbestand an Individualität erst dann abgerufen werden könne, »nachdem Gesellschaft und Kultur ihr Äußerstes getan haben« (Linton 1974: 25). Kulturmuster entwickeln sich laut Linton entlang von Idealmustern, d. h. entlang der Abstraktionen, die von den Mitgliedern einer Gesellschaft entwickelt worden sind. Die Kulturmuster wiederum sind als Kulturkonstrukte zu denken, mithin als eine begrenzte Reihe von Variationen, die dem Einzelnen zur Verfügung stehen. Je nach der Stellung, die der Einzelne im Prestigesystem der Gesellschaft einnimmt (Status), stehen ihm Kulturmuster zur Verfügung, über die er (eingeschränkt) variabel verfügen kann, um seinem Status gerecht zu werden. Die Rolle definiert Linton entsprechend als die »Gesamtsumme der Kultur-

¹⁴ »The Study of Man« erschien 1979 auf dem deutschen Buchmarkt mit dem Titel »Mensch, Kultur, Gesellschaft« (Linton 1979). Die deutsche Ausgabe des Nachfolgewerks »The Cultural Background of Personality« wurde bereits fünf Jahre früher, 1974, mit dem Titel »Gesellschaft, Kultur und Individuum« (Linton 1974) veröffentlicht. Linton war ein Schüler des Ethnologen Franz Boas. Im Mittelpunkt seiner Forschungen stand der Zusammenhang von Kultur- und Persönlichkeitsentwicklung (Stagl 2006: 49).

¹⁵ Das »role taking« behandelt ausführlich Schimank (Schimank 2002). Die gesellschaftliche Entwicklung deutet Schimank als eine Zunahme des »role making«.

muster (...), die mit einem bestimmten Status verknüpft sind« (Linton 1974: 66). Der Status jedes Einzelnen wiederum ist, je nach Raum und Zeit, variabel: der Bankdirektor, der um 18 Uhr in seinem Zuhause weniger Bankdirektor als Ehemann, Vater, Nachbar ... ist, demnach eine andere Stellung im Prestigesystem der Gesellschaft einnimmt, welche stets mit anderen Kulturmustern verbunden ist. Die Vermittlungsarbeit zwischen den Stati leistet jeder Einzelne, indem er Statuspositionen »aktiviert«.

»Die Tatsache, daß die verschiedenen Statuspositionen des Individuums zu verschiedenen Zeiten aktiviert werden, verhindert einen Frontalzusammenstoß zwischen den mit ihnen verbundenen Rollen. Es kommt höchstens vor, daß das sichtbare Verhalten, welches ein Teil der mit einem bestimmten Status verknüpften Rolle ist, die Resultate des sichtbaren Verhaltens, welches Teil einer Rolle ist, aufhebt« (Linton 1974: 68).

Diese Form des Rollenpluralismus ist laut Talcott Parsons jeder menschlichen Gesellschaft immanent. Die Vielgestaltigkeit der vom Einzelnen einzunehmenden Rollen generiert dann als neues Erkenntnisproblem die Frage, wie sich die Stellung des Einzelnen im menschlichen Gefüge bestimmt. Parsons leitet die Stellung jedes Einzelnen aus dem Grad der Geltung oder der Fähigkeit, Einfluss auszuüben, ab: »Einfluß muß durch Überredung ausgeübt werden, so daß das Gegenüber überzeugt sein muß, eine Entscheidung im Sinne des Beeinflussenden sei eine Handlung im Interesse des kollektiven Systems, dem beide sich verbunden fühlen« (Parsons 2003: 23). Die kulturelle Legitimation sei dieser Einflussnahme übergeordnet. Diese stützt sich auf Wertverpflichtungen, die der Einzelne anerkennt und im eigenen Handeln verwirklicht. Gerade hierin, in der Verallgemeinerung der Wertsysteme, erkennt Parsons einen zentralen Faktor im Modernisierungsprozess (Parsons 2003: 24).¹⁶ Parsons machte das Konzept Lintons insofern für die eigene Theorie – die Systemtheorie – fruchtbar und erwei-

¹⁶ Zur integrativen Funktion des Kulturellen siehe auch Parsons »Gesellschaften – Evolutionäre und komparative Perspektiven« (Parsons 1975: 50-53). Die Vermittlung von gesellschaftlichem Anspruch und Selbstverwirklichung bei Parsons diskutiert ausführlich Hans Joas in seiner Abhandlung »Zur Kreativität des Handelns« (Joas 1996: 19-33).

terte es, indem er den Schwerpunkt auf die Variabilität des menschlichen Verhaltens legte. Er beschreibt Pattern Variables, also Handlungsalternativen, immer jedoch vor dem Hintergrund des Systemerhalts.¹⁷ Während Parsons vor allem auf die Stabilität und die Stabilisierung des Systems abhob, sah Robert K. Merton (Merton 1957), ein ehemaliger Schüler Parsons', die an den Einzelnen herangetragenen Erwartungen als sehr viel konfliktträchtiger an. Merton verwies auf die Diskrepanz von gesellschaftlich legitimierten Mitteln zur Zielerreichung einerseits und der Verfügbarkeit über diese Mittel andererseits. Gerade diese Diskrepanz könne den Zusammenbruch der kulturellen Struktur nach sich ziehen. Jedes Individuum verfüge über ein Bündel verschiedener Stati (status set) und jeder Status verfüge über ein Bündel verschiedener Rollen (role set). Der Einzelne müsse in den daraus abzuleitenden, an ihn gerichteten Anforderungen seinen Platz finden.

Eine herausragende Stellung in der nordamerikanischen Diskussion über den Zusammenhang von Identität und Rollenerwartungen nehmen die Arbeiten des kanadischen Soziologen Erving Goffman ein. Goffman, der als Schüler von Anselm Strauss in der Tradition des symbolischen Interaktionismus stand, untersuchte in seinen zahlreichen Monografien die Konstruktion und Funktionsweise von Gesellschaft, die er aus der »Ko-Präsenz menschlicher Akteure« (Knoblauch 2006: 158) ableitete. In dem 1963 erstmals erschienenen Buch »Stigma – Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität« diskutierte Goffman auf der Basis einer definierten Differenz zwischen den Diskreditierten, das sind die wegen körperlicher oder geistiger Beschädigung Stigmatisierten, und den Normalen Modi der Identitätsausformung. Um die Vermittlung von Gesellschaft und Einzelnem beschreiben zu können, operierte Goffman mit einer modifizierten Fassung der Terminologie Meads. Soziale Identität differenzierte Goffman

¹⁷ Korte (Korte 1995: 179f.) stellt die Pattern Variables, die Parsons und Shils 1962 in »Howard a General Theory of Action« ausführlich diskutierten (Parsons, Shils 1962: bes. 77 und 248), kurz und anschaulich vor: Affektivität und affektive Neutralität; Selbstorientierung und Kollektivorientierung; Universalismus und Partikularismus; Zuweisung und Leistungsorientierung; diffuses Verhalten und spezifisches Verhalten.

in aktuelle soziale Identität (das im Handeln realisierte Ich) und virtuelle Identität (das zugeschriebene Ich). Auch persönliche Identität verstand Goffman als einen Prozess, der sich in zweifache Richtung entfaltet: horizontal ist sie an der Einzigartigkeit des sichtbaren Bildes orientiert, das jede Person für andere Personen liefert, und vertikal ist sie an die nur dem Einzelnen zugehörige Lebensgeschichte gebunden (Goffman 2003a: 74). Im weiteren Verlauf der Studie verliert sich die klare Trennung in Stigmatisierte und Normale und wird von einer Sichtweise abgelöst, die die Existenz vorbehaltlos existierender Normaler bestreitet. Nicht nur die gesellschaftlich Ausgeschlossenen oder Auffälligen müssen soziale und persönliche Identität zu vermitteln versuchen, sondern jeder Mensch muss eine solche Vermittlungsarbeit leisten. Damit beschreibt Goffman den Übergang von der Rollenübernahme zur Rollengestaltung: »role taking« zu »role making«. Er zeigt auf, dass Gesellschaft das Normale durch das Stereotypisieren und das Profilieren normativer Erwartungen erzeugt (Goffman 2003a: 68), und dass die hierbei sich ausbildenden Identitätsnormen an jeden die Forderung herantragen, sein Ich zu managen. Stigma-Management als Vermittlungsarbeit von sozialer (virtueller) Identität und persönlicher Identität muss laut Goffman deshalb jeder erbringen, weil »jedes Individuum an beiden Rollen partizipiert« (Goffman 2003a: 170). Demnach sind normal und stigmatisiert weniger als bestimmten Personen zugewiesene Positionen denn als Perspektiven zu verstehen, die in sozialen Situationen durch die Wirkmacht gesellschaftlicher Normen ausgehandelt werden. Stigma-Management ist mithin ein allgemeiner Bestandteil der Gesellschaft, denn dort wo Identitätsnormen bestehen, ist der Einzelne immer zum Management aufgerufen (Goffman 2003a: 160f.). Goffman verzahnt also Identität und Rolle unlösbar miteinander: indem der Einzelne Identitätsarbeit leistet, ist er in einen »Zwei-Rollen-Prozeß« (Goffman 2003a: 170) eingebunden.

Die nordamerikanische Position zum Identitäts-Rolle-Komplex, hier exerziert am symbolischen Interaktionismus, der Kommunikation – also das Ich – als Ausgangspunkt von Gesellschaft – hier Rolle – ansieht, ist gekennzeichnet von einer Selbstmächtigkeit der Gesellschaft, die den Einzelnen zur Rollenübernahme oder Gestaltung von Rollen nötigt. Das Kol-

lektive tritt also hier als Variation des Individuellen auf, wobei jedoch das Individuelle selbst bereits jegliche Authentizität verloren hat. Das Ideologische, oder um mit Roland Barthes (Barthes 1987) zu sprechen, der Mythos der Gesellschaft überlagert und bestimmt die Bedeutung des Individuellen. Im Vorwort zu der deutschen Ausgabe (1969) des vier Jahre vor »Stigma« erstmals erschienenen Buches »The Presentation of Self in Everyday Life«¹⁸ (1959) von Goffman hob der deutsche Soziologe Ralf Dahrendorf hervor, dass soziale Rollen als bloße Konstruktion der Wissenschaft gedacht werden können, oder – wie bei Goffman – als ein Stück unserer Existenz (Dahrendorf 2003: VIII f.). Die Freiheit, die im Handeln des Einzelnen gegenwärtig sei, werde bei Goffman zur Verpflichtung des Einzelnen, den eigenen Platz in der Gesellschaft kontinuierlich auszuhandeln. Diese Aktivierung des Einzelnen, und damit auch der sozialen Rolle, konzipierte Dahrendorf 1959 in »Homo sociologicus« nicht ohne dies unmittelbar zu problematisieren. Dahrendorf erkannte im Einzelnen ein in Rollen eingebundenes und durch Rollen geformtes Individuum.¹⁹ Dieser vom Soziologen konstruierte Mensch absentiere jedoch alle Individualität und moralische Verantwortung. Die Soziologie habe den Menschen zum homo sociologicus entfremdet (Dahrendorf 1959: 58): er trete hervor als »die Entfremdung des Menschen zum Schauspieler auf der Bühne der Gesellschaft« (Dahrendorf 1959: 35). Die Macht der Rolle entfalte sich laut Dahrendorf zwar quasi-objektiv, d. h. als »unabhängige Komplexe von Verhaltensvorschriften« (Dahrendorf 1959: 22), trotzdem müsse jedoch die

¹⁸ Die deutsche Übersetzung trägt den unglücklich gewählten, weil doppeldeutigen Titel »Wir alle spielen Theater« (Goffman 2003b).

¹⁹ Die anthropologische Dimension dieser Ausführungen diskutiert Dahrendorf im Anhang, welcher der vierten Auflage des »Homo Sociologicus« unter dem Titel »Soziologie und menschliche Natur« hinzugefügt wurde (Dahrendorf 2006).

Soziologie bereit und fähig dazu sein, das Freiheitsstreben des Einzelnen²⁰ immerzu zu berücksichtigen:

»Das Bewußtsein des ganzen Menschen und seines Anspruches auf Freiheit muß als Hintergrund jeden Satz, den er (der Soziologe, AES) spricht oder schreibt, bestimmen: die Gesellschaft muß ihm stets nicht nur als Tatsache, sondern als Ärgernis gegenwärtig sein ...« (Dahrendorf 1959: 62).

Diese Spannung, die sich zwischen Entfaltung und Formung des Einzelnen aufbaut, beschreibt präzise, was der Rollentheorie, insbesondere der nordamerikanischen Rollentheorie, als Erkenntnisziel immanent war: das Verhältnis von sozialer Normierung und sozialer Differenzierung (Popitz 1967: 8f.) zu plausibilisieren.²¹ Die Intersubjektivität als Herstellungsmodus von Identität führt in Konsequenz zu einer nicht auflösbaren Verquickung von Identitätshandeln und Rollenhandeln. Das Rollenhandeln wirkt als eigenständige Struktur machtvoll auf die Identitätskonstruktion ein. Sie reguliert die Selbstentwürfe der Einzelnen und degradiert diese zu Verwaltern von Rollenerwartungen und Rollendramaturgien.²² Deutlich lässt sich

²⁰ Diese Position richtet sich implizit gegen die Sichtweise Adornos aus dem Jahr 1955, wie er sie in dem Aufsatz »Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie« formulierte: »Im Unbewußten sedimentiert sich, was immer im Subjekt nicht mitkommt, was die Zeche von Fortschritt und Aufklärung zu bezahlen hat« (Adorno 1981: 113).

²¹ Ausführlich hierzu auch Gerhardt (Gerhardt 1971: 292ff.).

²² Schimank unterscheidet in »Handeln und Strukturen« (Schimank 2002) vier Handlungsmodi. Der Homo sociologicus richte sein Handeln an sozialen Normen aus, der Homo oeconomicus wird kulturmaterialistisch als derjenige definiert, der mit seinem Handeln die Maximierung des eigenen Nutzens beabsichtigt. Der »emotional man« handele aufgrund von Emotionen und der Identitätsbehalter wolle mit seinen Handlungen sich selbst und anderen dokumentieren, wie er sich selbst sieht. Schimank führt aus, dass sich emotionales oder identitätsbehauptendes Handeln »weder im Homo Sociologicus noch im Homo Oeconomicus unterbringen« (Schimank 2002: 21) lassen. Wird jedoch Intersubjektivität als Handlungsmodus für Identität zu Grunde gelegt, dann erscheint das identitätsbehauptende Handeln lediglich als Revers des Rollenhandelns. Es wird durch das Rollenhandeln affiziert.

erkennen, wie der Empirismus eines John Locke²³ und die Vertragslogik von Locke und Hobbes²⁴ in den Denkfiguren des symbolischen Interaktionismus ihren Niederschlag gefunden haben. Wenn das Erkennen des Ichs dem Erkennen der Wirklichkeit nachgeordnet ist, kann das Ich nie ohne die Wirklichkeit gedacht werden, d. h. Identitätshandeln nie ohne quasi-objektives Rollenhandeln erkannt werden. Die nordamerikanische Kultur-anthropologie, ausgehend von dem Empiriker Franz Boas²⁵, orientierte sich stark an diesen Denkmodellen.

In der europäischen, insbesondere der deutschen Kultur-anthropologie ist der Bezug zu Descartes' Körper-Geist Dualismus wesentlich stärker sichtbar.

»Seit dem späten 17. Jahrhundert wird die cartesische Physik zur bestimmenden Lehrmeinung in den Schulphilosophien des Kontinents – mit der Folge, dass auf der Grundlage einer mechanischen Naturphilosophie das anthropologische Denken in ein enges systematisches Gerüst eingespannt wurde« (Hartung 2008: 37).

So entwickelte Herder in den »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« ein pyramidales Modell der Naturordnung, an deren Spitze der Mensch steht. Gerade durch den Mangel an angeborenen Befähigungen das Leben zu meistern, erhebe sich der Mensch über die anderen Lebewesen, denn das Schöpferische sei angesichts seiner Halbfertigkeit eine notwendige Seinsbeschaffenheit des Menschen. Er sei der erste Freigelassene der Schöpfung²⁶ und sei deshalb dazu aufgerufen, durch den Ge-

²³ Der selbst eine Erweiterung des Cartesianismus ist, wie u. a. Kannezky deutlich macht (Kannezky 2005: 119-128).

²⁴ »... durch einen Herrschaftsvertrag, durch den die Gehorsamspflichten der Bürger gegenüber der Staatsgewalt begründet werden, ...« (Offe 2003: 438).

²⁵ Eine aufschlussreiche Darstellung der Lebensleistung von Franz Boas geben Pöhl, Tilg in dem von ihnen herausgegebenen Sammelband zu Franz Boas (Pöhl, Tilg 2009).

²⁶ »Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung; er stehet aufrecht. Die Wage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt an ihm: er kann forschen, er kann wählen« (Herder o. J. [ca. 1930]: 160).

brauch seiner Vernunft sich zu vervollkommen. Die schöpferische Freiheit ist eine Erfindung der Neuzeit, da es keinen, dem Menschen zugewiesenen Platz mehr gibt. Sein Platz ist sozusagen in ihm selbst, in der Vermittlung von Geist und Körper:

»Der Mensch ist Geist. Aber was ist Geist? Geist ist das Selbst. Aber was ist das Selbst? Das Selbst ist ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält, oder ist das im Verhältnis, daß sich das Verhältnis zu sich selbst verhält; das Selbst ist nicht das Verhältnis, sondern daß sich das Verhältnis zu sich selbst verhält. Der Mensch ist eine Synthese von Unendlichkeit und Endlichkeit, vom Zeitlichen und Ewigen, von Freiheit und Notwendigkeit, kurz eine Synthese« (Kierkegaard 2009: 666)

Mit den Evolutionstheorien des 19. Jahrhunderts (u. a. Lamarck), insbesondere mit der Veröffentlichung der Bücher von Charles Darwin »The Origin of Species« 1859 und »The Descent of Man« 1871 wurden die Diskussionen um die schöpferische Potenz des Menschen und um die besondere Stellung des Menschen im Verhältnis zu den anderen Lebewesen aufs Neue entfacht.²⁷ Gegen die aus der Evolutionstheorie abgeleitete Sichtweise, die schöpferische Kraft des Menschen sei reaktiv, also eine schöpferische Kraft zweiter Ordnung, da sie stets nur auf Druck von außen reagiere, formierte sich am Ende des 19. Jahrhunderts eine Denkrichtung, welche die wertschöpfende Kraft des Menschen in den Vordergrund rückte. So ergebe sich, laut Dilthey, aus dem Leben der Wertbegriff (Dilthey 1970: 362) und Henri Bergson, der wirkmächtigste Vertreter der sogenannten Lebensphilosophie, stellte in seinem Hauptwerk »Schöpferische Evolution« das Bewusstsein als treibendes Prinzip der Evolution vor (Bergson 2013: 210).²⁸ Dem Menschen gebühre hierbei ein privilegierter Platz gegenüber den Tieren, da ihm ein Wollen inhärent sei, denn »woanders als beim Menschen sah sich das Bewußtsein in eine Sackgasse getrieben; mit dem Menschen allein hat es

²⁷ Die Bedeutung Darwins für philosophische und kulturwissenschaftliche Konzepte, insbesondere die Konzepte von Plessner und Dux, diskutiert Steenblock in dem Aufsatz »*Darwinizing Culture – Über Natur und Kultur*« (Steenblock 2014).

²⁸ Evolution »besagt das Sich-Herausdrehen (*e-volvere*) einer Realität aus einem sie potentiell enthaltenden Sachverhalt« (Brague 2013: XXXIII).

seinen Weg fortgesetzt« (Bergson 2013: 301). Der Mensch habe die automatische Ordnung der Natur durch »eine Vielheit elementarer Willenskräfte« (Bergson 2013: 266) ersetzt. Das dem Menschen eigene Vitale ergebe sich aus der Dialektik von Intuition und Intellekt. Joachim Fischer bezeichnete die Lebensphilosophie als Richtung innerhalb der Philosophie, die sich mit der »Eigenphänomenalität des Lebendigen« (Fischer 2008: 27) beschäftigt habe. Damit wurde sie zum Wegbereiter und Vorläufer der seit den späten 1920er Jahren konzeptionell gefassten Philosophischen Anthropologie.²⁹

Die Philosophische Anthropologie ist aufs Engste mit den Namen ihrer Begründer Max Scheler und Helmuth Plessner verknüpft. Beide lehrten im Jahr 1928 an der Kölner Universität, Scheler als langjähriger Ordinarius für Philosophie und Plessner ab 1926 als außerplanmäßiger Professor, als sie ihre, die Philosophische Anthropologie begründenden und strukturierenden Werke veröffentlichten: Scheler »Die Stellung des Menschen im Kosmos« und Plessner »Die Stufen des Organischen und der Mensch«.³⁰ Ausgangspunkt der Philosophischen Anthropologie war der Mensch-Tier-Vergleich, oder – mit Joachim Fischer – »die Vorordnung der philosophischen Biologie (der Vergleich der Lebensstypen) vor einer Philosophie der Kulturen (dem Vergleich verschiedener kultureller Lebensformen)« (Fischer 2015: 278).³¹ Der Mensch sei, so Max Scheler, dadurch gekennzeichnet, dass in ihm etwas wirke, was sich jeden Werdens, jeder Evolution entziehe, und zugleich als Wesenstatsache des Menschen figuriere: der Geist (Lessing 2014: 265). Der Geist komme der Aufgabe nach, »idee- und wertan-

²⁹ Ähnlich äußert sich zum Einfluss der Lebensphilosophie auf die Entstehung der Philosophischen Anthropologie Anke Thyen (Thyen 2007: 46-48). Im Besonderen den Bezug zwischen Bergson und Plessner beleuchtet Heide Delitz. Beide teilten demnach den Bezug auf die Kreativität des Menschen, zum einen in Hinblick auf zeitliche Perspektiven (Bergson) und zum anderen in Hinblick auf räumliche Perspektiven (Plessner) (Delitz 2015: 214).

³⁰ Zur Geschichte der Philosophischen Anthropologie an der Kölner Universität siehe die Gesamtdarstellung von Joachim Fischer (Fischer 2008: 23-93).

³¹ Der Mensch, d. h. das Leben des Menschen sei über den Umweg der Natur zu verstehen, nicht aus sich selbst heraus.

gemessene Vorstellungen« (Lessing 2014: 267) zu kreieren, mit denen die Triebe reguliert würden. Der Geist diene mithin der Sublimierung der Triebe. Eßbach bezeichnete Scheler deshalb auch als den Innenminister der Philosophischen Anthropologie (Eßbach 2005: 328). Während Schelers Argumentation auf dem Geist-Körper-Dualismus aufbaut und den Geist als unhintergehbare, den Körper beherrschende Urtatsache annimmt³², richtet Plessner seine Argumentation explizit gegen die Annahme dieses Dualismus:

»Nicht auf die Überwindung des Doppelaspekts als eines (unwidersprechlichen) Phänomens, sondern auf die Beseitigung seiner Fundamentalisierung, seines Einflusses auf die Fragestellung ist es im folgenden abgesehen. Nur auf die Entkräftigung dieses Doppelaspekts als eines die wissenschaftliche Arbeit in Naturwissenschaft, d. h. Messung, und Bewußtseinswissenschaft, d. h. Selbstanalyse, *zerreißenden Prinzips* kommt alles an« (Plessner 2003: 115).

Letztlich vermag aber auch Plessner nicht, das Spiritualistische in seinem Denken zu überwinden. Den Menschen unterscheide vom Tier, dass er ein Bewusstsein seiner selbst besitzt. Dies wiederum ermögliche die »totale Reflexivität des Lebenssystems« (Plessner 2003: 362):

Das Lebewesen »hat sich selbst, es weiß um sich, es ist sich selber bemerkbar und darin ist es *Ich*, der ›hinter sich‹ liegende Fluchtpunkt der eigenen Innerlichkeit, der jedem möglichen Vollzug des Lebens aus der eigenen Mitte entzogen den Zuschauer gegenüber dem Szenarium dieses Innenfeldes bildet, der nicht mehr objektivierbare, nicht mehr in Gegenwartsstellung zu rückende Subjektpol« (Plessner 2003: 363).

³² Dagegen stellt Fischer heraus, dass Scheler sich gegen Descartes positioniert habe, als er von der Einheit des psychophysischen Lebens sprach, die für alle Lebewesen gilt (Fischer 2015: 285). Andererseits weist Fischer ebenso darauf hin, dass Scheler den Begriff des Geistes einführt, um die Sonderstellung des Menschen zu deuten (Fischer 2015: 286). Scheler operiert mit den Begriffen Drang und Geist, »aber sie werden als zwei unabhängige Prinzipien von vornherein im Menschen als einander verschränkt vorgestellt« (Fischer 2015: 289f.). Henckmann spricht von der »Unableitbarkeit des Geistes vom physischen Sein« bei Scheler. »Durch den Geist hat der auf die Entfaltung des Lebens einzuwirken« (Henckmann 2009: 53).

Hierin wird deutlich, was Plessner zuvor als Operation zur Vermittlung von Natur und Geist benennt: dass nur unter dem »Wertaspekt eines Sinn beanspruchenden Lebens« (Plessner 2003: 121) sich diese Spannung auflösen könne. Mit Lessing lässt sich festhalten, dass Plessner sich zwar dem cartesianischen Dualismus verweigert, doch letztlich die gleiche Strategie wie der Spiritualismus verfolgt, »indem er die exzentrische Positionalität zur letzten, unbefragbaren Faktizität erklärt« (Lessing 2014: 282).³³

Arnold Gehlen veröffentlichte 12 Jahre nach Scheler und Plessner sein Buch »Der Mensch – Seine Natur und seine Stellung in der Welt«. Gehlen

³³ Plessner geht von der Unterscheidung aus, dass anorganische Körper dort ihre Grenze erreichen, wo sie physisch aufhören. Dagegen seien organische Körper durch Positionalität gekennzeichnet, d. h. durch ein Verhältnis zu ihrer Grenze. Plessner spricht vom Lebewesen als dem Körperding, das durch zwei nicht ineinander überführbare Richtungsgegensätze gekennzeichnet sei: »nach Innen (substantialer Kern) und nach Außen (Mantel der eigenschaftstragenden Seiten)« (Plessner 2003: 183). In der Stufenfolge der Lebewesen nimmt der Mensch die letzte und herausragende Stellung ein. Während das Tier zwar ein Bewusstsein seiner selbst entwickeln könne, verfüge es jedoch – anders als der Mensch – nicht über die Möglichkeit der Reflexivität. Der Mensch sei entsprechend durch die exzentrische Positionalität ausgezeichnet, d. h. durch die Fähigkeit, sich von außen zu sehen: »Er lebt und erlebt nicht nur, sondern er erlebt sein Erleben. (...) Positional liegt ein Dreifaches vor: das Lebendige ist Körper, im Körper (als Innenleben oder Seele) und außer dem Körper als Blickpunkt, von dem aus es beides ist« (Plessner 2003: 364f.). Auf der Basis dieser Sichtweise entwickelt Plessner drei anthropologische Grundgesetze. Mit dem »Gesetz der natürlichen Künstlichkeit« ist gemeint, dass sich dem Mensch immer die Frage nach seiner Existenz stellt. Ihm sei jede Direktheit verloren gegangen. Plessner bringt dies sehr anschaulich in dem Satz »Der Mensch lebt nur, indem er ein Leben führt« (Plessner 2003: 384) zum Ausdruck. Das zweite Gesetz, das »Gesetz der vermittelten Unmittelbarkeit«, beschreibt, wie sich der Mensch zum Ausdruck bringt. Wäre er nur Reflexivität, so würde er irre werden. Das Verhältnis zur Welt ist charakterisiert durch vermittelte Unmittelbarkeit, d. h. durch das »dem Subjekt Entgegengeworfene« (Plessner 2003: 405), durch Objekte, Verfestigungen etc. »Er sieht, daß er faktisch nur Bewußtseinsinhalte hat und daß, wo er geht und steht, sein Wissen von den Dingen sich als Etwas zwischen ihn und die Dinge schiebt« (Plessner 2003: 405). Das dritte Gesetz nennt Plessner das »Gesetz des utopischen Standorts«. Die Wahrnehmung der Nichtigkeit und Zufälligkeit des eigenen Daseins beantworte der Mensch mit der Idee von etwas Absolutem, dem Glauben. »Ein Weltall läßt sich nur glauben. Und solange er glaubt, geht der Mensch ›immer nach Hause‹« (Plessner 2003: 424f.).

sieht sich in der Tradition Herders, dessen Sicht auf den Menschen er teilt. Die Philosophische Anthropologie habe »seit Herder keinen Schritt vorwärts getan, und es ist im Schema dieselbe Auffassung, die ich mit den Mitteln moderner Wissenschaft entwickeln will. Sie braucht auch keinen Schritt vorwärts zu tun, denn dies ist die Wahrheit« (Gehlen 1986a: 84). Die Halfertigkeit des Menschen, welche es ihm weder ermögliche, sich über Instinkte am Leben zu erhalten, noch sich – im Gegensatz zum Tier – in feste Milieus einzupassen, erfordere vom Menschen die tätige Aneignung der ihn umgebenen Welt: »die Natur hat dem Menschen eine Sonderstellung zugewiesen, (...) sie hat ein neues Organisationsprinzip zu erschaffen beliebt. Zu diesem gehört, daß sein Dasein seine eigene Aufgabe und Leistung wird« (Gehlen 1986a: 17). Diese Anthropologie ist insofern handlungsorientiert, da sie auf die Konstruktion von Welt durch den Menschen abzielt. Wenn der Mensch nicht über feste Milieus verfügt, in die er sich einpasst, so besteht die Antwort auf diesen erkannten Mangel darin, dass der Mensch sich seine Umwelt herstellt. Das heißt, dass sich der Mensch die Welt, in der er lebt, immerzu produzieren muss. Diese Produktion von Umwelt, diese umgebaute Natur, bezeichnet Gehlen als Kultur. Kultur, und damit konsequent verbunden die Institutionen, dienen mithin der Entlastung von der Notwendigkeit, sich die Welt immer wieder aufs Neue aneignen zu müssen.

Die Philosophische Anthropologie wird im wissenschaftlichen Diskurs häufig als Gegenposition zur Geschichtsphilosophie kontextualisiert. Während die Philosophische Anthropologie als Konzeption verstanden wird, die menschliche Universalien aufzuspüren versucht, operiere die Geschichtsphilosophie mit der Grundüberzeugung, dass die menschliche Welt nur als geschichtliche Welt zu verstehen sei und sich der Mensch nur in der geschichtlichen Welt finden und als solcher verstehen könne. Der Cartesianismus wird also in dieser Differenz fortgeschrieben: auf der einen Seite der Geist als Teil der Natur, aber auch als spezifische, die Natur überschreitende Qualität des Menschen, und auf der anderen Seite die geschichtliche Welt als Objektwelt. Insbesondere Odo Marquard habe, laut Fischer, durch seine Publikationen in den 1970er Jahren zu dieser vorgestellten Trennung beige-

tragen. Gerade dadurch sei jedoch der Blick auf philosophisch-anthropologische Geschichtskonzeptionen verstellt worden (Fischer 2014: 290f.). Fischer exemplifiziert die Verflechtung von Philosophischer Anthropologie und Geschichtsphilosophie dagegen an Arnold Gehlen, Dieter Claessens, Günter Dux und Heinrich Popitz, die für ihn »Heroen« einer philosophisch-anthropologischen Menschheitsgeschichtsschreibung« (Fischer 2014: 299) sind. Fischer kann in Gänze zugestimmt werden, dass die Philosophische Anthropologie in vielfacher Hinsicht mit der Geschichtsphilosophie verbunden ist, ob nun in Gehlens Konzept der Institutionen, die der Entlastung des um Kultur ringenden Subjekts dienen sollen (Gehlen 1986b: 95-102)³⁴, oder in Popitz »Aufbruch zur Artifizialen Gesellschaft« (Popitz 1995), wo dieser darlegt, wie sich durch technische und gesellschaftliche Innovationen das Verhältnis von Natur und Kultur verschiebt. Wie Fischer selbst kenntlich macht, ist seine Reduktion auf diese vier Autoren nur eine künstliche, da diese natürlich Teil internationaler Wissenschaftsdiskurse waren.³⁵ Ergänzen ließe sich die Aufzählung derjenigen, die sich um eine Verknüpfung der Geschichtsphilosophie mit der Philosophischen Anthropologie bemühten, mit den zahlreichen, am Werk des jungen Marx und/oder an Lukács »Eigenart des Ästhetischen« (Lukács 1963) orientierten Autoren. Unter anderem sind dies Karel Kosík (Kosík 1967), Constantin Gulian (Gulian 1973), György Márkus (Márkus 1981) und Agnes Heller (Heller 1978). Gemeinsam – bei allen klar erkennbaren Differenzen – ist diesen Entwürfen, dass sie, von den Möglichkeiten menschlicher Praxis in je spezifischen gesellschaftlichen Verhältnissen ausgehend, die Entwicklung des Einzelnen zu einem authentischen Subjekt oder Individuum beschreiben. In diesen Entwürfen vermitteln sich somit die

³⁴ Zur Gehlen-Rezeption durch Jürgen Habermas und zur Kritik der Einbindung der Philosophischen Anthropologie in soziologische Erklärungsmodelle siehe Wolf Lepenies: »Die Versuche einer Entwicklung soziologischer Erklärungen aus anthropologischen Grundannahmen werden solange theoretisch unbefriedigend bleiben, als die Soziologie nicht über Erkenntnisse der *Transformation* anthropologischer Faktoren in gesellschaftliche Strukturzusammenhänge verfügt« (Lepenies 1971: 93).

³⁵ Zu denken ist hier u. a. an das Werk von Lévi-Strauss, Piaget, Leroi-Gourhan (Fischer 2014: 299).



Kategorie des Ich (Mauss 1989: 249) und die gesellschaftliche Stellung des Einzelnen als Subjekt. Während in dem Einzelnen als Subjekt das Verhältnis von Ich-Identität und Rolle maskiert wird, verlängert die Idee des Ichs als Geist die cartesianische Trennung in Geist und Körper.³⁶ Dies hat gewichtige Konsequenzen auf das Verhältnis von Ich und Wir. Thyen schlägt den Begriff des Inter-Subjektes vor, um diese Verschränkungen zu pointieren:

»Die traditionellen Begriffe greifen in der Erklärung der exzentrischen Positionalität zu kurz: Subjekt-Objekt, Subjektivität-Objektivität, Einzelner-Allgemeines, Ego-Alter, Subjekt-Intersubjektivität, Individuum-Gesellschaft, erstpersonale-drittpersonale Perspektive, I-Me, Ich-Anderer. Mit *Inter-Subjekt* ist ein begrifflicher Zugang zum exzentrisch positionierten Selbst-Verständnis eines Wesens möglich, der hinter die genannten Unterscheidungen noch einmal zurückgeht, ohne dort eine ›Einheit‹ des Menschen zu suchen« (Thyen 2007: 88).

In der deutschsprachigen Kulturanthropologie³⁷, Volkskunde oder Europäischen Ethnologie ist es im Verlauf der 1960er und 1970er Jahre zu einer wirkmächtigen Rezeption soziologischer Sichtweisen gekommen. Während einzelne Begründer dieser Neuorientierung durchaus noch Bezüge in die Philosophische Anthropologie konzipierten, zu denken ist hier etwa an

³⁶ Foucault belegt diese beiden in Konkurrenz stehenden Konzepte mit den Begriffen Formalismus und Hermeneutik. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts würde es so scheinen, als ob die Humanwissenschaften diesen zwei Postulaten gehorchten. Die Forderung nach Invarianten und die Forderung nach Exegese erzeugten den Eindruck, die Humanwissenschaften »müssten entweder das eine oder das andere sein, entweder Interpretation oder Formalisierung« (Foucault 2001b: 647).

³⁷ Dieser Titel reflektiert auf heutige Fachbezeichnungen. Bis in die 1970er Jahre hinein kann von fachwissenschaftlicher Integrität der Kulturanthropologie in Deutschland nicht die Rede sein. So sind etwa in dem von Gadamer und Vogler herausgegebenen Band 4 der Reihe *Neue Anthropologie* unter dem Titel *Kulturanthropologie* u. a. Beiträge eines Mediziners, eines Kunstwissenschaftlers, von Soziologen und Historikern (Gadamer, Vogler 1973) versammelt.

Ina-Maria-Greverus³⁸, waren andere so sehr von den gesellschaftswissenschaftlichen Konzepten motiviert, dass – nach einer kurzen Zeit der theoretischen Beschäftigung (u. a. Narr 1970, Scharfe 1970) – das Empirische in ihrem Selbstverständnis Überhand gewann³⁹. Damit wird eine Blickrichtung gewählt und nachträglich eingenommen, die Kultur als gesellschaftliche Veranstaltung setzt, an der die Einzelnen mehr oder weniger störungsfrei, alternativ oder alternativlos, selbstbewusst oder mimetisch partizipieren; als Veranstaltung, die über Erkennen oder Nichterkennen Inklusions- und/oder Exklusionsprozesse motiviert (Wimmer 1996). Der Einzelne erscheint dann nur noch als gesellschaftliches und kulturelles Subjekt. Einer solchen Blickrichtung entspricht das induktive Vorgehen, das zwar »von einer Phänomenoffenheit geprägt ist« (Bischoff 2014: 26), aber zugleich das Phänomen so stark positioniert, dass sich kulturanthropologische Wissenschaft jenseits von Sichtbarkeit quasi verbietet. In Konsequenz behindert diese Sichtweise jedwede theoretische Beschäftigung, die sich nicht unmittelbar empirisch abbildet und verlagert die Theoriebildung endgültig in die angrenzenden Wissenschaften Soziologie und Philosophie. Die auf Empirismus abzielende Haltung findet ihren Höhepunkt in der höchst verstörenden Äußerung von Christine Bischoff »Wer nicht empirisch forscht, der soll nicht Kulturanthropologie studieren« (Bischoff 2014: 30).⁴⁰

³⁸ Greverus zieht Linien sowohl in die Philosophische Anthropologie als auch in die nordamerikanische Theoriebildung. Daraus entstand ihr Plädoyer für eine ökologisch orientierte Kulturanthropologie (Greverus 1987: 49-51).

³⁹ Und sogar zur Umbenennung eines Fachinstituts in Empirische Kulturwissenschaft führte. Es sollte jedoch nicht der Fehler begangen werden, das empirische Vorgehen an sich als Neuausrichtung des Faches zu verklären, denn empirisches Vorgehen reicht bis in dessen selbstbestimmte Anfänge zurück.

⁴⁰ Sieht man von den umfangreichen Rezeptionsleistungen ab, so gilt das Diktum von Hermann Bausinger »... auch heute leidet das Fach nicht allzu sehr unter abstrakten theoretischen Debatten« (Bausinger 1988: 324) bis heute.

Fortschreibung: Selbstkonstruktion und Rolle

a) Einen Ansatz, der in den anschließenden wissenschaftlichen Konzepten fortlaufend rezipiert und kommentiert wurde, lieferte 1969 der Soziologe Lothar Krappmann in seiner Dissertation »Soziologische Dimensionen der Identität« (Krappmann 1975), in der er den, bis dahin in Deutschland nur einschlägigen wissenschaftlichen Kreisen bekannten Ansatz Goffmans diskutierte und weiterführte. Für Krappmann entfaltet der Einzelne genau dort, wo er zwischen Rollenerwartungen und Ich-Identität zu vermitteln hat, seine Individualität:

Das Individuum »bewahrt eine individuelle Identität, weil es die sozialen Identitätsnormen nicht voll übernimmt, sondern nur respektiert, und zwar indem es trotz Benutzung dieser Normen, ohne die es sich als Interaktionspartner nicht etablieren kann, zu erkennen gibt, daß es doch unter sie nicht gänzlich zu subsumieren ist« (Krappmann 1975: 75).

Der Einzelne interagiert also nicht in völliger Übereinstimmung mit den antizipierten Erwartungen und Forderungen, sondern immer nur in Annäherung, d. h. in der »als-ob«-Übernahme der gesellschaftlichen Normen.⁴¹ Für Krappmann ist die balancierende Identität die einzige Form, in der Identität überhaupt erkennbar bleibt, denn erst in der Eigenleistung des Einzelnen, gesellschaftliche Normen mit der Unverwechselbarkeit des Eigenen zu vermitteln, entfaltet sich das Bewusstsein des Selbst. Von Nicht-Identität sei folglich dann zu sprechen, wenn sich der Einzelne nicht mehr von der Gesellschaft abhebt oder wenn er sich voll und ganz auf seine Einzigartigkeit zurückzieht (Krappmann 1975: 80). Krappmann, der im Anschluss an Mead und Goffman einen interaktionistischen Ansatz verfolgt, sieht die balancierende Identität an Fähigkeiten geknüpft, die den Einzelnen in den Stand setzen, Ich-Identität zu entwickeln. Hierzu zählt er die Herstellung und Wahrung von Rollendistanz, die Antizipation der Erwartung der Anderen (role taking und Empathie), die Bereitschaft sich mit Inkompatibilitäten und Divergenzen abzufinden (Ambiguitätstoleranz) und die Fähigkeit der Identitätspräsentation

⁴¹ Die Denkfigur des »als-ob« geht zurück auf Helene Deutsch (Deutsch 1934).

(Krappmann 1975: 132-173). Krappmann erhebt in seiner Studie mithin den zuvor problematisch verhandelten Aspekt, dass angesichts der zahlreichen gesellschaftlichen Erwartungen der Einzelne sich in seiner Einzigartigkeit kaum zu erhalten vermag, zum Prinzip der Individualität⁴², denn nur in der balancierenden Identität sei ein Handlungsspielraum des Einzelnen realisiert (Krappmann 1975: 30).

b) In den frühen, noch marxistisch ausgerichteten Texten der ungarischen Philosophin Agnes Heller, besonders in der Abhandlung »Das Alltagsleben – Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion« aus dem Jahr 1970⁴³ wird Individualität als ein mit Wert ausgestatteter Begriff benutzt. Ein Individuum sei dadurch gekennzeichnet, dass der Einzelne die Fähigkeiten erwirbt, in ein bewusstes Verhältnis zu seiner Einzigartigkeit als Einzelwesen (Partikularität) sowie zu seiner Gesellschaftlichkeit (Gattungsmäßigkeit) zu treten. Indem es seine je eigenen Motive, Interessen, Haltungen und Gefühle zu bearbeiten vermag, kann es die Egozentrik der Ich-Perspektive erkennen, problematisieren und überschreiten. In ein bewusstes Verhältnis zur Gattung zu treten, umfasst, dass der Einzelne sein Sprechen und Handeln gesellschaftlich sinnhaft positioniert. Die Fähigkeit zur Beurteilung der Egozentrik des eigenen Seins und zur kreativen Mitarbeit an den gesellschaftlichen Sinnsystemen kennzeichnet das Individuum. Diese Verhältnisse einzugehen, werden bei Heller eng an die Optionen der individuellen Entfaltung geknüpft, die von gesellschaftlichen Wirkgefügen wie Arbeit, Moral, Religion, Politik, Recht, Wissenschaft, Kunst und Philosophie abhängig sind (Heller 1978: 108-181). Diese Wirkgefüge treten als Individualität hemmende oder fördernde Konstruktionen auf, je nachdem, welche gesellschaftspolitischen Kräfte vorherrschend sind. Im Denken Hellers vollzog sich in der Folge ein viele Werke begleitender Umbauprozess.

⁴² Laut Gerhardt (Gerhardt 1971: Fußnote 66) wurde dieser Gedankengang erstmals 1968 in einer Projektskizze (Elternhaus und Schule) von Ulrich Oevermann, Lothar Krappmann und Kurt Kreppner formuliert. Zu Krappmann siehe auch Hahns Ausführungen über »Partizipative Identitäten« (Hahn 2000).

⁴³ In deutscher Sprache erstmals Frankfurt a. M. 1978.

Sie löste sich von dem Glauben an die große Erzählung des Fortschritts in der Geschichte und an die Perfektibilität der menschlichen Natur.⁴⁴ Ihre Arbeiten handeln nun weniger davon, wie sich menschliche Naturverhältnisse zu gesellschaftlichen Verhältnissen umformen, als vielmehr von der Frage, auf welche Weise sich moralisches Denken und Handeln in mit Wahlfreiheit ausgestatteten Gesellschaftsstrukturen ausbildet und wirkt. In den an das ›Alltagsleben‹ anschließenden Werken verliert sich deshalb dieser mit absolutem Wert ausgestattete Begriff von Individualität.⁴⁵ An seine Stelle tritt die Wertwahl des Individuums, die nun nicht mehr von absoluten, sondern von individuell und kulturell ausgehandelten Werten abhängig erscheint. Diese Wahl erfolgt auf der Basis der menschlichen Fähigkeiten, über eigenes vergangenes Handeln zu urteilen.⁴⁶

»Auf die eine oder andere Weise eine einzigartige Person zu werden, ist nicht nur ein Unterschied, sondern *der* Unterschied. Denn die einzigartige Person kann entweder als besonderes Einzelwesen einzigartig bleiben oder aber ein einzigartiges Individuum oder eine einzigartige Persönlichkeit werden (natürlich kann er auch irgendeine Mischung aus beidem sein)« (Heller 1993: 633).

c) Auch Norbert Elias bezieht sich auf die Denkfigur der Balance. In der Aufsatzsammlung »Die Gesellschaft der Individuen«, die drei Aufsätze aus unterschiedlichen Schaffensperioden enthält, stellt Elias in dem dritten, 1987 verfassten Beitrag das Konzept einer Ich-Wir-Balance vor. Ähnlich wie Agnes Heller in ihrer Abhandlung über den Menschen der Renaissance (Heller 1982) spricht Elias davon, dass sich seit der Renaissance der Schwerpunkt der Balance zur Ich-Identität neigt. Während in früheren Phasen der Menschheitsgeschichte, alleine schon um das Überleben zu si-

⁴⁴ In einem Fernsehinterview (»vis-a-vis« vom 10. Juni 2013, 3sat) berichtete sie von diesem Umbauprozess.

⁴⁵ Der Umbau des Denkens begann laut Heller mit dem noch in Ungarn abgeschlossenen Werk »Theorie der Gefühle« (Heller 1981). Hier spricht sie von der Wertwahl des Individuums. In späteren Texten ersetzt sie den Begriff des Individuums durch den Begriff Persönlichkeit.

⁴⁶ Ausdrücklich wird dies in der 1996 veröffentlichten Monographie »An Ethics of Personality« (Heller 1995).

chern, der Einzelne von Gruppen abhängig gewesen sei, könnte seit der Renaissance beobachtet werden, dass die integrativen Aufgaben der Gruppe in den differenzierten Gesellschaften immer mehr vom Staat übernommen würden. Diese Übernahme gehe einher mit affektiver Dysfunktionalität und münde in einem »wirlosen Ich«, also einer Störung des sozialen Habitus, dem die Ich-Wir-Balance als integraler Bestandteil eingeschrieben sei:

»Solange sich mit der Einheit höherer Ordnung keine Gefühle der persönlichen Identität, keine Wir-Gefühle verbinden, erscheint das Verblässen oder gar das Verschwinden der Wir-Gruppe niedriger Ordnung in der Tat als eine Art Todesdrohung, als ein kollektiver Untergang und so ganz gewiß als eine Sinnentleerung höchsten Grades« (Elias 1987: 299).

Folge dieser drohenden Sinnentleerung sei ein Individualisierungsschub (Elias 1987: 310).

Deutlich erkennbar ist, wie in der wissenschaftlichen Sicht auf Rollen und Ich-Identität diese als wechselseitig aufeinander bezogen gedacht werden. Durch die Mobilisierung der Rollen und der Ich-Identität im gesellschaftlichen Handeln wird die Selbstkonstruktion der Ich-Identität an die Seite gestellt. Zugleich verflechten sich die Selbstkonstruktionen mit der Perpetuierung der Rollen in Normen. Dieser Verflechtung liegt verdeckt immer schon eine Taxonomie zugrunde, denn die Aktion bezieht sich stets auf das bereits Befestigte: das Perpetuierte gilt es durch die Aktion zu bearbeiten. Die Verflechtung von Rolle und Ich-Identität, d. i. die Selbstkonstruktion, impliziert mithin immer auch den Kontext von Macht und Gegenmacht, oder – in der Begrifflichkeit Holloways – die Konstellation Getanes – Tun (Holloway 2010). Deutlich wird dies bei Goffman, wenn er alle Menschen im Verhältnis zum gesellschaftlichen Anforderungssystem als stigmatisiert bezeichnet. Roland Hitzler stellte sich diesen – wie er ihn nannte – Goffmensch als »ein prinzipiell verunsichertes Wesen vor, das ständig Probleme zu bewältigen, Antworten zu suchen, ja Rätsel zu lösen hat« (Hitzler 1992: 451). Auch in der Vorstellung der Krappmannschen balancierenden Identität tritt der Einzelne als notwendig Agierender auf, da er sich der gesellschaftlichen Macht als Rollenmacht stellen muss, um die für ihn beste Hal-

tung dazu einnehmen zu können. Deutlich wird an der Sichtweise Krappmanns auch eine Verschiebung der Qualität von Rollenarbeit. Bei Krappmann kann sich an der Rollenarbeit nicht nur eine Vorstellung des Selbst entwickeln, sondern eine Individualität im Sinne einer spezifischen Qualität. Individualität, als Wertbegriff benutzt, schwächt tendenziell die Wirkmacht der Rollen und stärkt zugleich die Handlungsmacht des Einzelnen. In diesem Sinne kann auch das Modell von Heller gedeutet werden: Die Entfaltung der Individualität aus dem bewussten Verhältnis zur Partikularität und dem bewussten Verhältnis zur Gattungsmäßigkeit erzeugt letztlich Individuen, die durch ihre Selbstkonstruktion auch die gesellschaftlichen Konstruktionen bearbeiten, sodass sie in eins fallen. Diesen Modellen ist allen gemeinsam, dass die Arbeit an den Rollen, d. h. auch an der Gesellschaft erst Ich-Identität aufscheinen lässt. Entsprechend ist die Warnung von Elias zu bedenken, dass die fehlende Arbeit an der Gesellschaft in einem dysfunktionalen Ich, in einer fehlerhaften Selbstkonstruktion enden könne.

Der bis hierhin kurz umrissene Zusammenhang von Ich-Identität, Selbstkonstruktion und Rolle wird in der Literatur als moderne Sichtweise etikettiert, die mittlerweile durch die postmoderne Wirklichkeit erfassende Erklärungsmodelle abgelöst worden sei. Gerade das Streben nach einer gelingenden Balance wird angesichts der nun eher instabiler gewordenen gesellschaftlichen Kontexte als Illusion entlarvt. Die Vorstellung, dass die je eigene Identitätsarbeit sich auf die Perfektibilität des Einzelnen ausrichtet, also einen starken Einzelnen in und für die Gesellschaft zum Ziel hat, tritt zugunsten der Vorstellung in den Hintergrund, der Einzelne verhandelt sein Selbst stets auf der Grenze zur Gesellschaft. In einer Art Selbstvergessenheit richte er sich in der Selbstverwaltung und der Ökonomisierung des Selbst ein (Bröckling 2009). Der diagnostizierte Verlust stabiler Kontexte scheint eben den gesellschaftlichen Druck auf den Einzelnen so sehr zu erhöhen, dass das Hauptanliegen von Identitätsarbeit nun Passungsarbeit (Keupp u. a. 2008: 276) sei. So wird von der Entwicklung einer Bastelmentalität (Gross 1994) gesprochen, zur Beschreibung postmoderner Verhältnisse wird der Begriff der Patchwork-Identität (Keupp u. a. 2008) ein-

gebracht, Identitätsbildung wird zur privaten Angelegenheit oder zum Kampf um Anerkennung (Honneth 1994) erklärt (Eickelpasch, Rademacher 2004: 11f.), immer unter dem Gesichtspunkt, dass die »multiplen Identitäten der modernen Gesellschaft (...) das Problem der Kontinuität auf(werfen, AES), welche von Situation zu Situation bestätigt werden muss und als eine Art situationsübergreifende Identität Ordnung, Verantwortung und geistige Gesundheit produziert« (Müller 2011: 51).⁴⁷ Wolfgang Sohst vertritt in dem Aufsatz »Der Traum vom neuen Ich« sogar die Position, dass für den Einzelnen angesichts der zahlenmäßig zunehmenden und auch häufiger zu wechselnden Anzahl der zu übernehmenden Rollen eine der wichtigsten Aufgaben der Identitätsbildung darin bestehe, den Unterschied zwischen Rolle und Identität unbedingt aufrechtzuerhalten. Der Einzelne habe nur aus der Existenz dieser Differenz heraus die Möglichkeit, »die unterschiedlichen Änderungs- bzw. Anpassungsgeschwindigkeiten zwischen Rollen- und Identitätssphäre zueinander zu vermitteln« (Sohst 2007: 11).

Was alle die Postmoderne beschreibenden Identitätskonzepte verbindet, ist ihr anti-essenzialistischer Charakter: eine, einer Person zugeordnete, kohärente Identität existiert nicht mehr. Identität wird durch Sprache und andere Zeichensysteme konstruiert oder Identität wird auf der Basis von Differenz konstituiert (Gugutzer 2002: 50f.).

Subjektpositionen

Der Titel des von Demirović, Kaindl und Krozova 2010 herausgegebenen Buches: »Das *Subjekt* – zwischen Krise und Emanzipation« (Demirović u. a. 2010) erzeugt einen Anklang davon, wie Subjektpositionen in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Literatur verhandelt werden. Während im

⁴⁷ »Multiple Identitäten der modernen Gesellschaft« verweist auf den von Eisenstadt geprägten Begriff der multiplen Modernen (Eisenstadt 2000). Eisenstadt bezeichnet die Moderne als eigenständige, im Westen entstandene Zivilisation, die institutionelle und kulturelle Charakteristika hervorgebracht hat, die sich nun stetig ändern. Die Expansion der Moderne habe also keine uniforme und homogene Kultur hervorgebracht, sondern »multiple Modernen« (Eisenstadt 2006: 37).

Begriff der Ich-Identität der Einzelne als Ausgangspunkt der Konzeptionalisierungen aufscheint, der Selbstbezug und das Selbstbewusstsein in Hinblick auf die gesellschaftlichen Zuweisungen fokussiert werden, ist im Begriff des Subjekts die Eigenständigkeit des Einzelnen sekundär. Im Subjektbegriff ist die gesellschaftliche Struktur, im Begriff der Ich-Identität das psychologische Motiv immanent.⁴⁸ Das Subjekt ist also nur in Bezug denkbar (zur Natur, zur Gesellschaft) – weniger jedoch zu sich selbst. Das ist das Ergebnis der cartesianischen Trennung: die Wende in den Individualismus auf der einen Seite und die Objekt-Subjekt-Beziehung auf der anderen Seite. In der Subjekt-Objekt-Beziehung verdichtet und entfaltet sich gleichsam Kultur und Gesellschaft. Die großen wissenschaftlichen Erzählungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kreisen um diese Denkfigur: das Subjekt als Verweisort von Ideologie und das Subjekt als marktformige Konstruktion.

Als Michel Foucault in »Die Ordnung der Dinge« vom Tod des Subjekts sprach, wollte er damit zum Ausdruck bringen, dass die gesellschaftliche Macht und das gesellschaftliche Wissen nicht vom Menschen ausgeht, sondern diskursiv erzeugt wird. Er wandte sich damit explizit gegen die Anthropologie, von der man glaubte, sie ermögliche die Befreiung des Menschen: »Die Erfahrung hat gezeigt, dass die Entwicklung der Humanwissenschaften eher zu seinem Verschwinden als zu seiner Apotheose führt« (Foucault 2001b: 649). Humanismus, Anthropologie und Dialektik erscheinen bei Foucault durch gemeinsame Interessen verbunden: den wahren, authentischen Menschen aufzufinden.⁴⁹

»Der Gedanke einer wissenschaftlichen Erkenntnis des Menschen geht nicht auf ein moralisches Interesse am Menschen zurück, sondern umgekehrt, weil man den Menschen zum möglichen Objekt wissenschaftlicher Erkenntnis

⁴⁸ Der Begriff des Subjekts ist immer durch gegenständliche oder dingliche sowie intersubjektive Bezugnahmen gekennzeichnet (Wetzel 2011: 2123). Der Begriff des Subjekts drückt immer Zugehörigkeit aus (Wetzel 2011: 2125).

⁴⁹ Die Dialektik »verspricht dem Menschen den Menschen, und insofern lässt sie sich nicht von einer humanistischen Moral trennen« (Foucault 2001a: 699).

gemacht hat, entwickelten sich all die moralischen Themen des heutigen Humanismus ...« (Foucault 2001a: 698).

Es wird eine Ordnung von Wissen erzeugt, welche als gesellschaftliche Wahrheit, d. h. als kooptiertes Verhältnis von Wissen und Nichtwissen, wirkmächtig wird. Hierüber wird das gesellschaftliche Bewusstsein produziert. Die auffindbaren Strukturen konstituieren mithin Gesellschaft und Kultur und weisen dem Einzelnen einen Ort zu. Sie sind eher Ziel als Agens gesellschaftlicher Prozesse, da sie in Produktions- und Sinnbeziehungen und damit auch in Machtbeziehungen eingebunden sind (Foucault 2005f: 270). Die Einzelnen werden zum »Produkt und Effekt von Macht und Wissen« (Dahlmanns 2008: 100). Die Kritik Foucaults am anthropologischen Denken mündete in eine Dezentrierung des Subjekts, wodurch »das Subjekt zum Epiphänomen des Diskurses degradiert« (Dahlmanns 2008: 50) wurde. Verschiedentlich wurde Foucault deshalb als Strukturalist bezeichnet⁵⁰, doch zeigt sich die Originalität des Foucaultschen Denkens gerade in der Differenz von Strukturdenken und diskursiven (An-)Ordnungen. Wissen wirkt nämlich nicht durch seine Be- oder Verfestigung in Strukturen, die dazu tendieren, den Einzelnen einzuschränken, sondern durch die Aktivierung im Sinne einer Wahrheitspolitik. Das Wissen ist also ständig im Fluss, es findet sich zu immer neuen Verbindungen, die ebenso flüssig aber stark (machtvoll) sind, wie die vorherigen. Dass in diesem Zusammenhang die Diskursteilnehmer als diejenigen, die den Aussagen und diskursiven Formationen Bedeutung zuweisen, auftreten müssen, erscheint zwingend, wenngleich Foucault deren Auftreten nicht explizit macht.⁵¹ In

⁵⁰ Diese Zuschreibung lehnte Foucault entschieden ab: »In Frankreich beharren gewisse halbgewitzte ›Kommentatoren‹ darauf, mich als einen ›Strukturalisten‹ zu etikettieren. Ich habe es nicht in ihre winzigen Köpfe kriegen können, daß ich keine der Methoden, Begriffe und Schlüsselwörter benutzt habe, die die strukturelle Analyse charakterisieren« (Foucault 1971: 15). Eine Unterscheidung in Strukturalismus und Poststrukturalismus wird in Frankreich nicht vorgenommen. In der deutschen Rezeption wird Foucault regelmäßig dem Poststrukturalismus zugeordnet (Angermüller 2007: 40).

⁵¹ Foucault verweist auf die Beobachterrolle des Einzelnen, wenn er vom gegenwärtigen, nichtdialektischen Denken spricht (Foucault 2001a: 700f.).

den frühen Texten wird der Einzelne eher als ein Macht und Wissen unterworfenen Subjekt konzipiert. Er tritt nicht als Entität auf, sondern – dezentriert – in Wissenskontexten, Aussagesystemen und Diskursen: nicht erkennbar, nicht unterscheidbar. In Anlehnung an Günter Anders' Aussage, der Gleichschaltungsmechanismus sei zu gut, um erkennbar zu sein (Anders 1980: 143)⁵², ließe sich festhalten, dass gerade durch die Nichterkennbarkeit des Einzelnen in den Diskursen und die Fluidität des Wissens, Wahrheit als integrale Macht erzeugt wird.

Foucault überschreitet damit zum einen die strukturfunktionalistische Sichtweise und zum anderen den ideologiekritischen Blick auf den Einzelnen, die beide auf ein Subjekt abzielen, das in hegemonial organisierter Beziehung zur umgebenden Welt steht. Die strukturfunktionalistische Sichtweise geht davon aus, dass Menschen mittels ihrer Vergesellschaftung Institutionen ausbilden, die in der Folge eigenständig Bedeutungen und Deutungen erzeugen und entfalten, denen der Einzelne wiederum ausgesetzt ist. Auf diese Weise werde eine gesellschaftliche Wirklichkeit konstruiert, die quasi von Geburt an auf den Einzelnen einwirkt, ihn formt, ihm Rollen bereitstellt und ihn zur Mitarbeit und Befestigung der Institutionen einlädt. Zahlreiche Rollenmodelle ließen sich entsprechend etikettieren.⁵³

Die ideologiekritischen Konzepte vermuten das Subjekt noch stärker den ihn umgebenden Systemen ausgeliefert. Louis Althusser, ein französischer

⁵² »Als inexistent wirkt der Gleichschaltungsmechanismus deshalb, weil er effektiv, und zwar so gründlich und so lückenlos klappt, daß er Gleichschaltungen als Sondermaßnahmen nicht benötigt. Dialektischer könnte er nicht funktionieren. Er ist zu gut, um erkennbar zu sein.« Auf diese Weise beschreibt Anders die Funktionsweise des Konformismus. Wissensregimes und damit Wahrheit als integrale Macht produzieren eben solche »Einbahnung«, die »automatisch akkumuliert« (Anders 1980: 142).

⁵³ Eine kulturwissenschaftliche, funktionalistische Institutionenlehre wurde 1941 von Malinowski formuliert (Malinowski 2005: 45-172). In der Soziologie ließe sich z. B. die wissenssoziologische Arbeit von Berger, Luckmann, dort wo es um den Zusammenhang von Institutionen und Wissensordnung geht, als strukturfunktionalistischer Zugang identifizieren (Berger, Luckmann 1980).

marxistischer Philosoph⁵⁴, bei dem Foucault in den späten 1940er Jahren studierte⁵⁵, bezeichnete die Institutionen als Ideologische Staatsapparate: »Wir bezeichnen als Ideologische Staatsapparate eine bestimmte Anzahl von Realitäten, die sich dem unmittelbaren Beobachter in Form von unterschiedlichen und spezialisierten Institutionen darbieten« (Althusser 2010: 54). Er möchte deutlich machen, dass die Institutionen als Systeme von Vorstellungen funktionieren, die Herrschaftsmotive verschleiern, indem sie an die Stelle von Wirklichkeit ein Bild von Wirklichkeit setzen. Sie erzeugen Deutungs-codes, die eher anzeigen, »*worin* die Menschen wohnen und denken, als eine Konzeption, *die* sie bilden« (Ricoeur 1977: 200). Althusser will jedoch Ideologie nicht als Totalität⁵⁶ begriffen wissen, sondern wendet für ihre Definition den Strukturbegriff des Ganzen als Dominante⁵⁷ an. Die Ideologischen Staatsapparate sind also nicht per se Verdunklungsapparaturen, sondern an die gesellschaftliche Praxis insofern zurückgebunden,

⁵⁴ Zu Althusser, seiner Wirkung auf die französische Philosophie und Bedeutung für die linksgerichtete Politik siehe die von Bölke, Müller, Reinfeldt herausgegebene Aufsatzsammlung (Bölke, Müller, Reinfeldt 1994), die in »Für Althusser« zusammengeführten Aufsätze von Étienne Balibar (Balibar 1994) oder den kurzen Beitrag von Alain Badiou (Badiou 2011: 45-66). Laut Wolf habe Althusser mit seinem Werk wesentlich dazu beigetragen, die während der Zeit des Kalten Krieges allgegenwärtige Aufteilung in Westen und stalinistisch geprägten Osten zu überwinden. Er habe besonders mit »Für Marx« 1965 der französischen Arbeiterbewegung die Möglichkeit geschaffen, sich wieder auf die zentrale Aussage des Werkes von Karl Marx zu beziehen: der Abschaffung der durch die kapitalistischen Produktionsverhältnisse manifestierten Herrschaft (Wolf 2011: 8f.).

⁵⁵ Eine ausführliche Darstellung der Kon- und Divergenzen des Denkens von Althusser und Foucault stellt Isolde Charim bereit (Charim 2002).

⁵⁶ Kofler reflektiert ausführlich den Zusammenhang von Ideologie, Totalität und falschem Bewusstsein (Kofler 1975). Die sogenannte Frankfurter Schule um Adorno und Horkheimer hatte diesen Zusammenhang regelmäßig hergestellt und damit den moralischen Anspruch, durch ihre Arbeiten »an der Aufhebung des gesellschaftlichen Unrechts« (Horkheimer 1977: 574) mitzuwirken, beschrieben. Mit der Kritik am Totalitätsbegriff verbunden ist die Aufhebung der Vorstellung von Gesellschaft als einer stabilen, geschlossenen Struktur (Bonacker 2008: 31).

⁵⁷ Gemeint ist damit eine Gesellschaft »die ihre Verhältnisse auch ihrem eigenen Selbstverständnis nach ganz aus sich heraus konstituiert« (Demirović 1994: 91).

als sie in der gesellschaftlichen Praxis die Beziehung zum Einzelnen beschreiben. Die Ideologie funktioniert auf die Weise

»... dass sie unter den Individuen (sie rekrutiert sie alle) Subjekte ›rekrutiert‹ oder die Individuen (sie transformiert sie alle) in Subjekte ›transformiert‹ und zwar durch eine bestimmte Operation, die wir *Anrufung* [interpellation] nennen. Man kann sich diese Anrufung anhand des Typs der banalsten alltäglichen Anrufung vorstellen, wie sie etwa von Polizei wegen oder auch ohne diese Zuspitzung erfolgt: ›He, Sie da!‹ (Althusser 2010: 88)!

Demirović betont, dass Althusser Ideologie als ein Bündel sozialer Praktiken versteht, das dem Einzelnen vermittelt, Autor seiner selbst – ein identisches Subjekt – zu sein.

»Entscheidend ist also der symbolische Prozeß (...), in dem das Individuum als ein Subjekt konstituiert wird, das als solches glaubt, in seinen Bewußtseinsakten Herr seiner selbst zu sein, und sich gerade damit gleichzeitig einem sozialen Verhältnis unterwirft. Imaginär daran ist, daß das Subjekt immer noch etwas werden will, was es nicht ist und niemals werden wird, der Schöpfer dieses Verhältnisses selbst« (Demirović 1994: 93).

Dass die Anrufung angesichts dessen erfolgreich ist, dass sich der Einzelne den sozialen Praktiken aus freien Stücken unterwirft und sich noch in der Unterwerfung als frei versteht, ist laut Butler damit erklärbar, dass die Interpellation die Inszenierung eines Rufes sei, da der Ruf selbst nichts bewirke, ohne die Bereitschaft der Angerufenen, sich umzuwenden. In diesem Zusammenhang verweist sie auf die von Althusser entwickelte Denkfigur des Gewissens, d. i. die Bereitschaft, vorwegnehmend Schuld bereits zu akzeptieren.⁵⁸

»Das Gewissen ist grundlegend für Hervorbringung und Reglementierung des Bürgersubjektes, denn das Gewissen wendet das Individuum um und macht es der subjektivierenden Maßregelung zugänglich. Das Gesetz verdoppelt jedoch diese Maßregelung: die Umwendung ist eine Hinwendung« (Butler 2001: 109).

⁵⁸ ... um Identität zu gewinnen. Butler argumentiert hier mit Nietzsche (Butler 2001: 103). Zur Kritik Butlers an Althusser siehe auch die Analyse der Althusserrezeption von Benjamin Scharmacher (Scharmacher 2004: 116-128).

Folgt man Althusser, so tritt der Einzelne bereits mit der Geburt in Verbindung zur Ideologie. Sie begegnet ihm im familialen Ideologischen Staatsapparat (Althusser 2010: 54) und kreiert umgehend den Einzelnen als Subjekt. Herr seiner selbst sein und zugleich den sozialen Verhältnissen unterworfen zu sein, die Vorstellung also, der Einzelne arbeite an seiner Individuation und zugleich an seiner Subjektposition ist die Konsequenz aus der cartesianischen Trennung.

Im Spätwerk, er selbst datiert den Beginn dieser Phase mit 1975-1976 (Foucault 2005b: 859), richtet Foucault den Blick auf das Subjekt.

»Ich habe versucht, drei große Problemtypen auszumachen: das Problem der Wahrheit, das Problem der Macht und das Problem der individuellen Verhaltensführung. Diese drei Bereiche der Erfahrung lassen sich nur im Verhältnis zueinander und nicht ohne einander verstehen« (Foucault 2005b: 860).⁵⁹

Foucault umgeht die Konstruktion einer Konvergenz von souveränem Individuum und geformtem Subjekt, indem er das Aushandeln der Subjektposition nach außen verlegt: in die Aussagesysteme, d. h. die Diskurse. Die Wissenskontexte handeln mithin unter sich Wahrheit aus, die sie auf den Einzelnen richten. Die Aushandlung von Wahrheit erfolgt in den Disposi-

⁵⁹ In einem Aufsatz aus dem Jahr 1982, in dem er darstellt, wie in der klassischen Antike und in der Spätantike Praktiken der Einschreibung und der »Sorge um sich« in Verbindung gebracht wurden, führt er über den Zusammenhang von Wahrheit und Subjekt aus: »Klar muss dabei allerdings sein, dass es nicht darum geht, im Subjekt eine Wahrheit zu entdecken oder aus der Seele den Ort zu machen, wo die Wahrheit aufgrund einer Wesensverwandtschaft oder eines Ursprungsrechts zu finden wäre; auch geht es nicht darum, die Seele zum Gegenstand eines wahren Diskurses zu machen. Wir sind noch sehr weit von einer Hermeneutik des Subjekts entfernt. Es geht vielmehr darum, das Subjekt mit einer Wahrheit auszurüsten, die es nicht bereits kannte und die nicht bereits in ihm vorhanden war. Es geht darum, aus der gelernten, dem Gedächtnis einverleibten und schrittweise in Anwendung gebrachten Wahrheit ein Quasi-Subjekt zu machen, das souverän in uns herrscht« (Foucault 2005a: 434).

tiven. Diese Netzwerke diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken⁶⁰ führen die Kämpfe um Macht an ihren Rändern auf, dort wo diese selbst ihre Grenzen aufbauen (Veyne 2010: 117). Damit löst Foucault die Machtkämpfe vom Individuellen als auch vom Kollektiven, Gesellschaftlichen:

»Ganz allgemein glaube ich, daß die Macht sich nicht ausgehend von (individuellen oder kollektiven) Willen bildet, auch nicht, daß sie sich von Interessen ableitet. Die Macht bildet sich und funktioniert ausgehend von Mächten, sie errichtet sich auf Vielfältigkeiten von Machtfragen und -wirkungen« (Foucault 1978a: 111).

Das Subjekt ist also an den Machtkonstellationen nicht beteiligt.⁶¹ Es ist weder das Ergebnis von Verblendungszusammenhängen, noch der Kreator von Gesellschaftlichkeit, d. h. es ist weder ideologisch noch strukturfunktionalistisch in seiner Position deutbar. Vielmehr erkennt Foucault an, dass Macht nur über freie Subjekte ausgeübt werden kann, »insofern sie ›frei‹ sind – und damit seien hier individuelle oder kollektive Subjekte gemeint, die jeweils über mehrere Verhaltens-, Reaktions- und Handlungsmöglichkeiten verfügen« (Foucault 2005f: 287). An anderer Stelle ausgehandelte Macht schreibt sich mithin in die Subjekte ein und wird von diesen aufgeführt. Foucault beschreibt zwei Prozesse, die vom Subjekt angetrieben wer-

⁶⁰ Die nicht-diskursiven Praktiken richten sich an den diskursiven Praktiken aus. Foucault hat in einem Gespräch etwas ausführlicher vorgetragen, was er unter einem Dispositiv versteht (Foucault 1978b: 119-121), auf weitere Definitionsarbeit hat er verzichtet. Kurze, obgleich auf die eigene Theoriebildung abzielende Erklärungen des Begriffs finden sich bei Deleuze und Agamben (Deleuze 1991, Agamben 2008). Mittlerweile sind zahlreiche, umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten erschienen, in denen der Begriff des Dispositivs angewandt und/oder modifiziert wurde, z. B. von Heubel das Dispositiv der Kreativität (Heubel 2002), von Ziai das Dispositiv der Entwicklung (Ziai 2007) oder von Allhutter das Dispositiv digitaler Pornographie (Allhutter 2009). Ein Dispositiv ist – verkürzt ausgedrückt – ein Ensemble von Diskursen und Verfestigtem, Nicht-Diskursivem, das in je spezifischen historischen Situationen auf Notstände, d. i. Unsicherheiten, Gefahren der Destrukturierung stabilisierend oder modifizierend wirkt.

⁶¹ »Die grundlegende Idee Foucaults ist die einer Dimension der Subjektivität, die sich von der Macht und vom Wissen herleitet, aber nicht von dort abhängig ist« (Deleuze 1987: 142).

den: den Prozess der Subjektivation und den Prozess der Ästhetisierung. Ein Subjekt ohne Subjektivation kann es nicht geben. Es wird durch das Dispositiv seiner Epoche hervorgebracht. Mit Subjektivation beschreibt Foucault den andauernden Prozess der Konstituierung von Subjektivitäten durch den Einzelnen. »Die Menschen treten ständig in einen Prozess ein, der sie als Objekte konstituiert und sie dabei gleichzeitig verschiebt, verformt, verwandelt – und der sie als Subjekte umgestaltet« (Foucault 2005c: 94). Der Begriff der Subjektivation, so Veyne, diene dazu, »die Metaphysik zu eliminieren, die empirisch-transzendente Dublette, die aus dem konstituierten Subjekt das Phantom eines souveränen Subjekts herleitet« (Veyne 2010: 127), oder, in der Sprache dieses Textes, Subjektposition und Ich-Identität im Gleichklang zu positionieren. Subjektivation sei die »Konversionskupplung zwischen dem Gesellschaftlichen und Individuellen« (Veyne 2010: 127). Das heißt, dass die drei von Foucault untersuchten Problemfelder, Wahrheit, Macht und Lebensführung – wie oben ausgeführt – immer nur als aufeinander bezogen zu denken sind. Bublitz spricht von dem Subjekt als einem »unterworfenen Souverän«, das sich in den Verhältnissen von Macht und Wahrheit entwirft.

»Die Geburt des modernen Subjekts erfolgt im Geflecht von Zeichensystemen, Machttechnologien, diskursiven und institutionellen Praktiken, die seine Subjektivierung als machtförmige Zurichtung und permanenten Selbstbezug sichern. Die Selbstrepräsentation des Menschen und die Beziehung des Subjekts zu sich selbst werden zum Fundament letzter Gewissheiten, der Mensch zum Material, an dem sich Subjektivierung mithilfe eines Unterscheidungsrassters – von Abweichung und Norm – vollzieht« (Bublitz 2008: 294).

Macht, Wissen (Wahrheit) und Selbstformung erzeugen demnach eine Machtkonstellation, die letztlich jedem einen »permanenten Selbsterforschungs- und Geständniszwang« (Bublitz 2008: 294) auferlegt.

Den korrespondierenden Prozess, die Ästhetisierung, will Foucault als Transformation des Selbst durch sich selbst verstanden wissen, mithin als Arbeit am Selbst – als Selbstsorge. Den Begriff der Selbstsorge gebraucht Foucault unter Bezugnahme auf Heideggers Begriff der Sorge, den dieser ausdrücklich gegen die »Auffassung des Menschen als des Kompositums

aus Leib (Erde) und Geist« (Heidegger 1984: 198) positionierte. Die Sorge ist der Leib-Geist-Konstellation vorgängig:

»Dieses Seiende hat den ›Ursprung‹ seines Seins in der Sorge. Cura teneat, quamdiu vixerit: Das Seiende wird von diesem Ursprung nicht entlassen, sondern festgehalten, von ihm durchherrscht, solange dieses Seiende ›in der Welt ist‹« (Heidegger 1984: 198).

Foucault bindet die Selbstsorge an die Konzepte von Wahrheit und Macht an. Während bei Descartes und in dessen Folge Wahrheit an Erkenntnis gekoppelt ist⁶², der Mensch also als zur Wahrheit fähig gekennzeichnet wird, sieht Foucault den Einzelnen mit der Wahrheit selbst beschäftigt – in der Selbstsorge werden Selbsttechniken konstitutiv. Wahrheit ist mithin nicht auf das Ergebnis von Diskursen oder auf Machtstrukturen reduzierbar, also auch nicht diesen untergeordnet, sondern findet im Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst in einer je spezifischen historischen Situation mit den ihr eigenen Möglichkeiten der Selbstkonstitution statt.⁶³ Die Selbstverwandlung durch das eigene Wissen komme, so Foucault, der ästhetischen Erfahrung sehr nahe: »was Sie als eine Form von Ästhetizismus definieren würden – darunter verstehe ich die Transformation des Selbst« (Foucault 2005d: 654). Die Stilisierungen des Selbst, der Verhaltensführung und des Verhältnisses zu anderen zu untersuchen, wird dadurch erschwert, dass die Selbsttechniken meist unsichtbar sind und zudem häufig mit Techniken der Verwaltung verbunden sind (Foucault 2005g: 495).

⁶² Nach Foucault verband Descartes Wahrheit mit Evidenz. »Es genügt, dass die Selbstbeziehung mir die evidente Wahrheit dessen offenbart, was ich sehe, um diese Wahrheit endgültig zu erfassen« (Foucault 2005g: 497).

⁶³ Hierin unterscheidet sich nach Hesse die Position Foucaults maßgeblich von Heideggers Verständnis der Selbstsorge, das dieser als Grundverhältnis des Menschen zu sich selbst anlegte (Hesse 2003: 304). Ich erkenne hierin eher eine Verschiebung als einen maßgeblichen Unterschied.

Dieser von Foucault identifizierte Prozess der Ästhetisierung, weniger der Selbstsorge als der Selbsttechniken⁶⁴, findet sich in postmodernen Subjekt-konzeptionen wieder, in denen der Einzelne zur Arbeit am Selbst verpflichtet erscheint, in denen er sich zum Unternehmer seiner selbst macht und sich dem Arbeitsprozess zur Verfügung stellt (Bröckling 2009). Die Anrufung des Selbst erfolgt somit nicht mehr nur über die konstituierenden äußerlichen Kräfte, sondern wird als Prozess beschrieben, der dem Einzelnen in seinem Stil inhärent ist. In der Auseinandersetzung »mit den an es herangetragenen Selbstdeutungs- und Selbstmodellierungsvorgaben« (Bröckling 2009: 35) erfindet sich das Subjekt. Hier scheint der Fokus auf den Selbsttechniken und weniger auf der Selbstsorge zu liegen, was letztlich eine Verengung der Blickrichtung mit sich bringt, denn die Arbeit am eigenen Ich braucht eine Idee des Lebensstils, oder anders ausgedrückt: das »Subjekt, das sich selbst als Werk sieht, an dem es arbeiten muss, würde sich eine Moral geben müssen« (Veyne 2010: 130). Axel Honneth definiert entsprechend die Selbstsorge als »Für-Wert-Halten der eigenen Wünsche und Empfindungen« (Honneth 2005: 89). Dagegen beschreiben die Selbsttechniken ohne Selbstsorge lediglich eine Verlängerung der Wirkmacht von Gesellschaft in das Subjekt hinein. Die Arbeit am Selbst ließe sich dann als Aushandlung entlang der gesellschaftlich ausgehandelten und inkorporierten (Selbst-)Verständnisse beschreiben. Beispielhaft hierfür mag

⁶⁴ Das ontologische Motiv der Selbstsorge wird durch das sozialkonstruktivistische Interpretament der Selbstoptimierung, Selbstverwaltung oder Selbsttechnik überlagert. Verschiedentlich wird der Begriff der Selbsttechnik sogar als Substitut für Selbstsorge gebraucht. Foucault gehört sicher zu den Autoren der jüngsten Vergangenheit, dessen Texten auf vielfache Weise Gewalt angetan wurde. Mit Stingelin kann von einer kriegerischen Lektüre die Rede sein (Stingelin 2000). Die Zuordnung zum (Post-)Strukturalismus, die Zurichtung der Diskursanalyse zu einer Methode, die reduzierten Lesarten der Texte Foucaults verwischen und verdecken die originären Aussagen Foucaults zunehmend und erzeugen Rezeptionskulturen, die mittlerweile die Foucaultschen Aussagen an Wirkmächtigkeit zu übertreffen scheinen und zur Rezeption der Rezeption einladen. Ein Beispiel für die Rezeption der Rezeption liefert Seifert wenn er Lebenskunst und Selbstsorge als gleichwertige Konzepte der Ästhetisierung des Lebens vorstellt, oder die Rezeption Foucaults durch Reckwitz unhinterfragt übernimmt (Seifert 2015: 16-18).

das von Andreas Reckwitz sogenannte konsumatorische Kreativsubjekt stehen, das »in ihren Praktiken hervorgebracht wird und sich hervorbringt« und sich »als überdeterminiertes Produkt eines ästhetischen und eines ökonomischen Codes« (Reckwitz 2006: 588) darstellt. Diese Positionen legen dann wieder nahe, das Subjekt in der Tat nur als Epiphänomen zu verstehen, den Menschen quasi als Durchlauferhitzer von Gesellschaft und Kultur zu begreifen.⁶⁵

»Das Subjekt präsentiert sich nun als die Doppelstruktur eines *subiectum*: Indem sich der einzelne bestimmten kulturellen Ordnungen unterwirft, die ihm körperlich und psychisch die Merkmale akzeptabler Subjekthaftigkeit »einschreiben«, kann er erst jene Kompetenzen von Selbstregierung, Expressivität, rationaler Wahl etc. ausbilden, die ein Subjekt ausmachen sollen« (Reckwitz 2008: 78).

Kommunitarismus – Multitude – Wir-Intentionalität

»Nichts ist grundlegend. Das ist gerade das Interessante an der Analyse der Gesellschaft. Deshalb irritiert mich nichts mehr als diese – *per definitionem* metaphysischen – Fragen nach den Grundlagen der Macht in einer Gesellschaft oder nach der Selbsteinrichtung der Gesellschaft. Es gibt keine grundlegenden Phänomene. Es gibt nur Wechselbeziehungen und ständige Verschiebungen zwischen ihnen« (Foucault 2005e: 332).

In den letzten Jahrzehnten ist Gesellschaft auf vielfache Weise neu diskutiert worden. Das Scheitern der als sozialistisch deklarierten Gesellschaftsmodelle in Osteuropa, das Erstarken religiös begründeter Herrschaftsformen, die Ausweitung des Neoliberalismus in den Industrienationen und die Zunahme der Bedeutung sozialer Medien haben, nach einer kurzen Zeit der Orientierungslosigkeit, die in dem Topos vom »Ende der

⁶⁵ Graeber bezeichnet das Gerede vom kreativen Konsum als »die wahre Ideologie des neuen globalen Marktes« (Graeber 2012b: 111).

⁶⁶ Eine knappe, klare Kritik an Fukuyama und dem vermeintlichen Sieg der liberalen Demokratie bietet Kallscheuer im Nachwort zu der deutschen Ausgabe von Michael Walzers »Kritik und Gemeinsinn« (Kallscheuer 1993: 135-138).

Geschichte« (Fukuyama 1992)⁶⁶ ihren Ausdruck fand, Philosophen und Soziologen dazu veranlasst, Gesellschaft in ihren Alternativen zu denken.

a) In den 1980er Jahren entwickelte sich in Nordamerika und in Kanada unter dem Titel »Communitarianism« eine Denkrichtung, die Gemeinschaft als Ergänzung von Gesellschaft positionierte: die über Rechtsbeziehungen begründete Gesellschaft werde durch die Orientierung an gemeinsamen Werten befestigt. Der Kommunitarismus war eine Antwort auf die Radikalisierung der Ich-Bezogenheit, die gerade in der neoliberalen amerikanischen Gesellschaft, in der sich – wie Hannah Arendt an Karl Jaspers schrieb – die Mitbürger für das öffentliche Leben verantwortlich fühlen, »wie ich es aus keinem anderen europäischen Land kenne« (zit. n. Weber 2012: 95), eklatant sichtbar wurde. Axel Honneth machte darauf aufmerksam, dass die Kritik an der modernen, teilweise pathologisch ausufernden Ich-Bezogenheit in fast allen Schriften der Vertreter des Kommunitarismus zu finden sei (Honneth 1997: 19). Der Kommunitarismus baut auf der Idee der Mitgliedschaft auf. Damit sind Verhältnisse gemeint, die nicht der staatlichen Regulation unterliegen, doch gerade deshalb in der Zivilgesellschaft wirkmächtig werden. Brumlik unterscheidet drei je eigenständige Themenbereiche des Kommunitarismus, die er der Philosophie, der Politik und der Soziologie zuordnet. Im Mittelpunkt der philosophischen Debatte stehe, ob individualistische Ethiken mit den Prinzipien der Gerechtigkeit und Rationalität vermittelbar seien, die politische Debatte handele davon, wie die bürgerliche Gesellschaft in ihren Lebensformen stabilisiert werden könne und die soziologische Debatte, die für Brumlik die beiden anderen Debatten erst bedingt, kreise um die Frage, ob es möglich sei, dass Individuen ohne Koordination durch Repression zusammenleben können (Brumlik 1997: 95f.).

Ein wichtiger Vertreter des philosophisch argumentierenden Kommunitarismus ist der kanadische Philosoph und Politologe Charles Taylor. In »Die

Politik der Anerkennung« aus dem Jahr 1992 stellt er dar, wie durch den Zusammenbruch der gesellschaftlichen Hierarchien der Begriff der Ehre, der sich über Unterschiede definierte, durch den universalistisch und egalitär zu verstehenden Begriff der Würde abgelöst worden sei. Zugleich habe sich, dies wurde oben bereits in anderen Zusammenhängen ausgeführt, die Vorstellung von Identität gewandelt. Taylor spricht von »individualisierten Identitäten« und beschreibt diese als »Identität, die allein mir gehört und die ich in mir selbst entdecke« (Taylor 2009: 16). Sie sei die Folge des Verlustes sozialer Identitätsbestimmung. Das egalitäre Motiv in dem Konzept von Würde mit dem auf Differenz basierenden Konzept von Identität als Authentizität zu vermitteln, sei durch die Moderne zu leisten. Das Recht auf Selbstaussdruck und freie Entscheidung sei jedoch nicht uneingeschränkt zu unterstützen. Taylor favorisiert ein Liberalismusmodell, das bereit ist, »die Wichtigkeit bestimmter Formen von Gleichbehandlung abzuwägen gegen die Wichtigkeit des Überlebens einer Kultur (...) sie gründen (...) auf Urteilen darüber, worin ein gutes Leben besteht – auf Urteilen, in denen der Integrität der Kulturen ein zentraler Platz zukommt« (Taylor 2009: 47f.).

Der Sozialtheoretiker und Vertreter einer politischen Philosophie Michael Walzer bindet die Begründung für die Notwendigkeit der Erneuerung der Zivilgesellschaft an die Entwurzelung des Menschen zurück, die er aus der zugenommenen geographischen Mobilität (Verlust räumlicher Verbindungen), der sozialen Mobilität (Verlust generationell übertragener Stadien), der Beziehungsmobilität (Verlust stabiler Familiengemeinschaften) und der politischen Mobilität (Verlust politischer Gewissheiten) ableitet (Honneth 1997: 19). Walzer sieht die menschliche Gesellschaft als eine Distributionsgesellschaft an, die nach den Prinzipien des freien Austauschs, des Verdienstes und der Bedürftigkeit funktioniert. Sie solle, in Abkehr vom gesellschaftlichen Ist-Zustand in den USA, auf dem System der komplexen Gleichheit aufbauen, das ausschließt, dass sich durch die Übertragung gesellschaftlicher Anerkennung aus einer Sphäre in eine andere Sphäre Herrschaftsstrukturen konstituieren und verfestigen können.

»Die Kritik an Dominanz und Herrschaft weist uns den Weg zu einem offenen Distributionsprinzip: *Kein soziales Gut X sollte ungeachtet seiner Bedeutung an Männer und Frauen, die im Besitz eines anderen Gutes Y sind, einzig und allein deshalb verteilt werden, weil sie dieses Y besitzen*« (Walzer 2006: 50).

Indem die Dominanz einer Sphäre – Walzer unterscheidet elf Sphären – verhindert werde, könne sich community als gemeinsames Handeln ausbilden. Kallscheuer spricht mit Bezug auf Walzer von der community als einem »zwanglosen Netzwerk sozialer Beziehungen« (Kallscheuer 1993: 145), in der der Gegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft aufgehoben sei. Dass die individuelle Freiheit erst aus der zivilrepublikanischen Gemeinschaft erwachse, ist den nordamerikanischen Vorstellungen von Gemeinschaft und Freiheit immanent. Für Walzer ist entsprechend Regiert-Werden und Selbstachtung kein Gegensatz: »Denn regiert zu werden, ohne dominiert zu sein, ist keine Beleidigung unserer Würde, keine Verneinung unserer moralischen oder politischen Kompetenz« (Walzer 2006: 452).

Der Soziologe und Ökonom Amitai Etzioni diskutiert die Idee der Zivilgesellschaft im Kontext einer Verantwortungsgesellschaft, die sich durch ein »ausbalanciertes Verhältnis von Autonomie und Ordnung« realisiere. Ein solches Verhältnis wäre zu erreichen, so Etzioni, »je stärker sich ihre soziale Ordnung auf soziale Bindungen und die Stimme der Moral verläßt und je weniger sie sich auf den Staat (oder den Markt) stützt« (Etzioni 1997: 195). Die Zivilgesellschaft basiere also auf der »auf Freiwilligkeit beruhenden Ordnung« und biete die Möglichkeit »Gesellschaften, deren Wertbindungen und moralische Infrastruktur in Unordnung geraten sind« (Etzioni 1997: 323) wieder zu befestigen.

Allen Varianten des Kommunitarismus gemeinsam ist nach Honneth der Glaube an die Rettung durch die Gemeinschaftsidee, denn im Gegensatz zu den Entwürfen alternativer Gesellschaftsformen gehe es dem Kommunitarismus nur darum, gefestigt auf den Traditionen, sich der Qualitäten gemeinschaftlicher Wertbildungen bewusst zu werden (Honneth 1997: 20). Hintergründig läuft hier das Programm des Naturzustands nach Hobbes von der Feindschaft der Menschen untereinander ab. Brumlik meint sogar,

im deutschen Verbands- und Vereinswesen die Lösung dessen zu sehen, was in Amerika diskursiv ausgehandelt wird.⁶⁷

»Muß man zu dem Schluß kommen, daß wir hierzulande bereits ein weiteres Mal bereits dort stehen, wohin alle möglichen Wegweiser zu gehen uns heißen?

In ihren plakativen Schlagzeilen thematisiert die ›Kommunitarismus‹ Debatte eine stärkere Förderung von Sozialintegration über das neue und öffentliche Thematisieren von individuell sinnstiftenden und kollektiv verbindlichen Ethiken unterhalb des gesetzlich Geregelteten. Die Verbindung von in Gruppen erlebter affektiver Solidarität mit der Möglichkeit gleichberechtigter Partizipation in überschaubaren Zusammenhängen, die im Unterschied zu routinisierten Berufsvollzügen als sinnvoll und frei erlebt werden, könnte tatsächlich anomischen Tendenzen entgegenwirken. Diese funktionale Leistung von Gemeinschaften für ein liberales System kann freilich nur unter liberalen Bedingungen funktionieren. (...) Nur liberale Gesellschaften sind auf die kommunitäre Zufuhr von Solidarität angewiesen, während kommunitäre Gruppen ihre volle Wirkung nur unter liberalen, pluralistischen Bedingungen entfalten können« (Brumlik 1997: 101).

Solidarität, Austausch und Anerkennung sind die Konzepte, welche die Kommunitarismusdebatte maßgeblich strukturieren. In der Debatte werden Verluste oder Fehlentwicklungen thematisiert, die zu bearbeiten seien, ob nun in homogeneren Gemeinschaftsvorstellungen oder in der Ausweitung demokratischer Mitbestimmung (Steinfath 1997: 91). Den Vertretern des Kommunitarismus gelingt es jedoch nicht, wie Steinfath ausführt, die gesellschaftlich wirkmächtigen Machtstrukturen zu durchschauen, da diese dazu neigen, partikularistische Orientierungen gegenüber universalistischen Orientierungen zu präferieren.

Die Kritik durch den Kommunitarismus »zehrt dabei von den unvermeidlichen Spannungen, denen sich jedes Bemühen ausgesetzt sieht, die Forderungen einer universalistischen Moral und die Achtung vor der lebensweltlichen Vielfalt individueller wie kollektiver Identitäten zusammenzuhalten. Indem der Kommunitarismus letztere zu schützen unternimmt, ohne ersteren hinrei-

⁶⁷ Die Entstehungsbedingungen der Vereine und Verbände im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert unterstützen die Aussage Brumliks.

chend Rechnung zu tragen, läuft er Gefahr, am Ende beide preiszugeben« (Steinfath 1997: 92f.).

Obwohl die Vertreter des Kommunitarismus – hier wurde nur eine kleine, aber signifikante Auswahl an Autoren und Texten vorgestellt – diskutieren, wie sich in einer durch zahlreiche Entfaltungsmöglichkeiten des Einzelnen gekennzeichneten Gesellschaft Gemeinsinn konstituieren kann, und auf diese Weise Gemeinschaft und Einzelner zusammenbringen, bleibt doch die identitätsstiftende Kraft dem Individuum vorbehalten. Die universalistische Moral affirmiert den Identität-Individualität-Komplex insofern, als sie auf die Bindungskraft individueller Wertkonfigurationen verweist.

b) Im Postfordismus ist der Tauschwert des Wissens verhandelbar geworden. Zugleich ist der Gebrauchswert des Wissens durch Verallgemeinerung und die freie Verfügbarkeit angestiegen. Das Multitude-Modell des amerikanischen Literaturwissenschaftlers Michael Hardt und des italienischen Philosophen Antonio Negri nimmt hier seinen Anfang.⁶⁸ Global verfügbares Wissen habe die Möglichkeit eröffnet, »unsere Besonderheit zu wahren und das Gemeinsame zu entdecken, das es uns erlaubt, miteinander zu kommunizieren und gemeinsam zu handeln« (Hardt, Negri 2004: 9). Im Zentrum der Produktionsverhältnisse in den hochindustrialisierten westlichen Staaten stehe nicht mehr die Erzeugung von Gütern, sondern das Erbringen immaterieller Arbeit. Eine Wegmarke für diese Verschiebungen ist sicher die Integration der Künstlerkritik der 1960/70er Jahre durch die kapitalistischen Produktionsgemeinschaften. Luc Boltanski und Ève Chiapello haben diese Integration als neuen Geist des Kapitalismus identifiziert (Boltanski, Chiapello 2006). Die Kritik an den Produktionsprozessen richtete sich in den 1960er Jahren vor allem gegen die monotonen Arbeitsbedingungen, die jedweder persönlichen Entfaltung zuwiderliefen. Die Arbeitskraft war bis dahin – laut Boltanski, Chiapello – in der Tat nur als

⁶⁸ Das Multitudemodell basiert auf den Entwicklungen in Italien, insbesondere dem Operaismus. Ausführlich dargestellt wird dieser Zusammenhang von Birkner und Foltin (Birkner, Foltin 2010).

nutzbare Kraft angesehen worden, da auf die Interessen der Arbeitenden nach Verwirklichung und Kreativität nicht eingegangen wurde. Die Vereinnahmung der Künstlerkritik durch den Kapitalismus (z. B. durch sich selbst reflektierende, homogene Produktionsgemeinschaften) antizipierte die Bedeutung der immateriellen Arbeit, wie sie sich im Postfordismus darstellt. Neben dem »praktischen Register« als Rahmen gemeinsamen Handelns beschreibt Boltanski das »metapragmatische Register«, das auf die zu erbringende immaterielle Arbeit verweist: Die Aufmerksamkeit verlagere sich von der zu bewältigenden Aufgabe weg. »Ihre Aufmerksamkeit wendet sich nun der gemeinsamen Handlung selbst zu, ihren Modalitäten, den Bedingungen ihrer Möglichkeit, den Formen, in die sie sich einschreibt« (Boltanski 2010: 106). Diese Aussage korrespondiert mit der Feststellung von Hardt, Negri: »Die produktive Maschine absorbiert die Vermittlung« (Hardt, Negri 2003: 47). Ausgangspunkt der von Hardt und Negri vollzogenen Bestandsaufnahme der weltgesellschaftlichen Verhältnisse und Ordnungen sind die mittlerweile aufgelösten imperialen Strukturen. Sie meinen feststellen zu können, dass eine einzige Macht alles determiniere, allem eine Richtung und ein gemeinsames Recht gebe und zugleich entschieden postkolonial und postimperialistisch sei (Hardt, Negri 2003: 25). Diesem alles verschlingenden, sich als »beständig, ewig und notwendig« (Hardt, Negri 2003: 27) präsentierenden Empire stellen sie die Multitude entgegen, die sie als Zusammenschluss von Singularitäten definieren.⁶⁹

Negri positioniert die Multitude in Abgrenzung von der Vorstellung eines Volkes. Im Volk scheine der Staat als dessen Erzeuger auf, es sei Träger von Rechten, die ihm der Souverän gewährt. Entsprechend definiert er Volk als Ansammlung von Menschen, die sich ihrer Macht entfremdet hätten (Negri 2004: 16f.). Dagegen entspräche das Konzept der Multitude den neuen Arbeitsabläufen und den neuen gesellschaftlichen Prozessen.

⁶⁹ Auf die Möglichkeit der komplementären Lesart von Boltanski, Chiapello und Hardt, Negri verweise ich in dem unveröffentlichten Vortragsmanuskript »Subjektpositionen, Multitude und die Potenzialanalysen« (Schmidt 2013).

»In der Postmoderne verbindet sich das Konzept der Multitude mit der Existenz der Singularitäten, die sich durch die Möglichkeit auszeichnen, ihrer immateriellen Arbeit Geltung zu verleihen, und durch das Potenzial, sich in dieser immateriellen Arbeit (in ihrem Tun) die Produktion wieder anzueignen« (Negri 2004: 17f.).

Die Multitude soll mithin ein gesellschaftliches Individuum⁷⁰ abbilden, das sich, im Gegensatz zum Volk, in der Lage sieht, sich zu artikulieren und »Freiheit zu multiplizieren« (Negri 2004: 18). Es sei als Ensemble, d. h. als Vielfalt von Singularitäten, als soziale Klasse und als Vielfalt, die zu unabhängiger intellektueller Entwicklung fähig ist, zu verstehen. Die Fähigkeit der Singularitäten, das Gemeinsame zu produzieren, wird bei Negri zur demokratischen Potenz, die auf immaterieller Arbeit gründet. Die Menge als Zusammenschluss von Singularitäten wird zum Subjekt. Der Ort, an dem sich die Multitude entfalte und wo die immaterielle Arbeit stattfinde, sei die Metropole. »Damit die Metropole für die Multitude sein kann, was die Fabrik für die industrielle Arbeiterklasse war, darf sie nicht nur Ort der Begegnung sein, sondern muss auch Schauplatz der Organisation und Politik sein« (Hardt, Negri 2010b: 114). Mithin müsse die Multitude ihre Arbeit auf die Metropolen richten, denn diese seien pathologisch, da sie durch »Exklusions- und Subordinationsstrukturen das Gemeinsame korrumpieren und nützliche Begegnungen blockieren« (Hardt, Negri 2010b: 117) würden. Die Rettung vor diesen Korruptionsmechanismen sehen Hardt und Negri in den neuen Technologien und den sozialen Medien. Die Multitude könne nun als Schwarmintelligenz auftreten und neue soziale Programme schreiben, die der Macht nicht verpflichtet seien: »Im Gegenteil, für die Multitude sind das Recht auf Ungehorsam und das Recht auf Abweichung grundlegend« (Hardt, Negri 2004: 374). Die Romantisierung

⁷⁰ Negri bezieht sich auf Marx: »Die Gesellschaft besteht nicht aus Individuen, sondern drückt die Summe der Beziehungen, Verhältnisse aus, worin diese Individuen zueinander stehn« (Marx 1974: 176). An anderer Stelle definieren Hardt, Negri die Multitude als »Singularitäten, die gemeinsam handeln. Der Schlüssel zu dieser Definition liegt in der Tatsache, dass es hier keinen konzeptionellen und keinen tatsächlichen Gegensatz zwischen Singularität und Gemeinsamkeit gibt« (Hardt, Negri 2004: 123).

der Wirkmacht und der Bedeutung der sozialen Medien unter Verkennung der ihnen inhärenten Machtmechanismen bezeichnet Wolf-Dieter Narr mit Recht als »Kommunistisches Weihnachten« (Narr 2011). Hier wird eine revolutionäre Gewalt gefeiert, die sich weder in ihrer Entwicklung noch in ihrer gegenwärtigen Existenz erkennen lasse. Auch Steve Wright wendet ein, der gesellschaftliche Arbeiter müsse »als reifes, politisches Subjekt erst noch auf der Bildfläche erscheinen« (Wright 2005: 186). Dass Hardt, Negri den neuen Technologien diesen hohen Stellenwert beimessen, ist über die Bedeutung des Wissens für die Multitude rekonstruierbar. Die eigentliche Produktivkraft Wissen weite sich durch die neuen Kommunikationstechnologien aus. Sie entwickle jedoch keine Repräsentationen, sondern gestalte sich eben über die Verbindung und Verknüpfung der Singularitäten durch das Gemeinsame (Foltin 2010: 145).

Neben der Bedeutung, die das Wissen und die Wissenstechnologien für die Entstehung und die Wirkmacht der Multitude spielen, wird von Hardt, Negri die körperliche Präsenz der Multitude betont, also die performative Produktion des Gemeinsamen. Es – Hardt, Negri sprechen vom »produktiven Fleisch« (Hardt, Negri 2004: 221) – produziert das Gemeinsame, das zugleich wieder als Grundlage des Gemeinsamen dient:

»Singularitäten interagieren und kommunizieren sozial auf der Grundlage des Gemeinsamen, und deren soziale Kommunikation wiederum produziert das Gemeinsame. Die Multitude ist die Subjektivität, die aus dieser Dynamik von Singularität und Kommunalität entsteht« (Hardt, Negri 2004: 223).⁷¹

Zwar kontrolliere heutzutage das Kapital noch die Performanzen, doch sei es Ziel der Praktiken des Gemeinsamen, diese Kontrolle zu überwinden und freie Ausdrucksformen zu realisieren. Dies sei das Projekt der Multitude (Hardt, Negri 2004: 227). Realisieren ließe sich die Überwindung der Kontrolle durch das Kapital mittels Verweigerung: durch die Drohung, die Unterwerfungshaltung aufzugeben oder durch Beziehungsverweigerung als

⁷¹ Foltin bringt dies sehr prägnant zum Ausdruck: »Das Gemeinsame bildet das Präindividuelle und die Grundlage jeder Produktion, im Tun jedoch – in der Aktivität, in der Kommunikation und den Beziehungen – wird das Gemeinsame (Commons) permanent erzeugt und verändert« (Foltin 2010: 135).

Flucht aus den Zwängen von Knechtschaft, Verfolgung und Unterdrückung (Hardt, Negri 2004: 367). Die Performanzen und die Verständigungsebenen greifen hierbei ineinander, denn sie können nur in ihrer Gleichzeitigkeit wirksam werden:

»Der General Intellect braucht Fleisch und Blut, um ihn mit der Multitude verbinden zu können. Lassen wir das Glatte und Friedliche, um das Starke und Streitbare zu erfassen – die Sprache ist eine Kerbung des Seins und wie jede Kerbung ist sie ein Ensemble von Singularitäten« (Negri 2004: 19).

Während für Hardt, Negri die Multitude als Zusammenschluss von Singularitäten ein fakultativ revolutionäres Subjekt darstellt, versteht der italienische Philosoph Paolo Virno die postfordistische Multitude als Möglichkeit, dem Un-Zuhausesein zu begegnen. Wie Hardt, Negri verweist Virno auf die Verschiebungen in der Produktion von Waren. Zwar müsse immer noch körperliche Arbeit für die Produktion von Waren erbracht werden, doch die Produktion von Waren und von Gesellschaft werde im Postfordismus maßgeblich durch immaterielle Arbeit gesteuert. Immaterielle Arbeit als Generieren von Wissen und als Produktion von Verständigungsweisen ist die Antwort auf den Zusammenbruch von Sicherheiten. Es sind die Gemeinplätze (im aristotelischen Sinn als logische und sprachliche Formen, die alle Rede durchziehen), die Stabilität versprechen, »weil sie die Form eines Schutzes in einer Gesellschaft darstellen, die über keine substanziellen Gemeinschaften mehr verfügt« (Virno 2008: 54). Die Isolation des Einzelnen und die Absenz substanzieller Gemeinschaften sind für Virno die Ausgangslage für die Konstituierung der Multitude, die sich selbst über die gemeinsame Erfahrung von Angst, das politische Handeln⁷² und die Bearbeitung des Individuellen beschreibe.

In der postfordistischen Gesellschaft sei die partikulare Furcht vor etwas (z. B. dem Verlust des Arbeitsplatzes) in allgemeine Lebensangst umgeschla-

⁷² Virno rekuriert auf die von Hannah Arendt entwickelte Begrifflichkeit (Arendt 1985). Er bezeichnet das politische Handeln als Praxis und virtuos, da es auf Publikum angewiesen ist. Es ist gekennzeichnet durch Kontingenz, die Abwesenheit eines fertigen Produktes und die unmittelbare und unausweichliche Beziehung zur Gegenwart anderer (Virno 2008: 67).

gen. Diese Lebensangst sei Normalität geworden mit der Konsequenz, dass derjenige, der Angst empfindet, sich nicht mehr allein fühle: »Die *Vielen* als *Viele* sind diejenigen, denen das ›Un-zuhause‹ gemeinsam ist und die diese Erfahrung in den Mittelpunkt ihrer sozialen und politischen Praxis stellen« (Virno 2008: 42).

Das politische Handeln bilde sich in der postfordistischen, auf Automation beruhenden Produktion in den Arbeitsprozessen ab. Dieses neue Arbeiten sei öffentlich, da es auf Beziehungen gründe, und die Produktion nehme dann laut Virno die Form eines Raums mit Öffentlichkeitsstruktur an (Virno 2008: 84). Es sei auf soziale Beziehungen gerichtet und habe seinen Zweck in sich selbst. Das Tätigsein selbst werde nachgezeichnet: das Spektakel als Realabstraktion, als vergegenständlichte Kraft des Tuns.⁷³

»Der Ursprung des Spektakels ist der Verlust der Einheit der Welt, und die gigantische Ausbreitung des modernen Spektakels drückt die Vollständigkeit des Verlustes aus: die Abstraktion jeder besonderen Arbeit und die allgemeine Abstraktion der Gesamtproduktion äußern sich vollkommen im Spektakel, dessen *konkrete Seinsweise* gerade die Abstraktion ist. (...) Das Spektakel vereinnigt das Getrennte, aber nur als *Getrenntes*« (Debord 1996: 25f.)

So wie in der gemeinsamen Erfahrung der Angst und in der Beziehungsstruktur der politischen Arbeit sich die Multitude als Seinsform der Vielen herausbildet, ist diese auch durch Individuation geprägt. Zwar erfahre sich ein jeder als individuell, doch stünden dieser Erfahrung allgemein biologische Faktoren entgegen, die sich nicht singularisieren lassen. Hierzu gehören etwa das Sehen und das Hören. Die zeitgenössische Multitude sei nun aus Individuen zusammengesetzt, die diese Wirklichkeit immer zugleich auch erfahren und erkennen: »Nur im Kollektiv und gewiss nicht im isolierten Subjekt können die Wahrnehmung, die Sprache und die Produktivkräfte als individuierte Erfahrung Gestalt annehmen« (Virno 2008: 108f.).

⁷³ Der Begriff der Realabstraktion im hier gebrauchten Sinn geht auf Marx zurück (Marx 1974: 594).

Die Kraft, welche die Multitude entfalten kann, bündelt sich nach Virno in zwei Operationen: der nicht-servilen Virtuosität (dem zivilen Ungehorsam, der die Rechtsgrundlage des Staates selbst in Frage stellt) und dem Exodus:

»Desertieren heißt, die Bedingungen zu verändern, unter denen sich ein Konflikt entfaltet, anstatt sich ihnen zu unterwerfen. Und die positive Herstellung eines günstigen Szenarios bedarf größerer Initiative als der Zusammenstoß mit vorher festgelegten Bedingungen. Ein affirmatives ›Tun‹ charakterisiert das Abfallen, das der Gegenwart einen sinnlichen und operativen Anstrich einprägt. Der Konflikt beginnt genau da, wo wir etwas im Fliehen herstellen, um soziale Beziehungen und neue Lebensformen zu verteidigen, die wir zu erfahren schon im Begriff sind« (Virno 2010: 30).

Das Heraustreten, die Desertion entbindet die Einzelnen vom staatlichen Einfluss und erzeugt so einen Überfluss an Wissensformen, Kommunikation und Handeln, der, gleichsam autonom, sich gegen die Einverleibung durch den Staat konstituiert (Virno 2008: 98f.).

Beide Modelle, das des Kommunitarismus und das der Multitude, nähren sich aus der Erkenntnis krisenhafter gesellschaftlicher Zustände in den westlichen Zivilisationen. In beiden werden Deutungsstrategien entwickelt und Lösungsansätze entworfen – und doch könnten sie unterschiedlicher kaum sein.

Der Kommunitarismus positioniert sich als Kritik an den Fragmentierungstendenzen angesichts neoliberaler Egozentrierung und De-Institutionalisierung. Gegen das Streben nach ungezügelter, alle gesellschaftlichen Ebenen durchdringender Dominanz von Einzelnen setzt der Kommunitarismus die Unhintergebarkeit der partikularistischen Interessen, Herrschaft ohne Dominanz, mithin Herrschaft als Ordnungskategorie, und die Freiwilligkeit des Zusammenschlusses. So wünschenswert diese Modulationen des Liberalismus auch sein mögen, sind sie doch nicht widerspruchsfrei. Herrschaft ohne Dominanz kann nicht realisiert werden, da der Herrschaft immer das Moment des Erworbenen innewohnt. Wenn Herrschaft erworben ist – also nicht kontinuierlich aktualisiert wird – verändert sie ihre Struktur und kann sich nur über Dominanz reanimieren. Ebenso

wie die Machtkonzepte, die sich antagonistisch organisieren, muss auch das Verhältnis von partikularistischen Interessen und freiwilligem Zusammenschluss, also universalistischen Interessen als problematisch angesehen werden. Der Hauptwiderspruch ergibt sich aus der strukturellen Linearität universalistischer Interessen, die bis zur Konstruktion von moralischen Codizes reichen kann und die Organisation der Zusammenschlüsse in den Vordergrund stellt. Diese Linearität belagert die partikularistischen Interessen, indem sie das Handeln, die Kreativität, das Tun jedes Einzelnen in Kategorien der Linearität (dazu gehören Nützlichkeit, Sinnhaftigkeit, Bedeutung, Machtpotenzial) übersetzt. Letztlich muss also am Kommunitarismus kritisiert werden, dass er die partikularistischen Interessen als Ausgangspunkt von Gemeinschaftsformen ansieht, ohne zu rekonstruieren, dass sich das Universalistische längst als Kontinuum der Geschichte (Benjamin 2015: 636) in das Partikularistische eingeschrieben hat.

Während der Kommunitarismus die Balance der Gesellschaft und die Ganzheit zum Ziel hat, ist das Multitudekonzept an das Klassenkonzept, an den Konflikt angebunden. Dem Empire als Unterdrücker begegnet die Multitude, die als Vielheit über kreative Eigenaktivität verfügt.⁷⁴ Dabei ruft sie etwas auf, was ihr gleichsam immanent ist, denn die Multitude ist auch ontologisch zu verstehen, als »Kommunikation und Kooperation, als das Gemeinsame der Singularitäten« (Birkner, Foltin 2010: 102). Das Gemeinsame als Ausgangspunkt von Freiheit und Gleichheit zu charakterisieren, das Gemeinsame also als Auflösung alles Trennenden, als Ende jeder Alteritätswahrnehmung, als Schluss jeder Fragmentierung wird bei Hardt, Negri in Formeln überführt, die zwar durchaus sympathisch, jedoch ebenso utopisch sind: »Ein einwöchiger globaler biopolitischer Streik würde jeden Krieg verhindern«⁷⁵ (Hardt, Negri 2004: 382). Die Verschiebungen, die Paolo Virno vornahm, gehen von einer angenommenen durch den Postfor-

⁷⁴ Darin unterscheidet sie sich von der Masse oder dem lenkbaren Mob. Das Volk wird dagegen als transzendente Repräsentation verstanden, die sich in ihrer Einheit gegen Andere abgrenzt (Birkner, Foltin 2010: 102).

⁷⁵ Es ist kaum auszudenken, was zuvor passiert sein muss, damit es zu einer solchen globalen Verweigerungshaltung kommt.

dismus ausgelösten Unsicherheit aus. Doch anders als im Kommunitarismus versprechen nicht substanzielle Gemeinschaften die Auflösung solcher Unsicherheit, sondern die Unsicherheiten werden in das Zentrum der Praxis gestellt. Die Multitude als uneinheitliche Menge, als Viele, wird eben in einer Gegenwart, in der die willentlich erzeugten Grenzen zwischen Individuellem und Gesellschaftlichem an Konsistenz verlieren, wieder sichtbar (Birkner, Foltin 2010: 124). In ihr realisiert sich das Gattungswesen⁷⁶, das sich zum Ausdruck bringt. Die von Virno so genannte »Grammatik der Multitude« beschreibt diese Prozesse des Ausdrücklichwerdens in Sprache, in Gemeinplätzen, in der Intellektualität der Multitude, in Stimmungen und Neigungen. Virno vermag es, das ontologische Konzept der Multitude historisch-situativ zu reformulieren und es an Selbstorganisationsversuchen zu exemplifizieren. Die Multitude kann sich stabilisieren, aber ihr Prinzip ist die Unruhe, die Kommunikation.

c) Das Konzept der Multitude als Vielheit (in Abgrenzung zu Volk, Masse oder Mob) ist hilfreich, um die Trennung in die Souveränität des Einzelnen und in die von außen herangetragenen Aufgaben, Bewertungen, Normen und Werte zu überwinden. Der Einzelne muss in ein bewusstes Verhältnis zur Vielheit treten können, er muss sich also von ihr getrennt wahrnehmen können, denn nur diese Autonomie des Einzelnen gegenüber der Vielheit garantiert ihm die freie Entscheidung im Handeln⁷⁷ und damit die Existenz der Multitude.⁷⁸ Zugleich verweist aber auch die Multitude mit der durch die Vielen ausgehandelten Vorstellung von Gerechtigkeit regulativ auf die Möglichkeiten des Irrtums, der Täuschung oder

⁷⁶ Wie Heller (s. o.) arbeitet Virno mit der von Karl Marx in den Grundrissen der politischen Ökonomie entwickelten Begrifflichkeit: der Mensch als gesellschaftliches Individuum; der Mensch als Gattungswesen.

⁷⁷ »Die erste Bedingung des Handelns ist die Freiheit« (Sartre 2014: 753).

⁷⁸ Diese Argumentation ist von dem kritisch-realistischen Ansatz des Philosophen Roy Bhaskar entlehnt. Vorgestellt wird dieser Ansatz durch David Graeber (Graeber 2012a: 88-92).

Selbsttäuschung.⁷⁹ Die Souveränität des Einzelnen und die Operationen der Multitude begegnen sich in der Wir-Intentionalität nicht, indem sie gegeneinander bestehen bleiben, sondern indem sie sich gleichzeitig bedingen:

»Die Welt hat das ICH nicht geschaffen, das ICH hat die Welt nicht geschaffen, es sind zwei Objekte für das absolute unpersönliche Bewußtsein, durch das sie sich verbunden finden. Dieses absolute Bewußtsein hat, wenn es vom Ich gereinigt ist, nichts mehr von einem *Subjekt*, es ist auch keine Kollektion von Vorstellungen: es ist ganz einfach eine erste Bedingung und eine absolute Quelle für Existenz« (Sartre 1997: 92f.).

Sartre unterscheidet in »Das Sein und das Nichts« zwischen einem passiven Subjekt-Wir, dem Objekt-Wir, und einem aktiven Subjekt-Wir, d. h. ich erfahre mich als »transzendierte- Transzendenz«, indem ich mich als Objekt für Andere, für den Dritten⁸⁰, erkenne, oder als »transzendierende-Transzendenz«, wodurch das gleich- und gegenseitige Erfassen als Subjektivitäten angezeigt wird (Sartre 2014: 720-723).⁸¹ Mit dem Objekt-Wir ist mithin die Sicht des Dritten auf uns und deren Übernahme durch uns gemeint. Der Dritte selbst ist nicht Teil des Menschseins und nicht weiter differenzierbar. Er ist das humanistische Wir als unmöglich zu erreichendes Ideal: »... dieses humanistische ›Wir‹ bleibt ein leerer Begriff, ein bloßes

⁷⁹ Rebentisch kann zugestimmt werden, dass die Idee der letzten Gleichheit von Hardt, Negri dazu führt, dass das individuelle fehlerhafte Handeln überwunden werden soll. Dies bedeutet letztlich auch das Ende der Multitude. Wie bereits oben gesagt, gilt es jedoch, das Utopisch-Verklärte aus der Idee der Multitude zu lösen (Rebentisch 2015: 136).

⁸⁰ Sartre beschreibt die Erfahrung des Wir anhand einer Situation im Café. Ich sitze im Café und beobachte eine andere Person an einem anderen Tisch. Nun nehme ich wahr, dass ein Dritter den Anderen und mich beobachtet. Durch diesen Dritten werden aus mir und dem Anderen ein Wir. Zur Kritik dieser Denkfigur siehe Hans Bernhard Schmid's Ausführungen zu Sartre (Schmid 2012: 64-68, bes. 68).

⁸¹ Mit dem Wir ist jedoch keine neue Seinsweise, auch kein intersubjektives Bewusstsein, gemeint. Das Wir kann auch der Einzelne unabhängig von den Anderen erfahren. Sartre bezeichnet das Wir als eine besondere Erfahrung. Ihre Grundlage sei das Für-den-andern-sein. »Das Sein-für-den-andern geht dem Sein-mit-dem-andern voraus und begründet es« (Sartre 2014: 722).

Anzeigen einer möglichen Ausdehnung des gewöhnlichen Gebrauchs des Wir« (Sartre 2014: 736). Unter dem Subjekt-Wir versteht Sartre das Umschließen und Verweben des Ich mit dem Wir. Am Beispiel des Gleichschritts der Soldaten führt er aus, wie der Rhythmus das Eigene ebenso ist wie die Verschmelzung mit den Anderen:

»ich lasse meine Transzendenz in seine Transzendenz eingehen (...). So entsteht ein Rhythmus, den ich entstehen lasse, in Verbindung mit mir und lateral als kollektiver Rhythmus; er ist *mein* Rhythmus in dem Maß, wie er ihr Rhythmus ist, und umgekehrt. Genau da ist das Motiv der Erfahrung des Subjekt-Wir: es ist schließlich *unser Rhythmus*« (Sartre 2014: 739).⁸²

Erst durch den Dritten wird laut Sartre Gemeinschaft konstituiert. Das bedeutet, dass das Wir sich erst aus dem Blick des Dritten ergibt, es ist »Resultat der synthetisierenden Kraft seines Blicks« (Schmid 2012: 301) und erst hierüber wird es auch Teil der Erfahrung des Einzelnen. Dagegen wendet Schmid ein, dass Gemeinsamkeit keinesfalls durch Dritte konstituiert werden kann, sondern nur enthüllt bzw. explizit werden kann. Gemeinsamkeit läge bereits vorreflexiv und unthematisch vor, ohne dass es in das ausdrückliche Selbstverständnis als Handelnde Eingang gefunden habe (Schmid 2012: 303).

Radikalisiert wird die Sicht auf die Wir-Intentionalität durch Hans Bernhard Schmid, indem dieser den Individualismus und das Kollektivsubjekt zu überwinden auffordert:

»(...) statt sich vom Kollektivsubjekt in eine individualistische Konzeption drängen zu lassen, gilt es, den Individualismus konsequent zu verabschieden; dann löst sich nämlich nicht nur das Gespenst des Kollektivsubjekts auf. Denn es ist selbst bloß eine individualistische Fiktion einer nicht-individualistischen Position. Es ist eine mit den limitierten begrifflichen Mitteln des Individua-

⁸² Übereinstimmungen und Differenzen zwischen Simmel und Sartre diskutiert Schmid (Schmid 2012: 61ff.). Weshalb es sich bei dem Subjekt-Wir nicht um eine sozialanthropologische Grundstruktur handelt, kann hier nicht vertieft werden. Schmid hat hierzu wesentliches gesagt (Schmid 2012: 300ff.). Zur Relevanz des cartesianischen Cogito in Sartres »Das Sein und das Nichts« äußert sich auch explizit Spurk (Spurk 1998: 282-298).

lismus gezeichnete Karikatur einer nicht-individualistischen Position; oder, noch drastischer ausgedrückt: Nur Individualisten werden überhaupt auf die Idee kommen, daß die Alternative zum Individualismus eine Kollektivgeistkonzeption ist« (Schmid 2012: 233).

Schmid will das Gemeinsame nicht als Produkt der Vermittlung von Individualismus und Gemeinschaft verstanden wissen, sondern sieht es als irreduzibel an. Die Individuen hätten vorreflexiv und unthematisch (»also unabhängig davon, worauf sich ihr individuelles Interesse richtet« (Schmid 2012: 434)) ein gemeinsames Dasein. Die Gemeinsamkeit sei folglich nicht-reduktionistisch (Schmid 2012: 436).

»Ein einzelnes Dasein mag in einer gegebenen Situation die individuelle Möglichkeit haben, den ihm auf dem Spielfeld zugespielten Ball als Querpaß an einen anderen Spieler abzugeben, einen gegnerischen Verteidiger zu umdribbeln (...). Aber alle diese individuellen Möglichkeiten, zu denen sich das Dasein als individuelles Dasein zu verhalten hat, hat es nur aufgrund eines *gemeinsamen* Verhaltens zu einer *gemeinsamen* Möglichkeit: nur weil *wir* Fußball spielen können. Nur auf der Grundlage und im Rahmen der gemeinsamen Praxis ›Fußballspiel‹ und unseres Miteinanderseins als Team eröffnet sich der genannte individuelle Horizont von Alternativen« (Schmid 2012: 443).⁸³

Dass diese Position durchaus mit dem Konzept der Multitude vermittelbar ist, soll im folgenden dargelegt werden. Anders jedoch als Schmid, der aus dem Primat des gemeinsamen Daseins den Verzicht auf den Begriff der Individualität konkludiert, will und soll über den Begriff der Multitude zum Ausdruck gebracht werden, dass Individualität aus dem Gemeinsamen entsteht (Foltin 2010: 15) und dass das Gemeinsame im Einzelnen konstruktiv angelegt ist.

⁸³ Schmid baut diese Position auf der Diskussion zahlreicher Positionen (besonders auf den Texten von Martin Heidegger) auf. Aus den zahlreichen, bis dahin in Deutschland wenig bekannten Texten stellte er zusammen mit David P. Schweikard ein Kompendium zusammen (Schmid, Schweikard 2009).

Spinoza ...

Der Begriff der Multitude entstammt dem Werk des portugiesisch-niederländischen Philosophen Baruch de Spinoza.

Im Gegensatz zu Thomas Hobbes, der den Staat als Apparat der Einschüchterung verstand, der auf diese Weise die Regulierung und Beherrschung der Einzelnen zu betreiben habe, sah Spinoza die Freiheit als Bedingung und Ziel des Staates an. Demnach sei der grundlegende Zweck des Staates »den einzelnen von der Furcht zu befreien«. ⁸⁴ Der Staat wolle bewirken, »daß ihr Geist und ihr Körper ungefährdet seine Kräfte entfalten kann, daß sie selbst frei ihre Vernunft gebrauchen und daß sie nicht mit Zorn, Haß und Hinterlist sich bekämpfen noch feindselig gegeneinander gesinnt sind. Der Zweck der Staates ist in Wahrheit die Freiheit« (Spinoza 2006c, 301). ⁸⁵ Theun de Vries beschreibt das Denken Spinozas als getragen von der Idee, dass der Staat als Schöpfung seiner Bürger vorzustellen sei, in dem diese sich denkend zur Freiheit erheben können. Angst als Emotion habe Spinoza abgelehnt (de Vries 2011: 111).

Benedictus (Baruch) de Spinoza wurde 1632 in Vloomburg, dem Amsterdamer Judenviertel, geboren. Seine Familie, die vom Handel lebte, gehörte zur jüdisch-portugiesischen Gemeinde in den Niederlanden.

Als im Jahr 1670 der *Tractatus Theologico-Politicus* in Amsterdam erschien, wurde der Verfasser nicht genannt und auch die Angaben zu Verleger und Verlagsort (Künraht in Hamburg) waren nicht zutreffend (Gawlick 2006: XI), denn schon 1656 traf Spinoza der Bannfluch wegen sogenannter Ketzereien. Spinoza, den man zum Atheisten *par excellence* erklärte (de

⁸⁴ Im Gegensatz zu Hobbes ging Spinoza nicht von einem vorsozialen Naturzustand aus. Da Individuen nie über genug Möglichkeiten der Betätigung verfügen, um zu überleben, muss Gesellschaft immer schon existent gewesen sein (Montag 2004: 41).

⁸⁵ Den Analogien, die Christiane Gattung zwischen Hobbes und Spinoza realisiert sieht, kann nicht zugestimmt werden. Der Staat tritt eben gerade nicht als »mächtigeres Individuum« (Gattung 1993: 95) hervor, das über einen Geist verfügt. Dass hiermit die »Grundlage für die Rechtfertigung von Repression« (Gattung 1993: 95) gegeben sei, muss ebenso abgelehnt werden, wie die eigenwillige Vermengung der Begriffe Masse und Menge (Multitude) (Gattung 1993: 105). Die Interpretation Gattungs ist mit keiner anerkannten Lesart der Texte Spinozas kompatibel.

Vries 2011: 45), sollte von seiner jüdischen Umwelt isoliert und von niemandem mehr wahrgenommen werden:

»Hütet euch: daß niemand mündlich noch schriftlich mit ihm verkehre, niemand ihm die geringste Gunst erweise, niemand unter einem Dach mit ihm wohnt, niemand sich ihm auf vier Ellen nähere, niemand eine von ihm gemachte oder geschriebene Schrift lese« (zit. n. de Vries 2011: 41).

1660 wurde er auf Betreiben der Rabbiner aus Amsterdam ausgewiesen. Fortan lebte er in Rijnsburg bei Leiden, später in Den Haag.

Im Jahr 1675, in dem Spinoza die Ethik abschloss – er hatte die Arbeit daran für den Tractatus Theologico-Politicus unterbrochen –, war der Tractatus in den Niederlande mit einem Verbot belegt. Bereits im Vorgriff auf eine Veröffentlichung der Ethik machte es die Runde, es handele sich hierbei um ein noch gefährlicheres Buch, da in ihm zu beweisen versucht werde, dass es keinen Gott gebe. Einige Theologen erhoben bereits Klage gegen Spinoza bei den Behörden, so dass dieser letztlich von einer Veröffentlichung absah. Im Jahr 1676 begann er mit der Arbeit an einem Politischen Traktat, das er jedoch nicht mehr abschliessen konnte. Spinoza verstarb im Jahr 1677. Erst posthum und anonym wurde das Werk (*Opera Posthuma* 1677: *Nagelaten Schriften* 1678) auf Veranlassung seiner Freunde gedruckt (Schmicking 2010: XXIII). Am 25. Juni 1678 wurden die *Opera Posthuma* mit einem offiziellen Staatsverbot belegt. Das Werk sei profan, atheistisch und blasphemisch.⁸⁶

Nie wurde das Werk Spinozas zur Begründung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft herangezogen, da es keine Implikationen von Eigentumsbildung, Besitzmacht und Ökonomisierung bereithält.

»Wir finden keinen Zusammenhang zwischen Eigentum und Freiheit, kein Individuum, das soziale Beziehungen aus individuellen, ökonomischen Nutzenkalkülen thematisiert. Wir finden auch keine Affirmation des Staates« (Reitter 2011: 316).

⁸⁶ Alle hier gemachten Angaben sind, wenn nicht anders angegeben, der Spinoza-Biographie von Theun de Vries entnommen (de Vries 2011). Dass die *Opera Posthuma* bereits ein Jahr nach seinem Tod veröffentlicht wurden, verweist auf enge freundschaftliche Beziehungen zu einflussreichen Zeitgenossen!

Karl Reitter, der jüngst in einer umfassenden, höchst inspirierenden Interpretation die Ethik Spinozas als Text der Befreiung vorstellte, unterscheidet vier Lesarten. Neben der philosophiehistorischen Lektüre der Spinozatekte, die es zum Ziel hat, Spinoza im Denken seiner Zeit zu positionieren und/oder diese in Hinblick auf spezifische Thematiken zu deuten (etwa als Religionskritik), existieren zahlreiche Arbeiten, in denen die Schlüssigkeit der Thesen Spinozas überprüft wird. Einen zentralen, und für diese Studie wichtigen Platz nehmen die Arbeiten ein, welche auf die Aktualität spinozistischen Denkens rekurren (Reitter 2011: 317).

Im postmarxistischen Denken, in poststrukturalistischen und in postoperaistischen Entwürfen wurden die Texte Spinozas stark rezipiert. Insbesondere durch die Lesart Althusers, der sich darin wiederum auf Lacan bezog, wurde das Denken Spinozas postmarxistisch aktiviert.⁸⁷ Gilles Deleuze hat sich in zwei Texten Spinoza angenähert. Im ersten Buch, dem 1978 veröffentlichten »Spinoza und das Problem des Ausdrucks in der Philosophie« erkennt Reitter eine Reduktion auf den ersten und den fünften Teil der Ethik, wodurch Spinoza selbst halbiert werde. Alles zerfalle in Zusammensetzungen, wodurch eine »eigenständige, für sich zu diskutierende Dimension der politischen Konstitution des Gemeinwesens« (Reitter 2011: 333) nicht mehr gedacht werden könne.⁸⁸ Im zweiten Text, einem 1981 veröffentlichten Buch mit dem Titel »Spinoza – Praktische Philosophie«, einer Sammlung von sechs Beiträgen, die unabhängig voneinander gelesen werden können, arbeitete er seine Position weiter aus und bietet mit dem vier-

⁸⁷ Eine ausführliche Kritik der Position Althusers bietet Reitter (Reitter 2011: 321-333). Zur marxistischen Lektüre Spinozas legte Moreau 1978 eine umfangreiche Studie vor (Moreau 1978). Jüngst diskutierte Vesa Oittinen die Bedeutung Spinozas für die sowjetische Philosophie (Oittinen 2014). Die spezifische Lesart der Texte Spinozas durch den französischen Strukturalismus untersuchte Oittinen in der Studie »Spinozistische Dialektik« (Oittinen 1994).

⁸⁸ »Es geht darum, das Leben, jede Individualität des Lebens, nicht als eine Form oder Formentwicklung zu begreifen, sondern als komplexes Verhältnis zwischen Differenzialgeschwindigkeiten, zwischen Verlangsamung und Beschleunigung von Teilchen. Eine Zusammensetzung von Schnelligkeit und Langsamkeit auf einem Immanenzplan« (Deleuze 1988: 160).

ten Beitrag, dem »Index der Grundbegriffe der *Ethik*« (Deleuze 1988: 59-145) Verständnishilfen für seine Lesart der Ethik an. Weiterhin versuchte Deleuze in diesem Band, Spinoza als Vorläufer Nietzsches und der Lebensphilosophie zu lesen.⁸⁹ Für den postoperaistischen Zugang zu dem Werk Spinozas stehen die Texte von Antonio Negri und die Trilogie von Michael Hardt und Antonio Negri (Empire, Multitude und Common Wealth), sowie die daran anschließenden, darauf aufbauenden oder die diese ergänzenden Arbeiten von Paolo Virno, Robert Foltin, etc. Besonders mit der 1981 veröffentlichten, in Haft verfassten Analyse »Die wilde Anomalie« (Negri 1982) erneuerte Antonio Negri die Lesart Spinozas als Denker der Befreiung.

Im Tractatus Theologico-Politicus und im Politischen Traktat beschreibt Spinoza die Freiheit als eine dem Einzelnen innewohnende Motivation, denn der Einzelne verspüre in sich die Notwendigkeit, seinem inneren Programm zu folgen. Freiheit sei also mit dem eigenen Streben (conatus), sich selbst zu erhalten, verknüpft. Freiheit ist mithin dieses Streben. Dieses Streben ist das, was die Menschen miteinander verknüpft, das sie zur Menge, zur Multitude werden lässt. Nicht die Vernunft, da diese nicht alle Menschen gleichermaßen bestimmt (Spinoza 2006b: 12 [II, §5])⁹⁰, und auch nicht die Affektivität, da die Affekte unregelt und ihr Auftreten unbeständig sind, bestimmen den Zusammenschluss von Menschen: »Es ist der conatus sese conservandi (...), der allen Menschen gemeinsam ist, weil er eine essentielle Bestimmung ist, die aus der ontologischen Vorgängigkeit

⁸⁹ Was sich allein schon dadurch anzeigt, dass Deleuze zur Darstellung der Texte Spinozas sprachliche Wendungen Nietzsches benutzt. Jan Rehmann verweist auf die Kontinuitätsbehauptung zwischen dem Machtbegriff Spinozas und Nietzsches durch Deleuze. Mittlerweile sei dieser Konnex Teil philosophischer Groß Erzählungen, die sowohl die Nietzsche-Rezeption als auch poststrukturalistische Interpretationen beherrsche (Rehmann 2014: 213). Rehmann verweist diesbezüglich auf die 1962 von Deleuze vorgelegte Studie »Nietzsche et la philosophie«, Paris 1962.

⁹⁰ In Ergänzung der bibliographischen Praxis mit der Seitenangabe des zitierten bzw. paraphrasierten Textes wird die, im Umgang mit Spinoza-Texten übliche Vorgehensweise benutzt. Die römische Ziffer bezieht sich auf das Buch/Teil, gefolgt von der Angabe des Paragraphen bzw. des Lehrsatzes (LS).

Gottes, nämlich dessen Wesensbestimmung, *potentia* zu sein, folgt« (Bartuschat 1992: 228). Das Naturrecht des Menschen, und damit auch seine Macht, ist aus der Macht Gottes abgeleitet⁹¹ und deshalb unhintergebar. Die Macht und das Recht zu existieren, konstituieren somit die Freiheit, die sich im Streben realisiert:

»... weil ein jeder so viel Recht hat, wie weit seine Macht reicht, gilt: was auch immer ein jeder, weise oder töricht, erstrebt und [insofern] tut, das erstrebt und tut er mit dem höchsten Recht der Natur. Daraus folgt, daß das Recht als eine Einrichtung der Natur, unter der alle Menschen geboren werden und zum größten Teil leben, nichts verbietet als das, was niemand begehrt und was niemand kann ...« (Spinoza 2006b: 14 [II, §8]).

Aus dieser Vorstellung des Naturrechts leitet sich ab, dass diesem nicht eine Einheit, etwas Ganzes zugrunde liegt, sondern dass sie sich über die Vielheit bestimmt, denn Gott erscheint nicht als Totalität, sondern in jedem (Bartuschat 1992: 230).

»Weil aber die gesamte Macht der ganzen Natur nichts ist als die Macht aller Individuen zusammen, so folgt, daß jedes Individuum das höchste Recht zu allem hat, was es vermag, oder daß sich das Recht eines jeden so weit erstreckt, wie seine bestimmte Macht sich erstreckt« (Spinoza 2006c: 232).

Bartuschat betont, dass sich das Recht des Individuums nicht aus der Natur direkt ableitet, sondern weil »es *potentia* ist, d. h. eine Macht, die etwas aus sich hervorbringt, von welchem Umfang dies auch sein mag« (Bartuschat 1992: 231). Aus diesem *potentia*-Sein kann auf die Idee des Staates bei Spinoza geschlossen werden. Wenn ein jeder *potentia* ist und wenn sich das Ganze über die Vielheit bestimmt, so bestimmen sich die Einzelnen zuein-

⁹¹ »Weil nämlich Gott ein Recht auf alles hat und das Recht Gottes nichts anderes als eben Gottes Macht ist, sofern sie als uneingeschränkt frei angesehen wird, folgt, daß ein jedes natürliche Ding von Natur aus so viel Recht hat, wie es Macht hat zu existieren und tätig zu sein, da nun einmal die Macht eines jeden natürlichen Dinges, durch die es existiert und tätig ist, nichts anderes ist als genau Gottes Macht, die uneingeschränkt frei ist« (Spinoza 2006b: 11 [II, §3]).

ander über ihre jeweiligen Rechte.⁹² Zugleich sind alle Äußerungen des Menschen berechtigt, da sie aus der jedem ursprünglichen *potentia* erwachsen (Bartuschat 1992: 235). Der Staat ist »demnach ein Gebilde, das seine Ursache in der *potentia* der Individuen hat, deren Wirkung er ist« (Bartuschat 1992: 228). Er ist das Ergebnis der Verständigung der Vielen, ohne dass diese ihre Rechte abtreten.⁹³ Gerade in der Demokratie, die Spinoza als die natürlichste Staatsform ansieht, da sie der Freiheit, die jedem Einzelnen die Natur gewährt, am nächsten kommt, übertrage der Einzelne niemals »sein Recht derart auf einen anderen, daß er selbst nicht mehr zu Rate gezogen wird; vielmehr überträgt er es auf die Mehrheit der gesamten Gesellschaft, von der er selbst ein Teil ist« (Spinoza 2006c: 240). In Konsequenz bedeutet dies, dass den Gewalten in einem Staat das Recht nur so lange zusteht, wie sie es für das Gemeinwohl einsetzen.⁹⁴

»Dieses Recht, das durch die Macht der Menge definiert wird, nennt man als Regierungsgewalt gewöhnlich die Souveränität des Staates. Derjenige hat sie vollkommen in Händen, dem aus gemeinsamer Übereinstimmung heraus die Verwaltung der Staatsgeschäfte obliegt; zu ihr gehört insbesondere, Rechtsgesetze zu erlassen, auszulegen und aufzuheben, Städte zu befestigen, über Krieg und Frieden zu entscheiden und anderes mehr« (Spinoza 2006b: 18 [II, §17]).

Bei Spinoza wird die *potentia* (Macht als Tätigkeitsvermögen) niemals an die *potestas* (Macht als Herrschaft) ausgeliefert (Rehmann 2014: 220), da

⁹² Spinoza arbeitet in seinen Texten mit zahlreichen Beispielen. Zur Erläuterung dieses Zusammenhangs sei auf das Räuberbeispiel verwiesen: Wenn ich überfallen werde, habe ich das Recht mich aus den Fängen des Räubers zu befreien, da »mein natürliches Recht bloß von meiner Macht bestimmt wird« (Spinoza 2006c: 236).

⁹³ »Wenn zwei auf einmal zusammenkommen und ihre Kräfte verbinden, dann vermögen sie zusammen mehr und haben folglich zusammen mehr Recht auf [Dinge in der] Natur als jeder für sich allein. Und je mehr Verbündete so ihre Kräfte zusammengeschlossen haben werden, um so mehr Recht werden sie alle zusammen haben« (Spinoza 2006b: 16 [II, §13]).

⁹⁴ »Darum kann es nur sehr selten vorkommen, daß die höchsten Gewalten ganz widersinnige Befehle geben; denn ihnen liegt am meisten daran, sich vorzusehen und die Herrschaft zu behaupten, indem sie für das Gemeinwohl sorgen und alles nach dem Gebot der Vernunft leiten. Eine Gewaltherrschaft, sagt Seneca, hat noch niemand lange behauptet« (Spinoza 2006c: 238).

die Herrschaft immerzu von der Anerkennung durch die Einzelnen abhängig ist. Die *potentia* ist also ontologisch vorrangig, sie ist laut Rehmann »das Vermögen, das die Menschen miteinander übereinstimmen lässt« (Rehmann 2014: 221). Über die *potentia* bildet sich die *Multitude* aus. Im Gegensatz zu der hier angebotenen Deutung des Verhältnisses zwischen *potentia* und *potestas* versteht Negri dieses Verhältnis als antinomisch: »Vermögen gegen Gewalt« (Negri 1982: 215). Auf diesem Gegensatz fußte später bei Hardt und Negri die Gegenüberstellung von *Multitude* und *Empire*. Der, besonders in der anarchistischen Szene⁹⁵ populäre irische Politologe John Holloway argumentiert verwandt, wenn er zwei Gesichter der Macht unterscheidet. In instrumenteller Macht (*potestas*) und kreativer Macht (*potentia*) erkennt er einen Antagonismus, eine antagonistische Metamorphose:

»Kreative Macht existiert als instrumentelle Macht, aber kreative Macht wird durch instrumentelle Macht unterdrückt und lehnt sich gegen sie auf. Schließlich ist instrumentelle Macht nichts weiter als die Metamorphose kreativer Macht (...). (...) Der Versuch, kreative Macht in einer Weise auszuüben, die nicht die Ausübung von Macht über andere beinhaltet, gerät unvermeidlich mit instrumenteller Macht in Konflikt« (Holloway 2010: 51f.).

Die zentralen Begriffe, über die das Denken Spinozas in die Kulturwissenschaften eingeschrieben werden kann, sind bereits genannt: *potentia*, d. i. das Vermögen, das Tätigkeitsvermögen, das Kreative, das Affektive, *potestas*, d. i. die eingesetzte Macht, die herrschende Macht, *conatus*, d. i. das Streben.

Das Tätigkeitsvermögen korrespondiert mit den Affekten, denn die Affekte vermehren oder vermindern, verstärken oder schwächen das Tätigkeitsvermögen. Die Affekte selbst sind Affektionen des Körpers, die Entscheidungen des Geistes sind »die Triebe selbst (...). Denn ein jeder handhabt alles von seiner Affektivität her ...« (Spinoza 2006a: 119 [III, LS 2]).

⁹⁵ Darauf verweist David Graeber. Nicht Negri, sondern Holloway werde bei den nordamerikanischen Anarchistinnen und Anarchisten am meisten bewundert (Graeber 2013: 132).

Es zeigt sich, dass »beide, die Entscheidung und der Trieb des Geistes und die Bestimmung des Körpers, der Natur nach zusammen bestehen oder vielmehr ein und dieselbe Sache sind; Entscheidung nennen wir sie, wenn sie unter dem Attribut Denken betrachtet wird und sich durch dieses erklären läßt, und Bestimmung, wenn sie unter dem Attribut Ausdehnung betrachtet wird und sich aus den Gesetzen von Bewegung und Ruhe herleiten läßt ...« (Spinoza 2006a: 120 [III, LS 2]).

Der Körper wird nicht durch den Geist bestimmt. Das Denken übt also keine Herrschaft über den Körper aus.⁹⁶ Denn immer wieder kommt es vor, dass »der Körper allein bloß nach Gesetzen seiner Natur vieles kann, worüber sein Geist staunt« (Spinoza 2006a: 117 [III, LS 2]). Ebenso wenig beeinflusst der Körper den Geist direkt, denn der Geist erfasst nicht die körperlichen Affektionen (Reitter 2011: 283). Geist und Körper sind über die Idee miteinander verbunden, denn der Körper ist das Objekt der Idee und »der Intellekt erfasst die Ideen der Affektionen« (Reitter 2011: 283). Die Spezifik des menschlichen Geistes ergibt sich dabei aus der besonderen Qualität, aus der Natur des Körpers:

»Je fähiger, verglichen mit anderen, ein Körper ist, vieles auf einmal zu tun oder zu erleiden, desto fähiger ist, verglichen mit anderen der Geist, vieles auf einmal wahrzunehmen; und je mehr Tätigkeiten eines Körpers von ihm allein abhängen und je weniger andere Körper bei seinem Tätigsein mitwirken, desto fähiger ist sein Geist zu deutlicher Einsicht« (Spinoza 2006a: 66 [II, LS 13]).

Alle Körper sind durch Bewegung und Ruhe sowie durch ihre Bewegungsgeschwindigkeit gekennzeichnet und unterscheiden sich darin. Bewegung, Ruhe und Bewegungsgeschwindigkeit werden immer von anderen Körpern motiviert, wie auch diese von wieder anderen motiviert werden. Das Attribut Ausdehnung ist also immer an *communitas* geknüpft, ohne dass durch diese die Substanz betroffen sein kann, da sich die Körper in Hinblick auf Substanz nicht unterscheiden: »Daraus sehen wir also, wie ein zusammen-

⁹⁶ Indem Spinoza dem Geist nicht die Macht über den Körper zuspricht, positioniert er sich anticartesianisch (Spinoza 2006a: 113 [III, Vorwort]). Die Kritik Spinozas am metaphysischen Dualismus Descartes' stellt Schnepf heraus (Schnepf 2010: 130-133).

gesetztes Individuum auf vielfache Weise affiziert werden kann und nichtsdestoweniger seine Natur bewahrt« (Spinoza 2006a: 77 [II, LS 13]). Wenn Negri von dem Menschen als Aktivität spricht (Negri 1982: 151) bezieht er sich auf die ontologische Wechselseitigkeit von Körper und Geist und wendet sich gegen Formen der Ordnung und Transzendenz, die nichts anderes sind als Logiken der Macht (*potestas*).⁹⁷ Das Tätigkeitsvermögen ist dagegen dynamisch und in vielfacher Weise von Prozessen des Affizierens gekennzeichnet:

»Der menschliche Körper wird nämlich (...) auf sehr viele Weisen von äußeren Körpern affiziert und [insofern] disponiert, seinerseits äußere Körper auf sehr viele Weisen zu affizieren. Aber alles, was sich im menschlichen Körper ereignet, muß der menschliche Geist (...) wahrnehmen. Also ist der menschliche Geist fähig, sehr vieles wahrzunehmen ...« (Spinoza 2006a: 72 [II, LS 14]).

Dabei nimmt der Intellekt immer die Natur des eigenen Körpers mit der Natur der vielen anderen Körper wahr, und zwar so sehr, dass die Ideen, die wir von anderen Körpern haben, eher den Zustand des eigenen Körpers als die Natur der anderen Körper anzeigen (Spinoza 2006a: 73 [II, LS 16]). Das Affizieren des Geistes erfolgt nicht nur auf direkte, unmittelbare Weise. Der Intellekt wird auch von äußeren Körpern affiziert, wenn diese nicht mehr existieren oder nicht gegenwärtig sind (Spinoza 2006a: 74 [II, 17]). Das Affizieren ist also nicht zwingend an die Präsenz der Anderen gebunden, sondern kann sich auch über Bilder, Spinoza nennt sie Vorstellungsbilder, realisieren. Zentral für Spinoza ist der unauflösbare Zusammenhang zwischen Geist und Körper: »Der Geist erkennt sich selbst lediglich insofern, als er die Ideen der Affektionen des Körpers wahrnimmt« (Spinoza 2006a: 80 [II, LS 23]). Die Erkenntnis, die der Intellekt über die Körper

⁹⁷ »Nicht zufällig ist nun mit dieser Wiedererfindung der Vermittlung, dieser Neuaufgabe des Finalismus, dieser Restauration der Transzendenz die antihumanistische und reaktionäre Richtung der Philosophie des 17. Jahrhunderts verbunden: sie entspringt unmittelbar aus der katholischen oder reformierten Apologetik und findet dabei im theologischen Cartesianismus und im politischen Hobbesianismus eine adäquate Grundlage für die Erneuerung der Tradition – der Theologie als *Raison des Staates*« (Negri 1982: 153).

erhält, wenn die Ideen der Affektionen ihm äußerlich sind, ist dadurch gekennzeichnet, dass sie nicht adäquat sein können, da die Körper nur teilweise erkannt werden können (Spinoza 2006a: 81-86 [II, LS 24-31]). Die Adäquanz folgt aus der Tätigkeit des Geistes, indem er Gemeinsames erkennt. »Hieraus folgt, daß der Geist umso fähiger ist, mehr Dinge adäquat wahrzunehmen, je mehr Eigentümlichkeiten sein Körper mit anderen Körpern gemeinsam hat« (Spinoza 2006a: 90 [II, Folgesatz zu LS 39]). Gemeinsamkeit und Dynamik sind für Spinoza Bedingungen des Tätigkeitsvermögens und Kennzeichen wahrer Erkenntnis. Hierbei tritt der Geist nicht als »interpretative Funktion«, sondern als »konstruktive Instanz« auf (Negri 1982: 120). Wahre Erkenntnis wiederum ist »eine Bedingung für Autonomie und Befreiung« (Reitter 2011: 289).

»Erkennen ist kein isoliertes Vermögen des Verstandes, welches als völlig unabhängig von sozialen, gesellschaftlichen und emotionalen Prozessen gedacht wird, im Gegenteil. Mit Spinoza können wir weiter gehen. Wir können zeigen, dass die Tätigkeit des Intellekts mit dem Statuszustand unseres Körpers und der Körper aller anderen Menschen, kurzum mit den konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen, engstens verknüpft ist. Das heißt weiters, ein unfreie Gesellschaft ist schwerer in der Lage zu reflektieren als ein freies Gemeinwesen. Eine Gesellschaft, die durch Heteronomie geprägt ist, wirkt als Schranke der Erkenntnis mehr oder minder für alle ihre Mitglieder« (Reitter 2011: 291).

Das Tätigkeitsvermögen kann sich nur dort entfalten, wo es mit Freiheit gepaart ist. Wahre Erkenntnis und Tätigkeitsvermögen sind also untrennbar miteinander verwoben. Aus dem Affiziertwerden und Affizieren und aus der Idee, aus dem Tätigkeitsvermögen, das mit Rehmann als kooperatives Vermögen gefasst werden kann (Rehmann 2014: 221), und der Adäquanz der Erkenntnis entfaltet sich *potentia*, die nie als unterwerfende Macht gedacht wird, sondern als »Vermögen, das die Menschen miteinander übereinstimmen lässt« (Rehmann 2014: 221). Je gehemmter das Tätigkeitsvermögen ist, sei es durch immergleiche Tätigkeiten, durch ein schlechtes Arbeitsklima, durch beschädigte soziale Beziehungen usw., desto eingeschränkter ist die Möglichkeit, dass sich *potentia* entfaltet. Mit Reitter kann festgehalten werden: »Das Tätigkeitsvermögen allein reicht für

Emanzipation nicht hin. Es muss sich mit Autonomie verbinden, um tatsächlich als Befreiung zu wirken« (Reitter 2011: 293). Immanent ist nämlich immer die Gefahr, das das Emanatorische des Tätigkeitsvermögens von potestas kanalisiert, gehemmt oder umgeleitet wird, also für eigene Zwecke eingesetzt wird. So kann der Einzelne sich nicht von innen her zerstören, jede Spaltung oder Nichtidentität ist ihm fremd. Nur von außen kann das Tätigkeitsvermögen und damit auch die Freiheit begrenzt werden (Reitter 2011: 296). Denn das, was den Einzelnen, und damit auch das Gemeinsame antreibt: die Freiheit, ist mit dem *conatus*, dem Streben, sich selbst zu erhalten, verknüpft.

»Die auf uns einströmenden Affektionen vermehren oder vermindern unser Tätigkeitsvermögen. Die Ausübung dieses Tätigkeitsvermögens kann entweder durch andere bestimmt werden (Unfreiheit, Leiden) oder aus der Notwendigkeit unserer Natur, also im Sinne des *conatus*, ausgeübt werden (Freiheit, Handeln)« (Reitter 2011: 279).

Der *conatus*, also das Streben, sich selbst zu erhalten, beschreibt als ontologische Basis Singularität in Abgrenzung von den Anderen. Es ist die immanente *potentia*, die nicht erst aus der *communitas* erwächst, sondern »ein Selbst im Streben« (Bartuschat 1992: 136) anzeigt. Dieses Streben ist davon abhängig, wie viel Streben in einem ist: wie sehr es dem Einzelnen gelingt, Beziehungen zu Äußerem herzustellen und Äußeres auf sich zu beziehen. »Deshalb kommen alle Individuen darin überein, zu streben, doch tun sie es in unterschiedlicher Weise, je nachdem, inwieweit ihr *conatus* Äußeres in sich integriert und aufgrund dieser Integration sich jeweils vollzieht« (Bartuschat 1992: 137).

... und das Emanatorische der Kultur

Primär ist nicht die kulturelle Ordnung – und auch nicht kulturelle Unordnung. Zu befolgende Muster sind nicht offensichtlich, Strukturen oder Regeln werden nur mit viel kulturwissenschaftlichem Zurechtrücken sichtbar. Sie sind Objektivierungen von Hegemonie. Kultur ist emanatorisch. Sie ist emanatorisch, weil hinter ihr Einzelne mit ihrem je eigenen Tätigkeitsver-

mögen stehen, das angetrieben wird von den Vielen und von dem Selbst. Sie ist emanatorisch, weil das Naturrecht jedes Menschen unhintergebar ist. Sie ist emanatorisch, weil das »Selbst im Streben« an die Ideen der Affektionen, an das Affizieren und das Affiziertwerden gekoppelt ist. Kultur ist immer Freiheit (und Befreiung), sie ist Reichtum der sich zum Ausdruck bringen kann. Herrschende Kultur ist nur ein Euphemismus für Herrschaft oder soziale Macht, sie ist nur als solche sichtbar. Kulturwissenschaft, die sich auf den Menschen bezieht, ist mithin immer auch Ethik. Die Vormacht einer herrschenden Kultur in der Kulturanalyse hat letztlich die Grundlage dafür geschaffen, Kultur ohne Menschen zu denken, sie ihrer anthropogenen, ihrer existenzialen Grundlagen zu berauben. Kultur wird dann nur als eine Abfolge von Produktion, Zirkulation und Realisation gedacht, worin sie sich zu Werten verdichtet, d. h. zu »Auffassungen des Erwünschten« (so Kluckhohn, hier zit. n. Graeber 2012a: 126), die weiteren Klassifizierungen offenstehen. Den Kampf gegen das Klassifiziertwerden erkannte Holloway als Grundlage des Klassenkampfes (Holloway 2010: 164ff.). In Abwandlung dieser Aussage lässt sich sagen, dass nicht kulturelle Ordnungen gegeneinander antreten und um Hegemonie ringen, sondern dass jeder Einzelne in seiner kulturellen Präsenz dagegen aufbegehrt, Teil von kulturellen Ordnungen zu sein. Der Eine sieht darin eine Hauptaufgabe seines Seins – solche fundamentale Negativität ist jedoch immer eine Illusion –, der Andere führt diesen Kampf nur am Rande in dem Bewusstsein alternierender Perspektiven. Immer ist es jedoch so, dass wir Kultur nicht als etwas Existierendes annehmen, sondern nur in der Form ihrer Negation: als Widerstand, als Traum, als Hoffnung, als Option, als Negation der Unkultur⁹⁸, denn die Einzelnen und die *communitas* operieren stets

⁹⁸ Es handelt sich hierbei um eine Abwandlung der Hollowayschen Aussagen zum Problem des Humanismus (Holloway 2010: 176). Hierzu auch Merleau-Ponty: »Die Existenz enthüllt angesichts der Freiheit eine ganz neue Gestalt der Welt, die Welt als Versprechen und Bedrohung der Existenz, die Welt, die ihr Fallen stellt, sie verführt oder ihr nachgibt, nicht mehr die flache Welt der kantischen Gegenstände der Wissenschaft, sondern eine Landschaft aus Hindernissen und Wegen, letztlich die Welt, die wir »existieren«, und nicht nur der Schauplatz unserer Erkenntnis und unseres freien Willens« (Merleau-Ponty 2007: 226).

durch ihr Tätigkeitsvermögen und durch die Idee der Affektionen und erzeugen so in ihrem Streben erst Kultur.

Um Missverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass das Tätigkeitsvermögen nicht in Zusammenhang mit dem Ausdruck von Identität steht. Identität im Sinne einer mehr oder weniger existenten Konstitution des Einzelnen und abgeleitet aus dem kantischen Begriff des Selbstbewusstseins existiert nur als wissenschaftliche, soziale und kulturelle Imagination oder Konstruktion. Hier vermengt sich der Begriff der Identität mit der Zuweisung von Subjektpositionen und erlaubt die Negation von Identität. Im Tätigkeitsvermögen jedes Einzelnen ist jedoch das, was Identität genannt wird, stets bereits vorhanden. Anders ausgedrückt: Weil es Nicht-Identität nicht geben kann, da der Einzelne mittels des Körpers die Idee der Affektionen immer in sich realisiert, also nur Grade der Adäquanz und Inadäquanz existieren, ist der Begriff der Identität leer und besitzt zugleich eine anthropologische Haftung. Wenn trotzdem von Identität und Nicht-Identität gesprochen wird, dann beziehen sich diese Begriffe regelmäßig auf die soziokulturelle Konstruktion bzw. Negation von Selbstsein.⁹⁹ Ebenso wenig wird mit dem Tätigkeitsvermögen der Begriff des Subjekts bedient, da es einer Konversionskupplung zwischen dem Individuellen und dem Gesellschaftlichen (Veyne, s. o.) nicht bedarf, da diese beiden Zuweisungen nie getrennt, sondern unhintergebar vorgängig sind. Der Dualismus (Naturzustand des Menschen und der Mensch als gesellschaftliches Wesen) ist in Gänze zu verwerfen, da die Entwicklung des Menschen ohne Gesellschaftlichkeit undenkbar ist. Mit Schmid soll deshalb von dem Vorrang der Wir-Intentionalität die Rede sein. Dass das Gesellschaftliche unhintergebar und vorgängig ist, bedeutet jedoch nicht, dass das Sein des Einzelnen im Gesellschaftlichen aufgeht. Im Gegenteil: das Gesellschaftliche wird entscheidend getragen von der Sorge. Im Begriff

⁹⁹ Wenn Holloway Identität an Menschlichkeit und Nicht-Identität an deren Negation festmacht, so verweist er auf den Zugriff der instrumentellen Macht auf die Identität der Einzelnen: »... denn der Schrei-gegen-Unterdrückung ist ein Schrei gegen unsere eigene Negation, gegen die Negation unserer Menschlichkeit, unserer kreativen Schaffensmacht« (Holloway 2010: 175).

der Selbstsorge hatten dies Heidegger, später Foucault zum Ausdruck gebracht. In Anlehnung an Wust soll im weiteren vom Sekuritätsstreben des Einzelnen die Rede sein. Dieses bezieht sich auf die Sicherung der vitalen Existenz, auf die Sicherung der geistigen Existenz und auf die Sicherung der übernatürlichen, metaphysischen Existenz (Wust 1950: 84). Eher noch als durch den Begriff der Selbstsorge¹⁰⁰ ist durch den Begriff der Sekurität eine Anlehnung an den *conatus*-Begriff von Spinoza möglich. Denn ebenso wie der *conatus* Ausdruck immanenter *potentia* ist, kann Sekurität nur im Zusammenhang mit Freiheit gedacht werden. Selbstbestimmtes Handeln erzeugt Sicherheiten. Sekurität ist mithin keine Antwort auf die Gesellschaft, sondern der Existenz des Menschen grundlegend und immanent. Im Beherrschtwerden kann dagegen niemals Sekurität erzeugt werden, auch wenn der Hegemon dies immer wieder zu imaginieren versucht.

Das Tätigkeitsvermögen wird getragen vom Körper, d. h. von der Idee der Affektionen und des Affiziertwerdens. Die mittels des Tätigkeitsvermögens konkret werdende immaterielle Arbeit ist immerzu Ausdruck, sie wirkt mithin stets in die Multitude und hinterlässt Spuren. Ebenso nimmt die immaterielle Arbeit der Anderen Einfluss auf das eigene Tätigkeitsvermögen. Die immaterielle Arbeit der Anderen und die von ihnen hinterlassenen Spuren, ebenso wie die selbst erzeugten Spuren generieren Vorstellungsbilder (s. o.), also die Möglichkeit des Affizierens ohne die unmittelbare Gegenwart des Anderen.

Das Tätigkeitsvermögen kann Rhythmen (im Sinne Sartres, s. o.) erzeugen oder folgen, in denen es sich realisiert. Diese Rhythmen sind für den Einzelnen keineswegs verbindliche kulturelle Strategien, sie stabilisieren sich jedoch durch die Ideen des Affizierens und des Affiziertwerdens. Sie werden zu alternierenden Perspektiven, d. h. sie können variieren, ausklingen, sich verstärken, beschleunigen, verlangsamen, etc. aber trotz allem sind sie stets erkennbar. Die Variationen sind gekoppelt an Erfolg bzw. Misserfolg,

¹⁰⁰ Selbstsorge ist in der wissenschaftlichen Diskussion an den Begriff der Selbstregierung und Selbst-Beherrschung gekoppelt worden, da Selbstsorge als Aufgabe, sich selbst auszuarbeiten, verstanden wurde. Damit wird Selbstsorge mit Gesellschaftlichkeit verklammert (siehe hierzu die Darstellung von Keupp 2000).

an außerpersonale Möglichkeiten (Ort, Raumverhältnisse, Zeitverhältnisse), an die umgebende *communitas*, an Versprechungen, Hoffnungen, Wünsche, etc. Leitend für den Rhythmus sind jedoch die interpersonalen Möglichkeiten, die Ideen der Affektionen des Körpers, die konstruktive Instanz des Geistes, d. h. die Adäquanz bzw. Inadäquanz der Erkenntnis. Die Fähigkeit zur Adäquanz ist – wie oben gesagt wurde – vom Grad der Gemeinsamkeit mit anderen Körpern abhängig. Das Gemeinsame ist mithin keine Unterwerfungsstruktur, sondern produziert Freiheit. Diese Freiheit ist die Freiheit im Tun. An anderer Stelle wurde auf die Unterscheidung zwischen dem Getanen und dem Tun bei Holloway verwiesen. Für das was hier Rhythmen der Multitude genannt werden soll, ist diese Unterscheidung zentral. Nach Holloway ist zwischen kreativer und instrumenteller Macht zu differenzieren. Erstere basiere auf dem Tun, letztere auf der Fetischisierung von Arbeit, auf dem Getanen, aus der Macht behauptet werde. Die Rhythmen der Multitude klingen im Tun, denn nur im Tun kann die Adäquanz von Erkenntnis erfahrbar sein, nur im Tun kann sich Freiheit realisieren.¹⁰¹ In Abwandlung der Aussage Holloways kann zwischen virtuoser Kultur¹⁰² und fetischisierter Kultur unterschieden werden. Letztere erzeugt in der Tat Strukturen, Muster und Ordnungen. Diese sind jedoch der Kultur nicht inhärent, sondern werden durch gesellschaftliche Verteilungskämpfe an sie herangetragen.¹⁰³ Diese hegemonialen Strukturierungsversuche von Kultur gelingen in der Tat um so eher, je höher ihr

¹⁰¹ »Die Bewegung kreativer Macht, der Kampf um die Emanzipation menschlichen Potenzials, bietet die Perspektive zum Bruch des Rings der Herrschaft. Nur durch die Praxis der Emanzipation kreativer Macht kann instrumentelle Macht überwunden werden. Die Arbeit bleibt also für die Diskussion über die Revolution von zentraler Bedeutung, aber nur unter der Annahme, dass der Ausgangspunkt nicht Arbeit, fetischisierte Arbeit ist, sondern Arbeit als Tun, als Kreativität oder kreative Macht, die als Arbeit, aber auch gegen sie und jenseits von ihr existiert. Nur wenn Arbeit in diesem Sinne verstanden wird, ist Transzendenz möglich, abgesehen vom göttlichen Eingriff einer äußeren Macht« (Holloway 2010: 176).

¹⁰² Der Begriff der Virtuosität ist von Virno entliehen (Virno 2008: 65-73).

¹⁰³ Kaschubas Kritik an der konstruierten Stellvertretung des Sozialen durch das Kulturelle bringt dies zum Ausdruck (Kaschuba 1995).

Versprechen an Sekurität ist. Die Imagination von Sekurität ist in der Kanonisierung von Kultur, in ihrer Objektivierung und in der Stigmatisierung ungebändigter Kultur angelegt. Sie ist das Ziel all dieser Befestigungsversuche. Doch verfangen diese Versprechen immer weniger, je mehr Möglichkeiten die Multitude hat, sich zum Ausdruck zu bringen, und je mehr dieser Selbstaussdruck zur gesellschaftlichen und individuellen Entwicklung im Postfordismus beiträgt.¹⁰⁴

Virtuose Kultur ist Ausdruck des Tätigkeitsvermögens. Sie erzeugt Rhythmen, die ein Wiedererkennen möglich machen und damit die Adäquanz der Erkenntnis steigern. Die Rhythmen erzeugen qualitative Markierungen, sie stellen den territorialisierenden Faktor dar (Deleuze, Guattari 1992: 430). Diese Markierungen sollen im folgenden affektive Valenzen genannt werden. Diese affektiven Valenzen sind einerseits der je eigenen Erkenntnis verpflichtet und leisten andererseits die Arbeit der Territorialisierung. Da die Valenzen aus dem Tätigkeitsvermögen hervortreten und sich im Ganzen aus ihm ableiten, übernehmen sie stets die Aufgabe der Inklusion (wobei die Stärke der Inklusion variiert), nie die Aufgabe der Exklusion, denn ich kann nichts ausschließen, was Teil meiner selbst ist.

Zu einem Musikkonzert treffen sich mehrere hundert Menschen an einer Freilichtbühne. Schon im Vorfeld des Konzerts, z. B. in der Warteschlange vor dem Einlass beginnen sich die Konzertbesucher miteinander zu verständigen. Sie rekurren auf frühere Konzertbesuche (aus dem Tätigkeitsvermögen abgeleitete Vorstellungsbilder), tauschen sich über ihre Erwartungen aus, etc. und kreieren auf dieser Basis verbindende Valenzen (Erwartungen, Wünsche, Verhaltenskonzepte). Die Besucher des Konzertes affizieren und werden affiziert. Mittels ihres Tätigkeitsvermögens treten sie in Kontakt zueinander. Die Ideen des Affizierens und Affiziertwerdens schließen die Konzertbesucher in Rhythmen zusammen. Sie erzeugen qualitative Markierungen, denen die einen mehr, die anderen weniger angehören, doch niemand ausgeschlossen werden

¹⁰⁴ Dies ist eines der übergeordneten Themen in der Trilogie von Hardt und Negri (Hardt, Negri 2003; Hardt, Negri 2004; Hardt, Negri 2010a) und in den Texten von Paolo Virno (Virno 2008, Virno 2010). Über den Zusammenhang von immaterieller Arbeit und Postfordismus legten Atzert, Müller 2004 eine erhellende Aufsatzsammlung vor (Atzert, Müller 2004).

kann (denn dies würde im Gegensatz zum Affizieren – Affiziertwerden stehen).

Erst durch die Fetischisierung der Kultur wird Exklusion möglich. Wenn hegemoniale Interessen eingreifen und Kultur an instrumentelle Macht, also an das Getane koppeln, entstehen Exklusionsmechanismen, die Unfreiheit (re-)produzieren. Die instrumentelle Macht benötigt stetig der Rechtfertigung. Hierzu konstruiert sie Kriterien, die Unfreiheit und Ausschluss, mehr oder weniger offensichtlich, zum Ziel haben: es gehören dazu Qualitätskriterien (Kunst, populäre Kultur), Akzeptanzkriterien (das kann man machen, das geht nicht), Relevanzkriterien (Grade der Bedeutsamkeit) ebenso wie Zugehörigkeitskriterien (territorial, sozial, ethnisch, etc.).

Dagegen betone ich, dass die basale Valenz, die das kulturelle Sein des Menschen ausmacht, im Tätigkeitsvermögen des Einzelnen und in den kooperativen Rhythmen der Vielen stets aktuell wird: Sekurität in Freiheit. Kultur verstehe ich hierbei im Sinne der Philosophischen Anthropologie als ontologische Substanz.

Es scheint mir ungerechtfertigt und eher dem Begriff der Soziokultur als dem der Kulturanthropologie angemessen, Kultur alleine von Gesellschaft abzuleiten bzw. sie auf diese zu beziehen. Die Unterscheidung in fetischisierte Kultur, die hegemonial instrumentalisiert wird¹⁰⁵ und kulturelle Unfreiheit produziert, und der Kultur als der existenziellen Gestaltungskraft des Seins im Tätigkeitsvermögen (virtuose Kultur) erlaubt es erst, den Einzelnen in seinen Gestaltungsmöglichkeiten, Behinderungen, Verwicklungen und Verwirklichungen zu erkennen, denn: »Wir *sind* nicht, wir werden« (Holloway 2010: 175).

Die postfordistische Gesellschaft ist durch neue Formen der Sichtbarkeit gekennzeichnet. Während in einer auf Güterherstellung fokussierten Gesellschaft die fetischisierte Kultur der virtuoson Kultur, d. h. dem Tätigkeitsvermögen des Einzelnen stets vorgängig war, der Einzelne also durch die hegemoniale Kultur bereits geprägt wurde, bevor er sich zum Ausdruck

¹⁰⁵ »Wir bezeichnen gewöhnlich als Freiheit, was nur ein freiwilliger Verzicht auf Freiheit ist« (Bataille 1997: 47).

zu bringen vermochte, scheint nun die durch immaterielle Arbeit gekennzeichnete Gesellschaft sich in umgekehrter Weise rechtfertigen zu müssen.¹⁰⁶ Die sozialen Medien ermöglichen es in der Tat auf neue, einzigartige Weise, immaterielle und affektive Arbeit (Hardt 2004) zu erbringen. Zwar sind diese Ausdrucksformen immer auch an die fetischisierte Kultur zurückgebunden, doch schaffen die neuen Ausdrucksmedien auch Konstellationen, die die existentielle Gestaltungskraft des Seins im Tätigkeitsvermögen, d. h. die virtuose Kultur zu einem öffentlichen Vorgang macht. Anders gesagt: Während früher sich Multitude quasi privat ausbildete, untergründig und still gegen die vorherrschenden kulturellen Taxonomien revolvierte, erzeugen die sozialen Medien die Möglichkeit, sich öffentlich zu machen und zu kooperieren. Adäquanz durch Affizieren und Affiziertwerden erhält damit eine neue Qualität. Sie wird zu einem ernstzunehmenden kulturellen und sozialen Faktor, zur Biomacht: »Biomacht ist die Macht zur Schöpfung von Leben, sie ist die Macht zur Produktion kollektiver Subjektivitäten, der Sozialität und der Gesellschaft selbst« (Hardt 2004: 184). Die öffentliche, Vielheit aktualisierende virtuelle Arbeit und damit die Wir-Intentionalität kann durch die sozialen Medien vorgängig sichtbar werden. Die hegemonialen Kräfte können also hier nicht mehr vorweg ihre Interessen regulativ einsetzen, sondern müssen nun reaktiv auftreten. Das Streben nach Sicherung der vitalen, geistigen und metaphysischen Existenz ist also enger an die vitale Kraft der Multitude gekoppelt als je zuvor.

Ich mag dem Traum von Hardt, Negri nicht folgen. Die sozialen Medien sind nicht das Vehikel von Umstürzen. Aber sie bieten Möglichkeiten, sich zu erkennen zu geben, sich zusammenzuschließen und überzufließen. »Man sieht, dass die jedem Aufstand innewohnende Bejahung sich auf das erstreckt, was den Einzelnen insofern übersteigt, als es ihn aus seiner angeblichen Einsamkeit zieht und ihm einen Grund zum Handeln gibt« (Camus 2013: 30). Die sozialen Medien können hierzu möglicherweise einen Beitrag leisten. Sie können die Rhythmen der Vielen aufeinander abstimmen.

¹⁰⁶ War der Fordismus ein »Regime der Wiederholung«, so ist der Postfordismus ein »Regime der Erfindung« (Corsani 2012: 104).

Eine andere Weise, sich den hegemonialen Kräften zu stellen, beschreibt Paolo Virno mit dem Exodus, worunter er einen engagierten Rückzug versteht.

Der Exodus »stützt sich (...) auf einen latenten Reichtum, auf ein Übermaß an Möglichkeiten, also auf das Prinzip des *tertium datur*. Worin aber besteht für die zeitgenössische Multitude der virtuelle Reichtum, der die Option *Flucht* gegenüber der Option *Widerstand* erstrebenswerter erscheinen lässt? Es geht offensichtlich nicht um eine räumliche ›Grenze‹, sondern um den Überfluss an Wissensformen, Kommunikation, virtuosem gemeinsamen Handeln, die im Öffentlichsein des *General Intellect* angelegt ist« (Virno 2008: 98).

Die »nicht-servile Virtuosität der Multitude« (Virno 2008: 99) ist an die Sekurität in Freiheit sowie an das Affizieren und Affiziertwerden gekoppelt. Die Multitude ist keine feste Einheit, sondern ist Pluralität. Im Emanatorischen, das die Pluralität durchzieht¹⁰⁷, im »Prinzip überschäumender Aktivität und Energie« (Camus 2013: 32), können sich die Einzelnen dem hegemonialen Zugriff entziehen. Es gelingt nicht, indem die Einzelnen, bzw. die Multitude die Macht herausfordern, das führe, wie Graeber richtig ausführt, zu eher noch hässlicheren Varianten der Unterdrückung (Graeber 2012b: 78), sondern indem sie sich strategischer Vorgehensweisen bedienen wie der Flucht oder der Gründung neuer Gemeinschaften.

Angesichts der Fetischisierung von Kultur ist Sekurität in Freiheit immer eine Form des Ungehorsams. Dieser Ungehorsam ist nicht berechenbar, weil er ebenso emanatorisch ist wie die auf dem Tätigkeitsvermögen basierende Kultur und die Rhythmen der Vielen. Aber er ist erkennbar in den kulturellen Revolten, in den Rückzügen und alternativen Entwürfen der Multitude oder im Ungehorsam gegen begriffliche Logiken (Mignolo 2012).

»Wie also verhindern wir den Prozess der Fetischisierung, das Zerbrechen des Tuns, das Trennen des Tuns vom Getanen? Es ist zweifellos falsch, von einem kontinuierlichen Prozess des Organisationsaufbaus auszugehen. Natürlich muss es zu einer Akkumulation von Erfahrungen mit widerständigem Verhal-

¹⁰⁷ Nur in befestigten Formen wie dem hegemonial konstruierten Volk kann das Emanatorische eingedämmt werden.

ten kommen, aber diese darf nicht als lineare Akkumulation verstanden, sondern muss als kumulatives Zerbrechen der Linearität aufgefasst werden« (Holloway 2010: 245).

Literatur

Abels, Heinz (2006)

Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt. Wiesbaden.

Adorno, Theodor W. (1981)

Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Ders.: Gesellschaftstheorie und Kulturkritik. Frankfurt a. M. (2. Aufl.), S. 95-135.

Agamben, Giorgio (2008)

Was ist ein Dispositiv? Zürich, Berlin.

Allhutter, Doris (2009)

Dispositive digitaler Pornographie. Zur Verflechtung von Ethik, Technologie und EU-Internetpolitik, Frankfurt a. M., New York.

Althusser, Louis (2010)

Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie (Gesammelte Schriften, Bd. 5.1). Hamburg.

Anders, Günther (1980)

Die Antiquiertheit des Menschen. 2. Band: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. München.

Angermüller, Johannes (2007)

Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich. Bielefeld.

Arendt, Hannah (1985)

Vita Activa oder Vom tätigen Leben. München, Zürich (4. Aufl.).

Atzert, Thomas, Jost Müller (Hg.) (2004)

Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire. Münster.

Badiou, Alain (2011)

Kleines tragbares Pantheon. Berlin.

Baier, Annette C. (1997)

The Commons of the Mind (The Paul Carus Lectures, Bd. 19). Chicago, LaSalle.

Balibar, Étienne (1994)

Für Althusser (edition bronski, Bd. 2). Mainz.

- Barthes, Roland (1987)
S/Z. Frankfurt a. M.
- Bartuschat, Wolfgang (1992)
Spinozas Theorie des Menschen. Hamburg.
- Bataille, Georges (1997)
Die psychologische Struktur des Faschismus. Die Souveränität. München.
- Bausinger, Hermann (1988)
Da capo: Folklorismus. In: Albrecht Lehmann, Andreas Kuntz (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde. Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin (Lebensformen, Bd. 3). Hamburg, Berlin, S. 321-328.
- Benjamin, Walter (2015)
Über den Begriff der Geschichte. In: Ders.: Ausgewählte Werke, Bd. 1. Darmstadt, S. 627-639.
- Berger, Peter L., Thomas Luckmann (1980)
Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.
- Bergson, Henri (2013)
Schöpferische Evolution. Hamburg.
- Birkner, Martin, Robert Foltin (2010)
(Post-)Operaismus. Von der Arbeiterautonomie zur Multitude. Geschichte und Gegenwart, Theorie und Praxis. Stuttgart (2. Aufl.).
- Bischoff, Christine (2014)
Empirie und Theorie. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern, S. 14-31.
- Böke, Henning, Jens Christian Müller, Sebastian Reinfeldt (Hg.) (1994)
Denk-Prozesse nach Althusser (Argument Sonderband, Bd. 228). Hamburg.
- Boltanski, Luc (2010)
Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008. Berlin.
- Boltanski, Luc, Ève Chiapello (2006)
Der neue Geist des Kapitalismus (édition discours, Bd. 38). Konstanz.
- Bonacker, Thorsten (2008)
Gesellschaft: Warum die Einheit der Gesellschaft aufgeschoben wird. In: Stephan Moebius, Andreas Reckwitz (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M., S. 27-42.
- Brague, Rémi (2013)
Einleitung. In: Henri Bergson: Schöpferische Evolution. Hamburg, S. IX-L.
- Bröckling, Ulrich (2009)
Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a. M.

Brumlik, Micha (1997)

Der »Kommunitarismus«. Letzten Endes eine empirische Frage? In: Christel Zahlmann (Hg.): *Kommunitarismus in der Diskussion. Eine streitbare Einführung*. o. O. [Hamburg] (2. Aufl.), S. 94-101.

Bublitz, Hannelore (2008)

Subjekt. In: Clemens Kammler, Rolf Parr, Ulrich Johannes Schneider (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart, Weimar, S. 293-296.

Butler, Judith (2001)

Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a. M.

Charim, Isolde (2002)

Der Althusser-Effekt. Entwurf einer Ideologietheorie. Wien.

Collingwood, Robin George (1998)

An Essay on Metaphysics. Oxford (überarb. Aufl.).

Cooley, Charles Horton (1972)

Looking-Glass Self. In: Jerome G. Manis, Bernard N. Meltzer (Hg.): *Symbolic Interaction. A Reader in Social Psychology*. Boston (2. Aufl.), S. 231-233.

Corsani, Antonella (2012)

Gibt es einen kognitiven Kapitalismus? Elemente eines Bruchs. In: Isabell Lorey, Klaus Neundlinger (Hg.): *Kognitiver Kapitalismus (es kommt darauf an, Bd. 13)*. Wien, Berlin, S. 103-132.

Dahlmanns, Claus (2008)

Die Geschichte des modernen Subjekts. Michel Foucault und Norbert Elias im Vergleich (Interaktionistischer Konstruktivismus, Bd. 6). Münster, New York, München, Berlin.

Dahrendorf, Ralf (1959)

Homo Sociologicus. Köln, Opladen.

Dahrendorf, Ralf (2003)

Vorwort. In: Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München, Zürich, S. VII-X.

Dahrendorf, Ralf (2006)

Anhang I: Soziologie und menschliche Natur. In: Ders.: *Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle*. Wiesbaden (16. Aufl.), S. 103-126.

de Vries, Theun (2011)

Baruch de Spinoza. Reinbek bei Hamburg (11. Aufl.).

Debord, Guy (1996)

Die Gesellschaft des Spektakels. Berlin.

Deleuze, Gilles (1987)

Foucault. Frankfurt a. M.

- Deleuze, Gilles (1988)
Spinoza. Praktische Philosophie. Berlin.
- Deleuze, Gilles (1991)
Was ist ein Dispositiv? In: François Ewald, Bernhard Waldenfels (Hg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt a. M., S. 153-162.
- Deleuze, Gilles, Félix Guattari (1992)
Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie. Berlin.
- Delitz, Heike (2015)
Helmuth Plessner und Henri Bergson. Das Leben als Subjekt und Objekt des Denkens. In: Kristian Köchy, Francesca Micheli (Hg.): Zwischen den Kulturen. Plessners »Stufen des Organischen« im zeithistorischen Kontext (Lebenswissenschaften im Dialog, Bd. 20). Freiburg, München, S. 193-214.
- Demirović, Alex (1994)
Totalität und Immanenz. In: Henning Böke, Jens Christian Müller, Sebastian Reinfeldt (Hg.): Denk-Prozesse nach Althusser. Hamburg, S. 87-102.
- Demirović, Alex, Christina Kaindl, Alfred Krovoza (Hg.) (2010)
Das *Subjekt* – zwischen Krise und Emanzipation. Münster.
- Deutsch, Helene (1934)
Über einen Typus der Pseudoaffektivität »Als ob«. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse 20, S. 323-335.
- Dilthey, Wilhelm (1970)
Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Frankfurt a. M.
- Dubiel, Helmut (1976)
Ich-Identität. In: Joachim Ritter, Karlfried Gründer (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 4. Darmstadt, S. 148-151.
- Durkheim, Émile (1961)
Die Regeln der soziologischen Methode. Neuwied, Berlin.
- Eickelpasch, Rolf, Claudia Rademacher (2004)
Identität. Bielefeld.
- Eisenstadt, Shmuel N. (2000)
Die Vielfalt der Moderne. Weilerswist.
- Eisenstadt, Shmuel N. (2006)
Multiple Modernen im Zeitalter der Globalisierung. In: Thomas Schwinn (Hg.): Die Vielfalt und Einheit der Moderne. Kultur- und strukturvergleichende Analysen. Wiesbaden, S. 37-62.
- Elias, Norbert (1987)
Wandlungen der Wir-Ich-Balance. In: Ders.: Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt a. M., S. 207-310.

Eßbach, Wolfgang (2005)

Denkmotive der philosophischen Anthropologie. In: Justin Stagl, Wolfgang Reinhard (Hg.): Grenzen des Menschseins. Probleme einer Definition des Menschlichen. Wien, Köln, Weimar, S. 325-349.

Etzioni, Amitai (1997)

Die Verantwortungsgesellschaft. Individualismus und Moral in der heutigen Demokratie. Darmstadt.

Fischer, Joachim (2008)

Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts. Freiburg, München.

Fischer, Joachim (2014)

Von archaischen Menschengruppen zur Moderne. Philosophisch-anthropologische Konzepte zur Menschheitsgeschichte (Gehlen, Claessens, Dux, Popitz). In: Volker Steenblock, Hans-Ulrich Lessing (Hg.): Vom Ursprung der Kultur. Mit einem Gespräch mit Günter Dux. Freiburg, München, S. 289-335.

Fischer, Joachim (2015)

Helmuth Plessner und Max Scheler. Parallelaktion zur Überwindung des cartesianischen Dualismus. Funktionen und Folgen einer philosophischen Biologie für die Philosophische Anthropologie. In: Kristian Köchy, Francesca Micheli (Hg.): Zwischen den Kulturen. Plessners »Stufen des Organischen« im zeithistorischen Kontext (Lebenswissenschaften im Dialog, Bd. 20). Freiburg, München, S. 273-304.

Foltin, Robert (2010)

Die Körper der Multitude. Von der sexuellen Revolution zum queer-feministischen Aufstand. Stuttgart.

Foucault, Michel (1971)

Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt a. M.

Foucault, Michel (1978a)

Die Machtverhältnisse durchziehen das Körperinnere. Ein Gespräch mit Lucette Finas. In: Ders.: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin, S. 104-117.

Foucault, Michel (1978b)

Ein Spiel um die Psychoanalyse. Gespräch mit Angehörigen des Département de Psychanalyse der Universität Paris VIII in Vincennes. In: Ders.: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin, S. 118-175.

Foucault, Michel (2001a)

Ist der Mensch tot? (Gespräch mit C. Bonnefoy). In: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften I: 1954-1969. Frankfurt a. M., S. 697-703.

- Foucault, Michel (2001b)
Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge* (Gespräch mit R. Bellour). In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften I: 1954-1969*. Frankfurt a. M., S. 644-652.
- Foucault, Michel (2005a)
Die Hermeneutik des Subjekts. In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften IV: 1980-1988*. Frankfurt a. M., S. 423-438.
- Foucault, Michel (2005b)
Die Rückkehr der Moral. In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften IV: 1980-1988*. Frankfurt a. M., S. 859-973.
- Foucault, Michel (2005c)
Gespräch mit Ducio Trombadori. In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften IV: 1980-1988*. Frankfurt a. M., S. 51-119.
- Foucault, Michel (2005d)
Michel Foucault, interviewt von Stephen Riggins. In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften IV: 1980-1988*. Frankfurt a. M., S. 641-657.
- Foucault, Michel (2005e)
Raum, Wissen und Macht. In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften IV: 1980-1988*. Frankfurt a. M., S. 324-341.
- Foucault, Michel (2005f)
Subjekt und Macht. In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften IV: 1980-1988*. Frankfurt a. M., S. 269-294.
- Foucault, Michel (2005g)
Zur Genealogie der Ethik: Ein Überblick über die laufende Arbeit. In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften IV: 1980-1988*. Frankfurt a. M., S. 461-498.
- Fukuyama, Francis (1992)
Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir? München.
- Gadamer, Hans-Georg, Paul Vogler (Hg.) (1973)
Neue Anthropologie Band 4: Kulturanthropologie. Stuttgart.
- Gattung, Christiane (1993)
Der Mensch als Glied der Unendlichkeit. Zur Anthropologie von Spinoza (Epistematata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Reihe Philosophie 137). Würzburg.
- Gawlick, Günter (2006)
Einleitung. In: *Baruch de Spinoza: Werke in drei Bänden. Bd. 2*, hgg. v. Wolfgang Bartschat. Hamburg, S. XI-XXX.
- Gehlen, Arnold (1986a)
Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Wiesbaden (13. Aufl.).
- Gehlen, Arnold (1986b)
Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik. Wiesbaden (5. Aufl.).

- Gerhardt, Uta (1971)
Rollenanalyse als kritische Soziologie. Ein konzeptueller Rahmen zur empirischen und methodischen Begründung einer Theorie der Vergesellschaftung (Soziologische Texte, Bd. 72). Neuwied, Berlin.
- Goffman, Erving (2003a)
Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M.
- Goffman, Erving (2003b)
Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München, Zürich.
- Graeber, David (2012a)
Die falsche Münze unserer Träume. Wert, Tausch und menschliches Handeln. Zürich.
- Graeber, David (2012b)
Frei von Herrschaft. Fragmente einer anarchistischen Anthropologie. Wuppertal (2. Aufl.).
- Graeber, David (2013)
Direkte Aktion. Ein Handbuch. Hamburg.
- Greverus, Ina-Maria (1987)
Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie (Notizen, Bd. 26). Frankfurt a. M.
- Gross, Peter (1994)
Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a. M.
- Gugutzer, Robert (2002)
Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden.
- Gulian, Constantin (1973)
Versuch einer marxistischen philosophischen Anthropologie. Darmstadt, Neuwied.
- Hahn, Alois (2000)
Partizipative Identitäten. In: Ders.: Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie. Frankfurt a. M., S. 13-79.
- Hardt, Michael (2004)
Affektive Arbeit. In: Thomas Atzert, Jost Müller (Hg.): Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire. Münster, S. 175-188.
- Hardt, Michael, Antonio Negri (2003)
Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt a. M., New York.
- Hardt, Michael, Antonio Negri (2004)
Multitude. Krieg und Demokratie im Empire. Frankfurt a. M., New York.
- Hardt, Michael, Antonio Negri (2010a)
Common Wealth. Das Ende des Eigentums. Frankfurt a. M., New York.

- Hardt, Michael, Antonio Negri (2010b)
Multitude und Metropole. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 55, H. 7, S. 109-119.
- Hartung, Gerald (2008)
Philosophische Anthropologie. Stuttgart.
- Heidegger, Martin (1984)
Sein und Zeit. Tübingen (15. Aufl.).
- Helle, Horst Jürgen (2001)
Theorie der symbolischen Interaktion. Ein Beitrag zum Verstehenden Ansatz in Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden (3. Aufl.).
- Heller, Agnes (1978)
Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Frankfurt a. M.
- Heller, Agnes (1981)
Theorie der Gefühle. Hamburg.
- Heller, Agnes (1982)
Der Mensch der Renaissance. Köln.
- Heller, Agnes (1993)
Der Tod des Subjekts. Ein philosophischer Essay. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 41, S. 623-638.
- Heller, Agnes (1995)
An Ethics of Personality. Oxford, Cambridge.
- Henckmann, Wolfhart (2009)
Max Scheler. In: Eike Bohlken, Christian Thies (Hg.): Handbuch Anthropologie. Der Mensch zwischen Natur, Kultur und Technik. Stuttgart, S. 51-56.
- Herder, Johann Gottlieb (o. J. [ca. 1930])
Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Erster Teil. In: Ernst Naumann (Hg.): Herders Werke. Auswahl in acht Teilen. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, S. 49-204.
- Hesse, Heidrun (2003)
Ästhetik der Existenz. Foucaults Entdeckung des ethischen Selbstverständnisses. In: Axel Honneth, Martin Saar (Hg.): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001. Frankfurt a. M., S. 300-308.
- Heubel, Fabian (2002)
Das Dispositiv der Kreativität. Darmstadt.
- Hitzler, Ronald (1992)
Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramatischen Anthropologie. In: Soziale Welt 43, S. 449-461.

- Holloway, John (2010)
Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen. Münster (4. Aufl.).
- Honneth, Axel (1994)
Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a. M.
- Honneth, Axel (1997)
Individualisierung und Gemeinschaft. In: Christel Zahlmann (Hg.): Kommunitarismus in der Diskussion. Eine streitbare Einführung. o. O. [Hamburg] (2. Aufl.), S. 16-23.
- Honneth, Axel (2005)
Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie. Frankfurt a. M.
- Horkheimer, Max (1977)
Traditionelle und kritische Theorie (1937). In: Ders.: Kritische Theorie. Eine Dokumentation. Studienausgabe. Frankfurt a. M., S. 521-575.
- Joas, Hans (1996)
Die Kreativität des Handelns. Frankfurt a. M.
- Kallscheuer, Otto (1993)
Ein amerikanischer Gesellschaftskritiker. Michael Walzers kommunitärer Liberalismus. In: Michael Walzer: Kritik und Gemeinsinn. Drei Wege der Gesellschaftskritik. Frankfurt a. M., S. 127-167.
- Kannetzky, Frank (2005)
Cartesianische Prämissen. Überlegungen zur Reichweite des Privatsprachenarguments. In: Peter Grönert, Frank Kannetzky (Hg.): Sprache und Praxisform (Leipziger Schriften zur Philosophie, Bd. 17). Leipzig, S. 105-161.
- Kaschuba, Wolfgang (1995)
Kulturalismus: Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs. In: Zeitschrift für Volkskunde 91, S. 27-46.
- Kersting, Wolfgang (1999)
Thomas Hobbes. Wissenschaftliche Friedensphilosophie und vertragliche Staatsbegründung. In: Lothar Kreimendahl (Hg.): Philosophen des 17. Jahrhunderts. Eine Einführung. Darmstadt, S. 46-68.
- Keupp, Heiner (2000)
Eigensinn und Selbstsorge: Subjektsein in der Zivilgesellschaft (Vortragsskript, Berlin) (www.ipp-muenchen.de/texte/eigensinn_und_selbstsorge.pdf).
- Keupp, Heiner, u. a. (2008)
Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg (4. Aufl.).
- Kierkegaard, Sören (2009)
Die Krankheit zum Tode. Eine christlich-psychologische Entwicklung zur Erbauung

- und Erweckung von Anti-Climacus. In: Ders.: Der Begriff der Angst. Philosophische Schriften 2. Neu-Isenburg, S. 661-754.
- Knoblauch, Hubert (2006)
Erving Goffman: Die Kultur der Kommunikation. In: Stephan Moebius, Dirk Quadflieg (Hg.): Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden, S. 157-169.
- Kofler, Leo (1975)
Soziologie des Ideologischen. Stuttgart.
- Korte, Hermann (1995)
Einführung in die Geschichte der Soziologie. Opladen (3. Aufl.).
- Kosík, Karel (1967)
Dialektik des Konkreten. Eine Studie zur Problematik des Menschen und der Welt. Frankfurt a. M.
- Krappmann, Lothar (1975)
Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart (4 Aufl.).
- Lepenies, Wolf (1971)
Anthropologie und Gesellschaftskritik. Zur Kontroverse Gehlen – Habermas. In: Wolf Lepenies, Helmut Nolte: Kritik der Anthropologie. Marx und Freud, Gehlen und Habermas. Über Aggression. München, S. 77-102.
- Lessing, Hans-Ulrich (2014)
Das Problem der Kulturgeneese in der philosophischen Anthropologie (Max Scheler, Helmuth Plessner und Arnold Gehlen). In: Volker Steenblock, Hans-Ulrich Lessing (Hg.): Vom Ursprung der Kultur. Mit einem Gespräch mit Günter Dux. Freiburg, München, S. 261-288.
- Linton, Ralph (1974)
Gesellschaft, Kultur und Individuum. Interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. Frankfurt a. M.
- Linton, Ralph (1979)
Mensch, Kultur, Gesellschaft. Stuttgart.
- Luckmann, Thomas (1974)
Einleitung zur deutschen Ausgabe. In: Ralph Linton: Gesellschaft, Kultur und Individuum. Interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. Frankfurt a. M., S. XI-XVI.
- Lukács, Georg (1963)
Die Eigenart des Ästhetischen. 2 Halbbände (Georg Lukács Werke, Bde. 11 u. 12). Neuwied, Berlin.
- Malinowski, Bronislaw (2005)
Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur. Und andere Aufsätze. Frankfurt a. M. (2. Aufl.).

- Márkus, György (1981)
Anthropologie und Marxismus. Hamburg.
- Marx, Karl (1974)
Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin (2. Aufl.).
- Mauss, Marcel (1989)
Eine Kategorie des menschlichen Geistes: Der Begriff der Person und des »Ich«. In: Ders.: Soziologie und Anthropologie 2. Frankfurt a. M., S. 221-252.
- Mead, George H. (1973)
Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt a. M.
- Merleau-Ponty, Maurice (2007)
Zeichen. Hamburg.
- Merton, Robert K. (1957)
The Role-Set: Problems in Sociological Theory. In: British Journal of Sociology 8, S. 106-120.
- Mignolo, Walter D. (2012)
Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität (es kommt darauf an, Bd. 12). Wien.
- Montag, Warren (2004)
Der neue Spinoza. In: Thomas Atzert, Jost Müller (Hg.): Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire. Münster, S. 29-44.
- Moreau, Pierre-François (1978)
Spinoza und Marx. Versuch einer materialistischen Lektüre (Positionen, Bd. 4), Hamburg.
- Müller, Bernadette (2011)
Empirische Identitätsforschung. Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung. Wiesbaden.
- Narr, Roland (1970)
Volkskunde als kritische Sozialwissenschaft. In: Abschied vom Volksleben (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 27). Tübingen, S. 37-73.
- Narr, Wolf-Dieter (2011)
Kommunistisches Weihnachten. Zum »Common Wealth« bei Negri und Hardt. In: Das Argument 53, Nr. 291, S. 222-230.
- Negri, Antonio (1982)
Die wilde Anomalie. Spinozas Entwurf einer freien Gesellschaft. Berlin.
- Negri, Antonio (2004)
Politische Subjekte. Multitude und konstituierende Macht. Vorlesung. In: Thomas

- Atzert, Jost Müller (Hg.): *Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire*. Münster, S. 14–28.
- Offe, Klaus (2003)
Staat, Demokratie und Krieg. In: Hans Joas (Hg.): *Lehrbuch der Soziologie*. Frankfurt a. M., New York (2. Aufl.), S. 417–446.
- Oittinen, Vesa (1994)
Spinozistische Dialektik. Die Spinoza-Lektüre des französischen Strukturalismus und Poststrukturalismus (Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen, Bd. 6). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien.
- Oittinen, Vesa (2014)
»Marx ohne Bart«? Spinoza in der sowjetischen Philosophie. In: *Das Argument* 56, Nr. 307, S. 226–238.
- Parsons, Talcott (1975)
Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven. Frankfurt a. M.
- Parsons, Talcott (2003)
Das System moderner Gesellschaften. Weinheim, München (6. Aufl.).
- Parsons, Talcott, Edward A. Shils (1962)
Values, Motives and Systems of Action. In: Dies.: (Hg.): *Toward a General Theory of Action*. Cambridge (Mass.), S. 47–275.
- Perler, Dominik (1999)
René Descartes. Das Projekt einer radikalen Neubegründung des Wissens. In: Lothar Kreimendahl (Hg.): *Philosophen des 17. Jahrhunderts. Eine Einführung*. Darmstadt, S. 69–90.
- Plessner, Helmuth (2003)
Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie (Gesammelte Schriften, Bd. IV). Frankfurt a. M.
- Pöhl, Friedrich, Bernhard Tilg (Hg.) (2009)
Franz Boas. Kultur, Sprache, Rasse. Wege einer antirassistischen Anthropologie (Ethnologie. Forschung und Wissenschaft, Bd. 19). Wien, Münster.
- Popitz, Heinrich (1967)
Der Begriff der sozialen Rolle als Element der soziologischen Theorie (Recht und Staat in Geschichte und Gesellschaft, Bd. 331/332). Tübingen.
- Popitz, Heinrich (1995)
Der Aufbruch zur Artifizialen Gesellschaft. Zur Anthropologie der Technik. Tübingen.
- Rebentisch, Juliane (2015)
Masse – Volk – Multitude. Überlegungen zur Quelle demokratischer Legitimität. In: Rebekka A. Klein, Dominik Finkelde (Hg.): *Souveränität und Subversion. Figurationen des Politisch-Imaginären*. Freiburg, München, S. 115–137.

- Reckwitz, Andreas (2006)
Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist.
- Reckwitz, Andreas (2008)
Subjekt/Identität. Die Produktion und Subversion des Individuums. In: Stephan Moebius, Andreas Reckwitz (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M., S. 75-92.
- Rehmann, Jan (2014)
Spinoza und Nietzsche. Wider die Verwechslung von Handlungsfähigkeit und Herrschaftsmacht. In: Das Argument 56, Nr. 307, S. 213-225.
- Reitter, Karl (2011)
Prozesse der Befreiung. Marx, Spinoza und die Bedingungen eines freien Gemeinwesens. Münster.
- Ricœur, Paul (1977)
Ideologie und Ideologiekritik. In: Bernhard Waldenfels, Jan M. Broekman, Ante Pažanin (Hg.): Phänomenologie und Marxismus 1: Konzepte und Methoden. Frankfurt a. M., S. 197-233.
- Röska-Hardy, Louise (2000)
»Cogito« – »Ich«-Gebrauch und Solipsismus. In: Wilhelm Friedrich Niebel, Angelica Horn, Herbert Schnädelbach (Hg.): Descartes im Diskurs der Neuzeit. Frankfurt a. M., S. 259-285.
- Sartre, Jean-Paul (1997)
Die Transzendenz des Ego. Skizze einer phänomenologischen Beschreibung. In: Ders.: Die Transzendenz des Ego. Philosophische Schriften 1931-1939 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Philosophische Schriften, Bd. 1). Reinbek bei Hamburg, S. 39-96.
- Sartre, Jean-Paul (2014)
Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Philosophische Schriften, Bd. 3). Reinbek bei Hamburg (18. Aufl.).
- Scharfe, Martin (1970)
Kritik des Kanons. In: Abschied vom Volksleben (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 27). Tübingen, S. 74-84.
- Scharmacher, Benjamin (2004)
Wie Menschen Subjekte werden. Einführung in Althussers Theorie der Anrufung. Marburg.
- Schimank, Uwe (2002)
Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie. Weinheim, München (2. Aufl.).

- Schmicking, Daniel (2010)
Einleitung. In: Baruch de Spinoza: Die Ethik. Schriften und Briefe. Stuttgart (8. Aufl.), S. IX-LVII.
- Schmid, Hans Bernhard (2012)
Wir-Intentionalität. Kritik des ontologischen Individualismus und Rekonstruktion der Gemeinschaft (Alber Reihe Praktische Philosophie, Bd. 75). Freiburg, München (2. Aufl.).
- Schmid, Hans Bernhard, David P. Schweikard (Hg.) (2009)
Kollektive Intentionalität. Eine Debatte über die Grundlagen des Sozialen. Frankfurt a. M.
- Schmidt, Andreas (2013)
Subjektpositionen, Multitude und die Potenzialanalysen. Kiel (unveröffentl. Manuskript).
- Schneider, Thomas (1995)
Locke, John. In: Bernd Lutz (Hg.): Metzler Philosophen Lexikon. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen. Stuttgart, Weimar (2. Aufl.), S. 512-517.
- Schneider, Thomas (2003)
Thomas Hobbes' Leviathan. Zur Logik des politischen Körpers (Kritische Studien, Bd. 16). Springe.
- Schnepf, Robert (2010)
Baruch de Spinoza. Die eine Substanz als Grund von Subjektivität und menschlicher Freiheit. In: Paul Richard Blum, Lothar Kreimendahl (Hg.): Große Philosophen. Band 3: Philosophen der frühen Neuzeit. Darmstadt, S. 128-150.
- Schubert, Hans-Joachim (1995)
Demokratische Identität. Der soziologische Pragmatismus von Charles Horton Cooley. Frankfurt a. M.
- Seifert, Manfred (2015)
Personen im Fokus. Zur Subjektorientierung in der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung 111, S. 5-30.
- Skinner, Quentin (2008)
Freiheit und Pflicht. Thomas Hobbes' politische Theorie. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2005. Frankfurt a. M.
- Sohst, Wolfgang (2007)
Der Traum vom neuen Ich. Konzepte dynamischer Identität nach Charles Taylor. In: e-Journal Philosophie der Psychologie, Juni 2007, S. 1-21 (<http://www.jp.philo.at/texte/SohstW1.pdf>).
- Spinoza, Baruch de (2006a)
Ethik in geometrischer Ordnung dargestellt. In: Ders.: Werke in drei Bänden, Bd. 1, hg. v. Wolfgang Bartuschat. Hamburg.

- Spinoza, Baruch de (2006b)
Politischer Traktat. In: Ders.: Werke in drei Bänden, Bd. 3, hgg. v. Wolfgang Bartuschat. Hamburg, S. 3-117.
- Spinoza, Baruch de (2006c)
Theologisch-politischer Traktat. In: Ders.: Werke in drei Bänden, Bd. 2, hgg. v. Wolfgang Bartuschat. Hamburg.
- Spurk, Jan (1998)
Bastarde und Verräter. Jean-Paul Sartre und die französischen Intellektuellen. Bodenheim.
- Stagl, Justin (2006)
Die Entwicklung der Ethnologie. In: Bettina Beer, Hans Fischer (Hg.): Ethnologie. Einführung und Überblick. Berlin (6. Aufl.), S. 33-52.
- Steenblock, Volker (2014)
Darwinizing Culture – Über Natur und Kultur. In: Ders., Hans-Ulrich Lessing (Hg.): Vom Ursprung der Kultur. Mit einem Gespräch mit Günter Dux. Freiburg, München, S. 54-94.
- Steinfath, Holmer (1997)
Der Verlust der Identität. In: Christel Zahlmann (Hg.): Kommunitarismus in der Diskussion. Eine streitbare Einführung. o. O. [Hamburg] (2. Aufl.), S. 86-93.
- Stingelin, Martin (2000)
Kriegerische und kämpferische Lektüre. Friedrich Nietzsche, Michel Foucault und Gilles Deleuze. In: Neue Rundschau 111, H. 1, S. 77-81.
- Strauss, Anselm L. (1968)
Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität (Theorie, Bd. 2). Frankfurt a. M.
- Taylor, Charles (1994)
Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt a. M.
- Taylor, Charles (2009)
Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt a. M.
- Thyen, Anke (2007)
Moral und Anthropologie. Untersuchungen zur Lebensform ›Morak. Weilerswist.
- Toulmin, Stephen (1978)
Menschliches Erkennen. Kritik der kollektiven Vernunft. Frankfurt a. M.
- Toulmin, Stephen (1981)
Voraussicht und Verstehen. Ein Versuch über die Ziele der Wissenschaft. Frankfurt a. M.
- Veyne, Paul (2010)
Foucault. Der Philosoph als Samurai. Stuttgart.
- Virno, Paolo (2008)
Grammatik der Multitude. Öffentlichkeit, Intellekt und Arbeit als Lebensformen.



- Mit einem Anhang: Die Engel und der General Intellect (es kommt darauf an, Bd. 4). Wien.
- Virno, Paolo (2010)
Exodus. In: Ders.: Exodus (es kommt darauf an, Bd. 9). Wien, Berlin, S. 23-31.
- Walzer, Michael (2006)
Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit. Frankfurt a. M., New York (2. Aufl.).
- Weber, Joachim (2012)
Motive der Vergemeinschaftung. In: Widersprüche 32, H. 124, S. 95-107.
- Wetzel, Manfred (2011)
Subjekt. In: Petra Kolmer, Armin G. Wildfeuer (Hg.): Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Freiburg i. Br., S. 2123-2134.
- Wimmer, Andreas (1996)
Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48, S. 401-425.
- Wolf, Frieder Otto (2011)
Vorbemerkung. In: Louis Althusser: Für Marx (Gesammelte Schriften, Bd. 3), Berlin, S. 7-12.
- Wright, Steve (2005)
Den Himmel stürmen. Eine Theoriegeschichte des Operaismus. Berlin, Hamburg.
- Wust, Peter (1950)
Ungewissheit und Wagnis. München, Kempten (5. Aufl.).
- Ziai, Aram (2007)
Globale Strukturpolitik? Die Nord-Süd-Politik der BRD und das Dispositiv der Entwicklung im Zeitalter von neoliberaler Globalisierung und neuer Weltordnung. Münster.





Johannes Steffen

Existiert eine Multitude im Konsum? Versuch einer potenzialanalytischen Antwort

Das situative Zusammenkommen der vielen Einzelnen in der Multitude zeigt sich als Resultat des graduellen Ausbalancierens von innerer Stabilität auf Seiten des Individuums in der Verbundenheit mit den Vielen. Ein prädestiniertes Spielfeld dafür ist – in einem allgemeinen Sinn – der Konsum, da von dort aus Angebote zur Lebensgestaltung herangezogen und zur eigenen Positionsbestimmung gegenüber anderen genutzt werden können. Eine Annäherung an die Möglichkeiten von Konsum im Postfordismus fragt daher nach dem von affektivem Konsum vermittelten Verhältnis, das sowohl die Einzelnen bei ihrer Identitätsarbeit unterstützt als auch zur Vergemeinschaftung in fluiden Kulturen beiträgt. Konsum im Postfordismus, so die These, greift offenbar erheblich auf das gemeinsame Sprechen der so genannten Konsumsprache zurück – und wird durch die Potenzialanalysen rekonstruierbar.

I. Sprache und Konsum im Postfordismus

Der Begriff des Postfordismus birgt eine Neudefinition des Begriffs der Arbeit und auch eine Neudefinition des Begriffs des Konsums in sich. Wie David Graeber bemerkt, wird der Begriff Konsum in kaum einer wissenschaftlichen Abhandlung, die sich mit ihm auseinandersetzt, tatsächlich definiert (Graeber 2013: 147). Als die beiden moralischen Pole der Konsumforschung skizziert Graeber zum einen einen von der Werbeindustrie manipulierten und eigentlich unglücklichen Menschen, zum anderen einen Verbraucher, der Glück und Identität aus dem Anschaffen bestimmter Dinge zieht. Mit diesen Perspektiven würden, so der Anthropologe, jedoch letztlich die politische Ökonomie in ihrem Weltbild der in industrielle Produktion und Konsum geteilten Welt unterstützt – und sogar ein Denken an den Tag gelegt, welches die neoliberalen Manager der Gegenwart ebenfalls anwenden. Gegen Ende seines Essays bemerkt Graeber: »Soweit

es im sozialen Leben vornehmlich um die gemeinsame Erzeugung von Menschen geht (und immer schon gegangen ist), ist uns die Ideologie des Konsums eine immer schon wirksame Hilfe gewesen, das zu vergessen« (Graeber 2013: 177). In der Folge werden diese Aspekte, die als Herstellen von Verbindungen zwischen Menschen in jeglicher Hinsicht gefasst werden können, ebenfalls thematisiert. An dieser Stelle sollte jedoch betont werden, dass offenbar ein weiteres kulturelles Feld in der Vermarktungslogik verwendet wird, wenn nun in einem umfassenden Sinne das Zusammenbringen von Menschen als neues Ziel des Marketings auf der Bildfläche erscheint.

Graeber weist darauf hin, auf die Auswirkungen der Arbeit (Stressbelastungen, wache Zeit pro Tag etc.) zu achten, wenn Konsumphänomene untersucht werden sollen (Graeber 2013: 175). Die Trennung in Produktion und Konsum für den Postfordismus aufrechtzuerhalten, birgt bereits eine Reihe von Schwierigkeiten, auch ohne die Graeberschen Einwände. Um jedoch einen analytischen Anfang finden zu können, wird – ganz im Sinne von Marx – mit dem Produktions- oder Arbeitsbegriff begonnen. Der Begriff der Arbeit verändert sich im Produktionsmoment (um einen Gegenbegriff zur Produktion zu verwenden, der etwas weniger abgeschlossen ist) insofern als sich die Produktorientierung des Fordismus in die Prozessorientierung des Postfordismus wandelt (Martini 2004: 67f., Virno 2008).

Neben der industriellen Produktion, die durch die Kommunikationstechnologien massiv verändert wurde, und der analytisch-symbolischen, immateriellen Arbeit kommt dem Bereich der »Produktion und Handhabung von Affekten« (Hardt 2004: 184) im Postfordismus eine entscheidende Rolle zu. Letztere Form der drei Ausprägungen immaterieller Arbeit tritt bei der Herstellung von menschlichen Kontakten und Interaktionen zutage und zieht die Produktion des sozialen Kitts nach sich, wie Hardt betont. Diese Form der immateriellen Arbeit ist auf permanente Beziehungspflege, auf ununterbrochene Konversation, auf immer neu erzeugtes Gefühl ausgerichtet und verdeutlicht – da sie eben nicht endet – den Unterschied zur materiell hergestellten Ware, die den Produktionsprozess als solchen abschließt. (Dies jedoch auch nur, sofern die anschließenden Marketing-,

Distributions-, Verkaufs-, Reklamationsprozesse etc., also die eigentliche Umwandlung eines Guts zur Ware ausgeblendet werden.) Zunächst sollen kurz zentrale Begriffe der Theorien zum Postfordismus aus der Perspektive des Konsums besprochen werden.

Angesichts der Dienstleistungsökonomie sind die Felder der immateriellen Arbeit über verschiedenste Branchen verteilt, vom Gesundheitswesen, der Unterhaltungsindustrie, zur Fast-Food-Gastronomie bis hin zu Finanzdienstleistern (Hardt 2004: 181). Die postfordistischen Dienstleistungsbranchen sind häufig in einer bestimmten Weise konsumzentriert und brauchen – neben den aktiv in diesen Bereichen Tätigen – auch die Konsumenten der Dienstleistungen und Konsumerlebnisse. Beide Seiten, sofern sie überhaupt auseinanderfallen, müssen sich in Angeboten, Bedürfnissen und Konsummustern wechselseitig anpassen, womit einer der Hauptunterschiede zum Fordismus deutlich wird: »Die Massenproduktion standardisierter Waren in der fordistischen Phase konnte mit einer entsprechenden Nachfrage rechnen. Es war daher nicht nötig, den Markt näher zu ›belauschen‹« (Hardt, Negri 2003: 301). Der postfordistische Konsum stellt dagegen die Bedürfnisse des Konsumenten in den Vordergrund und vermittelt sie zwischen Produzenten und Konsumenten.

Konsum, so ließe sich knapp formulieren, nähert sich tendenziell den Strukturen der immateriellen Arbeit, weil die immaterielle Arbeit von vornherein auf die Konsumierbarkeit abzielt. Marketingmaßnahmen berufen sich daher auf ein konsumentenzentriertes Vermarkten von Produkten und Dienstleistungen. Die Rolle der künstlichen Bedürfniserzeugung durch Marketingmaßnahmen (Haug 2009) kann an dieser Stelle nicht entsprechend gewürdigt werden; stattdessen möchte ich mit dem Hinweis die Diskussion abkürzen, dass für Norbert Bolz der luxuriöse Konsum der Zukunft aus immateriellen Angeboten bestehen dürfte: »Es geht nicht mehr um die naive Ostentation des Konsums und der Kaufkraft, sondern um eine spirituelle Technik der Differenz. Der Konsum der Zukunft wird ein unsichtbarer Luxus sein: Zerebralkonsum, Aufmerksamkeit, Sinn, Ruhe, Raum« (Bolz 2002: 103), eine Prognose, die vor dem Hintergrund der weltweiten Urbanisierungstendenzen, die mit erheblichen Raumverdich-

tungen einhergehen, nicht unwahrscheinlich erscheint. Für die Gegenwart reicht es jedoch festzuhalten, dass die entsprechenden Praxen des Postfordismus (immaterielles Arbeiten und Konsumieren von elaborierten Serviceangeboten, die sehr häufig mit einem regelrechten Lifestyle einhergehen) von den Subjekten folglich auch in beiden Bereichen, der Arbeit und dem Konsum, erarbeitet und bearbeitet werden müssen.¹ Auf den Konsum bezogen bedeutet dies, dass nicht nur die Kunden über Marktforschung analysiert werden, sondern dass sie sich auch gleichzeitig die nötigen Verhaltensweisen des Konsumierens aneignen – und auch aneignen müssen – um nicht von sozialer Teilhabe ausgeschlossen zu werden.

Dieses Er- und Bearbeiten findet innerhalb der großen Entwicklungslinien des Postfordismus statt. Zum einen geschieht der Wandel hin zur immateriellen Arbeit offenbar entlang des *General Intellects*, welcher die Spielräume der Subjektpositionierung zu einem erheblichen aber nicht vollständigen Teil bestimmt, zum anderen verschärft die Überwindung der Arbeitsgesellschaft, wie Virno in der *Grammatik der Multitude* darlegt, bestimmte Ängste auf Seiten der Individuen. Diese Entwicklungslinien definieren entscheidend den Möglichkeitshorizont von Konsum. Den *General Intellect*-Begriff Marx' aus dem *Maschinenfragment* entwickelt Virno anhand der »Gemeinplätze« aus der Aristotelischen *Rhetorik*. Diese Gemeinplätze sind die grundlegenden Sprachformen und werden von allen Sprechenden – vom Betrunkenen bis zum Politiker, wie Virno bemerkt – verwendet. Die Gemeinplätze könnten, wie im Folgenden gezeigt wird, für den Konsum insofern interessant sein, als sie jenseits von materiellen Konsumgütern in der *Konsumsprache* (oder im *Sprachkonsum*) auftreten.

Während die Gemeinplätze zunächst nur das Verhältnis von Weniger und Mehr, die Gegenüberstellung von Gegenteiligem und die Wechselseitigkeit bezeichnen (Virno 2008: 43), geht es Virno darum aufzuzeigen, wie sich allmählich die »allgemeinen Gesichtspunkte« der Sprache gegenüber den »spezifischen Gesichtspunkten« durchsetzen. Regionale oder lokale Besonderheiten in der Rede und Argumentation, eben die spezifischen Gesichts-

¹ Die analytische Trennung wird an dieser Stelle beibehalten.

punkte, verlieren angesichts der umfassenden Verunsicherung vor den nicht überschaubaren globalen Entwicklungen an Relevanz, obgleich sie nicht vollständig verschwinden, sondern eine Koexistenz führen. Die Folgen sind jedoch erheblich, wie Virno anmerkt:

»Überall und zu jeder Gelegenheit sprechen und denken wir auf dieselbe Art und Weise, aufgrund sprachlich-logischer Konstrukte, die ebenso grundlegend wie allgemein sind. [...] Nur diese bieten ein Kriterium für die Orientierung und infolgedessen einigermaßen Schutz vor dem Lauf der Dinge« (Virno 2008: 44f.).

Bemerkenswert an den Ausführungen Virnos ist, dass es ihm gelingt, die Dynamik der globalen wirtschaftlichen Entwicklung in den Verhaltensweisen der Einzelnen nachzuvollziehen. Die allgemeinen Gesichtspunkte, so müsste empirisch überprüft werden, dürften dann auch in Konsumausprägungen als sicheres Fundament wirken, da sie den Konsumenten ein gewisses Maß an Orientierung liefern. Auch ohne größeren Forschungsaufwand lässt sich das Konzept der allgemeinen Gesichtspunkte in den Werbebotschaften der großen Marken wiederfinden: ein Mehr an Lebensqualität, jungem Aussehen, Erfolg; ein Weniger an Problemen, Unzufriedenheiten; ein Auto, das das Gegenteil von Langeweile ist. Die Versprechungen des Konsums greifen auf diese Prinzipien der Allgemeinheit nicht nur zurück – sie basieren geradezu auf dem Verharren im Unbestimmt-Allgemeinen, da nur so die Imagination der Konsumenten an der Erzeugung des Konsumerlebnisses mitwirken kann. Wie der Konsumphilosoph Wolfgang Ullrich aufzeigt, kann sogar die Gegenüberstellung von Gegensätzen in der Werbung synthetisiert werden. Unter dem Begriff der »Paradessenz« werden jene Werbebotschaften über ein Produkt verstanden, die eigentlich Widersprüchliches zusammen versprechen, wie etwa Anregung und Entspannung zugleich, und somit Alltagslogiken »durch Magie ersetzen, jede eindeutige Festlegung aufheben und keine Projektion ausschließen« (Ullrich 2009: 111). Als Effekt, so der Konsumphilosoph weiter, biete jedes dieser Paradoxa eine »Omnipotenzphantasie«. Diese Architektur von Unbestimmtheiten ermöglicht offenbar auf eine besonders effektive Weise kommunikativen Austausch.

Der Begriff der Konsumsprache meint dann jenen Gebrauch von Sprache entlang allgemeiner Gesichtspunkte, der den Menschen die Mittel zur Verfügung stellt, die eigene Position auf individuelle aber gleichzeitig allgemein verständliche und gültige Weise auszuhandeln – individuell, aber doch auch größtenteils so wie die anderen. Angesichts eines differenzierten Angebots an Marken, Produkten, Lebensstilen, Erlebnissen, Selbsttechnologien etc. ist das Repertoire an Sprachweisen, die vom Konsumenten gesprochen werden können, für eine kreative Aneignung und schöpferische Veränderung offen. Gleichzeitig erleichtern die allgemeinen Gesichtspunkte die Verständlichkeit. Dass zudem die Verbreitung von Marketingstrategien auf diese Weise von größerer Verständlichkeit und Reichweite profitieren, ist das Resultat eines immensen Werbeaufwands, der weite Teile des Alltags in Konsumgesellschaften prägt.

Konsumsprache bezeichnet gerade *nicht* den Zustand von Subjektivität in einer schönen neuen Welt des Marketings, in der blind den Versprechungen der Werbebranche vertraut wird und dem Subjekt nur die Wahl von vorgefertigten Kaufoptionen bleibt.² Dass die Einzelnen auf die Angebote des weltweiten Konsums nicht zurückgreifen, wäre angesichts der globalen Märkte ebenfalls eine zu einseitige Darstellung der Entwicklungen. Die Position der *Empire*- und *Multitude*-Theoretiker Hardt und Negri legt dies jedoch implizit nahe. Der Kontrast zwischen Staat und Multitude wird über den Begriff des Konsens herausgestellt. »Konsens ist mit Volk und Repräsentation liiert, Konsens bedeutet Zustimmung und Entfremdung, die Identifikation mit dem Repräsentanten. Nicht zufällig gerät Konsens in immer größere Nähe zum Konsum« (Negri 2004: 20). Diese Aussage umfasst mindestens zwei Aspekte. Zum einen bewertet Negri Konsum insofern negativ, als dass er ihn als eine weitere Anpassung an die mächtigen Regierungsvehikel der Politik und Ökonomie fasst. Zum anderen spricht Negri der Multitude implizit eine Art Imprägnierung gegen den Konsum zu. Zweifelsohne ist der erste Aspekt richtig. Eine Manifestation dieses Verhältnisses wäre der unmündige Konsument einer Marke. Der Konsens ist

² Es geht weniger um ein Subjektverständnis, wie es etwa die Kritische Theorie mit Blick auf die Kulturindustrie nahelegt.

ein bloßes, mehr passives als aktives Annehmen des vorgefertigten Konsumangebots. Angesichts dieser strengen Beurteilung des Konsums werden die Chancen auf eine Realisierung der Multitude durch Konsum jedoch von vornherein ausgeschlossen. In der Multitude ist für die konsumierenden Einzelnen offenbar kein Platz, ganz gleich, wie kreativ die Einzelnen auch sein mögen.

An einen alternativen Ansatz wäre die Frage zu stellen, ob es tatsächlich eine allgemeine Orientierungslosigkeit im gegenwärtigen Postfordismus gibt. Dieser Ansatz würde nicht ausschließen, dass die Einzelnen die Möglichkeiten der Erzeugung des Selbst auch entlang bereits sehr differenzierter Konsumangebote nochmals kreativ nutzen können. Der Konsumismus erscheint dann gerade nicht als realisierte Marketingwelt, sondern – ganz im Gegenteil – sogar als tiefe, jedoch durch sich selbst verdeckte Krise des produktlastigen Konsums, nicht aber als Krise der Vielen. Die Vielen wären dann die kreativen Gestalter des Selbst und des Zusammenlebens. Somit wäre ein moralischer Pol der Konsumforschung (der Konsument als allzu passives Opfer des Marketings) infrage gestellt und zudem die Kontinuität des Menschseins, wie sie Graeber wiederholt postuliert, ebenfalls gewahrt. Davon unberührt bleibt die Feststellung, dass es neue Problemlagen gibt, die die Subjekte bearbeiten müssen. Auch diese Problemlagen finden ihren Ursprung im Arbeitsmoment.

II. Der General Intellect und die Krise der Arbeitsgesellschaft

Virno vertritt in der dritten These der *Grammatik der Multitude* die Ansicht, dass sich die Multitude in der Krise der Arbeitsgesellschaft widerspiegele. Der Auslöser dieser Krise sei der *General Intellect*, der im Postfordismus zum bestimmenden Prinzip der ökonomischen Wertschöpfung (und Abschöpfung) werde. »Die Krise der Arbeitsgesellschaft besteht vielmehr darin, dass der gesellschaftliche Reichtum von der Wissenschaft, vom *General Intellect*, geschaffen wird [...], und nicht von der durch den Einzelnen geleisteten Arbeit« (Virno 2008: 142). Das Wissen zeige sich als unabhängig vom Einzelnen und als übergeordnete Instanz; das Wissen arbeite

gewissermaßen *durch* den Einzelnen, der Einzelne arbeite hingegen weniger *mit* dem Wissen, oder das Wissen gar *für* ihn.

Für den Einzelnen habe dies gravierende Konsequenzen, da die Arbeitszeit nicht länger der adäquate Maßstab für Bezahlung, aber nach wie vor ein gültiger Maßstab sei, was für die Betroffenen eine äußerst widersprüchliche Erfahrung bedeute. Während Marx die Reservearmee der Industrie – die Arbeitslosen – mit den Worten flüchtig, latent und stockend beschrieb, wendet Virno diese Begriffe zur Beschreibung der gegenwärtigen Beschäftigten an, welche sich einer Wirtschaft gegenübersehen, die mit Outsourcing, Innovationen, Investitionen etc. die Bedingungen der Lohnarbeit bestimmt. In der Folge, so der Philosoph weiter, stelle sich ein umfassender Rückgang der Profitabilität der Arbeit ein: »Jede Leistung im Bereich der Lohnarbeit lässt ihre eigene Nicht-Notwendigkeit erkennen, ihre Eigenschaft, in den Augen der Gesellschaft als zu teuer zu erscheinen« (Virno 2008: 144). Immaterielle Arbeit, so ließe sich mit Blick auf die Arbeitsrealitäten vieler ArbeitnehmerInnen in der Dienstleistung formulieren, ist eine Arbeit, die sich häufig finanziell »nicht lohnt«, da sie oft im Niedriglohnsektor angesiedelt ist. Dies betrifft zum einen beispielsweise Servicekräfte im Gastronomiegewerbe oder Call-Centern, zum anderen aber auch Kreative in den unteren Hierarchieebenen der Werbe- oder Marketingagenturen. Entlang der Entlohnung eröffnet sich ein erheblicher Krisenraum, der sowohl die Arbeit als auch den Konsum von Waren, Dienstleistungen und Sinnangeboten beeinflusst. Der tatsächliche Krisenraum dieser Wirtschaftsentwicklung äußert sich vorrangig in den Großstädten, wie die Entwicklung in Großbritannien zeigt. Der wirtschaftliche Niedergang der britischen (stark fordistischen) Industriestädte wie etwa Manchester, Glasgow oder Liverpool im Zuge des politisch forcierten Neoliberalismus seit den frühen 1980er Jahren führte zu einem massiven Anstieg der Arbeitslosigkeit und letztendlich zu der kommunalpolitisch durchgeführten, imagedrängigen »Neuerfindung der Stadt als Kapitale des Spektakels. Die Ökonomien des Essens und Trinkens, des Einkaufens und Konsumierens, der Freizeitvergnügungen und des Tourismus galten nun als wichtiger Bestandteil des städtischen Wirtschaftslebens« (Klaus Ronneberger). Ein besonderes Augenmerk wur-

de auch auf den Finanzsektor gelegt, was mit der günstigen Lage Londons für den weltweiten Handel mit Währungen zu tun hatte: Hier konnten die asiatischen, europäischen und amerikanischen Märkte bedient werden. Gleichwohl waren die wirtschaftlichen Erholungsprozesse kaum ein Ausgleich für die vorherigen Umstrukturierungen; nur sehr vereinzelt konnten vor allem jüngere Menschen erfolgreiche Karrieren in der parallel zu diesen Konsumorientierung etablierten Kreativwirtschaft (z. B. der Musikbranche) verwirklichen. Flächendeckende Innovationseffekte, so Ronneberger, sind von den Umstrukturierungen nicht ausgegangen.

Doch die Entwicklung lässt sich nicht nur historisch belegen, sondern auch in die Zukunft projizieren. Virno zwingt den Blick auf die paradoxe Situation innerhalb der stattfindenden Reduktion der gesellschaftlich notwendigen Arbeit, bei welcher es zu einer erhöhten Arbeitsbelastung bei denjenigen im Innen und zu einer Marginalisierung der nicht mehr im Arbeitsmarkt beschäftigten Menschen kommt (Virno 2008: 158). Damit verschoben sich letztlich für die meisten der Vielen die Möglichkeiten von Einkommen ebenso wie die Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung. Die einen arbeiten viel für immer geringeren Wert (da der *General Intellect* die Quelle der Wertschöpfung ist) und erleben einen Verlust von Freizeit durch ein Mehr an Überstunden und genereller Vermischung von Arbeitszeit und arbeitsfreier Zeit. Diejenigen, die auf Sozialleistungen und Niedriglöhne angewiesen sind, können der kapitalintensiven materiellen Konsumkultur aus offensichtlichen Gründen immer weniger teilhaftig werden. So müssen vor allem Erstere die Erfahrung machen, dass ihnen die Zeit zum Konsumieren fehlt, was bei fortschreitender (aber nicht garantierter) Karriere aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer Verdichtung des Konsums zum Luxuskonsum bedeuten dürfte.³

Die Umstrukturierungen des Postfordismus haben somit die ökonomischen Prozesse der Großstädte tiefgreifend verändert, wie die genannten Punkte zeigen. Die Metropole ist jedoch nicht nur als Ort des Konsums und der

³ Wie die eigenen Imaginationen von Konsummöglichkeiten entlang der Arbeitsrealität verhandelt werden, konnte ich am Beispiel junger Berufseinsteiger im Investmentbanking nachzeichnen (Steffen 2012).



Arbeit interessant – Hardt und Negri entwerfen die Metropole schließlich als konstituierenden Ort der Multitude (Hardt, Negri 2004: 114). Ferner bestimmt Schmidt das Ziel der Multitude darin, einen Zustand der Harmonie zwischen Einzelnen und Vielen in der Metropole zu erreichen: »Ziel der Verhandlungen sind die Wahrung eines inneren Gleichgewichts und die Bewahrung des öffentlichen Raumes der Vielheit« (Schmidt 2013: 13). Während sich die Möglichkeiten für Konsum in der Metropole in den be­gegnungsfördernden Konsumorten niederschlagen, mehren sich die virtuel­len Formen eines Konsums, der sowohl Individualisierungstendenzen be­rücksichtigt als auch die Zugehörigkeit zu größeren Gruppierungen (zur Multitude?) ermöglicht. Gewissermaßen können auch die Social Networks, um die es auch im Folgenden gehen wird, als virtuelle Metropole verstan­den werden, da sie eine erhebliche Anzahl an Menschen »an einem Ort« verdichtet zusammenbringen.

Beide Formen des Zusammenkommens bilden die Rahmenbedingungen, in denen Subjektivität und Konsum ausgehandelt werden. Die momentan noch verdeckte Krise des Konsums besteht nun darin, dass durch die im­materielle Arbeit, die die bereits als spektakuläre Konsumstätte angelegte Metropole bietet, die Kaufkraft fehlt, der Metropole auch im warengibun­denen Konsum zu folgen. Wenn die Metropole jedoch nur diese zwei Modi der Harmoniebildung kennt und diese offenbar gegenläufig sind, wird die tatsächliche Herstellung eines Gleichgewichts zu einer großen Herausfor­derung, die nicht mehr mit den Potenzialen des bisherigen Konsums be­wältigt werden kann.

III. Konsumorte und Gemeinschaft

Zwei zentrale Entwicklungsfelder des Konsums innerhalb der letzten zwei Dekaden sollen im Folgenden näher beleuchtet werden. So geht es zum ei­nen um die individuellen Erlebnisangebote, zum anderen um das Erleben von Gemeinschaft an speziell dafür inszenierten Orten – in der jüngeren Vergangenheit häufig offline, mittlerweile zunehmend online. Beide Mo­mente bedürfen der Vermittlung durch Sprache. Um diese Sprache näher

zu bestimmen, bietet sich der Begriff der Konsumsprache an, da er den Einzelnen den Zugriff auf einen größeren Zusammenhang eröffnet, welcher nicht politisch und nicht religiös bestimmt ist. Konsum kann somit zu einer Sprache werden, in welcher sich die Einzelnen als Viele erleben können – und zwar in einem Alltagskontext, nach dem Motto: »Ich konsumiere, die anderen auch.« Dass die Entwicklungen zur Multitude in den Metropolen zwar über Konsumangebote stattfinden, diese jedoch überwunden werden können und bei fortschreitender Krise der Lohngesellschaft vielleicht auch werden, zeigt sich paradoxerweise in den immer ausgefeilteren Konsummöglichkeiten.

In den Metropolen waren es bislang vor allem die Flaggschiffmarkengeschäfte der global bekannten Marken und die erlebnisorientierten Einkaufszentren, die zum einen den Einkaufsakt und zum anderen die Marke emotionalisieren sollten. Eine ganz entscheidende Funktion nimmt in diesem Kontext das Erzählen von Geschichten (»Storytelling«) ein, das im Konsumkontext eine zunehmende Rolle spielt und auch abseits der Konsumwirtschaft zur Dynamisierung der Ökonomie beiträgt – insbesondere im Bereich der Marktforschung und in der Vermittlung von Geschäftsmodellen (Düllo 2008: 187; für die praktische Vermittlung von Geschäftsmodellen exemplarisch Duarte 2010). Die von Designern aufwendig entwickelten Flagshipstores sollen vorrangig das Image einer Marke verbessern, ihre Story erzählen; finanzielle Gewinne sind zunächst zweitrangig. Die Marktforscher Kozinets und Sherry unterscheiden drei Formen von Einkaufsorten: besagte Flagshipstores, die eine bestimmte Marke zelebrieren, thematisch gestaltete Unterhaltungsmarkengeschäfte, die Marken-Dienstleistungen anbieten und die Hybridform der thematisch gestalteten Flaggschiffmarkenläden (Kozinets, Sherry 2008: 88). Auch Themen- oder Freizeitparks können zu diesen Konsumorten gezählt werden, die sich in ihrer Wirkung auf die Innenwelt der Subjekte anhand des Foucaultschen Gouvernementalitätskonzepts analysieren lassen (Legnaro 2000). Diese Formen von Konsumstätten sollen dazu anregen, die Marke lebendig und erfahrbar zu machen, sowie weitere spektakulär-unterhaltsame Elemente einzubrin-

gen, die nicht nur ein Markenprodukt inszenieren, sondern die ganze Marke an sich emotional aufladen.⁴

Marken sind nicht nur ein wichtiges Vokabular des Konsumentenverhaltens, wie die Autoren Kozinets und Sherry betonen. Sie stellen so genannte »Mythotypen« (Olson 1990) dar. Gemeint sind Symbole, die »für ein bestimmtes Publikum lokal bedeutsam [sind] und einen universellen emotionalen Zustand oder eine Kombination solcher [ausdrücken], wie zum Beispiel Ehrfurcht, Erstaunen, Entschlossenheit, Freude und Teilnahme« (Kozinets, Sherry 2008: 94). Von den insgesamt zehn Merkmalen der narrativen Strukturen der Mythotypen sollen einige näher ausgeführt werden. Das Merkmal der Offenheit beschreibt »eine Erzählung, die kein abgeschlossenes Ende aufweist und dadurch zur weiteren Entwicklung und Deutung der Konsumenten einlädt« (Kozinets, Sherry 2008: 94). Das Merkmal der Negentropie bezeichnet eine Erzählung, »die das Bewußtsein ordnet« (Kozinets, Sherry 2008: 94). Während die Inklusion dem Konsumenten das Gefühl gibt, seine Wertevorstellungen einzuschließen, sorgt die Zirkularität dafür, dass die Erzählung immer wieder an den Ausgangspunkt zurückkehren kann (Kozinets, Sherry 2008: 94). Diese narrativen Strukturen werden in die architektonischen Konzeptionen von Konsumwelten eingeschrieben und führen als Dispositiv zu bestimmten Konsumerlebnissen beim Konsumenten, wenn er die vorgegebenen Strukturen mit eigenen narrativen Aktivitäten beantwortet und mit ihnen interagiert. Die Erzählung ist jedoch elementar für das Funktionieren der Konsumwelten.

Jene inszenierten Erlebnisorte sieht Baumgartner aber bereits wenige Jahre später wieder an Bedeutung verlieren, mittlerweile, so der Autor, gehe es vielmehr darum, dass sich Konsumenten mit ihren Wertevorstellungen in den von der Marke verkörperten Werten wiederfänden und es zu einer Bindung zwischen Konsumenten und Marke komme. (Bezeichnenderweise

⁴ Bereits kurz nach der Jahrtausendwende, als Kozinets und Sherry ursprünglich ihren Aufsatz zu den »Themed Flagship Brand Stores« veröffentlichten, gingen sie auf den aufkommenden Online-Handel ein. Gerade in der Verschmelzung von virtuellen und realen Welten sahen sie das größte Potenzial für Marken; einen grundsätzlichen Wettbewerbsvorteil des E-Commerce wollten sie dagegen nicht bestätigen.

äußern die interviewten Besucherinnen und Besucher eines amerikanischen thematischen Flagshipstores vor allem, dass sie sich dort gerne aufhielten, um Dinge anzuschauen.) Konsumenten suchten nach sinnstiftenden Angeboten, daher sollten Marken im Idealfall Werte, Haltungen, Normen und Lifestyles anbieten, so die These Baumgartners weiter. In der Folge könne dann eine gemeinsame Identitätsfläche entstehen, auf der sich so genannte *Brand Communities* entwickeln lassen:

»Wie im richtigen Leben auch, in dem Menschen zueinander finden, weil sie gemeinsame Gefühle oder Lebensstile verbinden und sie deshalb glauben, füreinander bestimmt zu sein, verbindet Marke und Brand Community die Gemeinsamkeit ihres Wertesystems« (Baumgartner 2007: 21).

Unter dem Begriff »Brand Community«, der 2001 von den amerikanischen Wirtschaftswissenschaftlern Muñiz und O’Guinn geprägt wurde, werden Markengemeinschaften verstanden, die sowohl in der Realität als auch im Internet entweder durch die Marken selbst oder durch begeisterte Markenanhänger initiiert werden. Die Anhänger einer Marke teilen dann Rituale, Werte, ein geteiltes Bewusstsein und eine moralische Verantwortung (Muñiz, O’Guinn 2001: 412) und tauschen sich über die Marke intensiv aus. Markengemeinschaften können eine diffuse Form der Vergemeinschaftung bieten und menschliche Grundbedürfnisse des Sozialen – wie Liebe, Halt, Orientierung – auch angesichts Individualisierungstendenzen annähernd befriedigen (Plasse 2002: 64). Die Fans einer Marke besuchen Veranstaltungen, an denen sich beispielsweise die Fahrer einer bestimmten Automarke treffen oder sie frequentieren Online-Communities. Zum einen ist die Bindung zwischen Marke und Konsument das Ziel der Community-Aktivitäten. Zum anderen jedoch rückt die Bindung zwischen den Community-Mitgliedern selbst in den Fokus – vermittelt durch die Marke, aber mit der Möglichkeit zum eigenen Einbringen.

Dieses Sich-Einbringen von Brand Community-Mitgliedern wird für Unternehmen mittlerweile zur Wertschöpfung genutzt, da die Anhänger der Marke einen genauen Blick auf die Produkte und das Image der Marke haben und als so genannte *Lead User* bei der Entwicklung neuer Produkte als

Experten und Zielgruppe zugleich mithelfen können. Durch bestimmte Praxen, so Schau, Muñoz Jr. und Arnould 2009 im *Journal of Marketing*, sorgen Brand Communities dafür, dass sowohl Gemeinschaft als auch Individualität ausgehandelt werden können und in der Zusammenarbeit mit dem Unternehmen Innovationen entstehen können. Dem *Social Networking* kommt dabei eine entscheidende Rolle zu, ebenso dem *Brand Use* mit ausschmückenden und individualisierenden Praxen (Schau, Muñoz, Arnould 2009: 36). Letztlich lassen sich die Merkmale der Mythotypen in beiden Ausprägungen wiederfinden, da die Ziele der Marketingmaßnahmen – die Konsumenten einzubinden in das narrative Geschehen – sehr ähnlich sind. Für die immaterielle Arbeit sind narrative Strukturen schließlich besonders relevant.

Ob Brand Communities oder Flagshipstores: Die Implementierung von narrativen Elementen in die Gestaltung von Konsumorten geschieht im Fahrwasser des Postfordismus und muss letztlich als die Kehrseite einer Medaille namens Umstrukturierung betrachtet werden. Ob nun in den Konzeptläden oder den Markengemeinschaften – die Krise der Arbeitsgesellschaft bildet die eigentliche aber verdeckte Grundlage der Veränderungen des Konsumverhaltens. Doch nicht nur dies, auch die Basis für weitere Krisen werden durch sie gelegt, etwa wenn Konsumkredite ins Spiel kommen: Die laute Werbung der Elektronikfachmärkte und Baumärkte zeigt, wie sich das Marketing ein eigenes Konsumklima erschafft. Die ersten Insolvenzen von Baumärkten im Jahr 2013 zeigen jedoch, dass hier nur Konsumkrisen auf Konsumentenseite verdeckt werden. Auch wenn Marketingwissenschaftler die Entwicklung der Konsumkultur vorantreiben, bleibt die parallel stattfindende Krise langfristig nicht folgenlos. Deutlich wird dies an der zunehmenden Verwendung von Konsumsprache, die nun an zwei Punkten verstärkt ins Spiel kommt und sich zwischen den Konsumenten, innerhalb der Konsumenten und zwischen der Marke und ihren Käufern entfaltet: Einmal in den erzählenden Marketingkonzepten, zum anderen in den Erzählungen der Einzelnen. Wo nicht mehr gekauft wird, wird zumindest über das Produkt oder die Marke gesprochen.

Die Potenzialanalysen betonen, wie sehr die Einzelnen heute zu jedem Zeitpunkt Identitätsarbeit leisten müssen und dass sie eher kreativ modifizierbare Identitätsräume besetzen als über eine fixierte Identität verfügen. Konsum bedeutet in irgendeiner Weise Handlung, wie Graeber von *consume* ableitet: »ergreifen, vollständig übernehmen, aufessen, verschlingen, verschwenden, zerstören oder aufbrauchen« (Graeber 2013: 148). Konsumieren ist damit ein starkes Element in der Identitätsarbeit. Nur sollte Konsum nicht mehr primär materiell oder von der Ware aus gedacht werden, dafür fehlt der Multitude in der Metropole langfristig offenbar das Einkommen, sondern von der Sprache aus, welche das eigentliche »Vermögen« der Multitude ist.

Indem die Einzelnen ihre Identitätsräume besetzen und in der Kommunikation und Interaktion mit anderen aushandeln, werden in der Folge bestimmte Vielheiten sichtbar. Der Ethos-Begriff wird von Virno herangezogen, um die sprachlichen Besonderheiten eines Milieus darzustellen: »Sowohl das städtische Leben als auch der *Ethos* (gemeinsame Gewohnheiten) artikulieren sich über »spezifische Gesichtspunkte«, die untereinander sehr verschieden und oft sogar miteinander unvereinbar sind« (Virno 2008: 44). Mit dem Strukturwandel verschwinden die materiellen Produktionsweisen. In einer Dienstleistungsgesellschaft ist somit weder die Sichtbarkeit einer Produktionsstätte gegeben (es gibt keine offensichtliche Stätte wie die Fabrik), noch ist das »Produkt« den Akteuren, den Servicekräften, sichtbar (es geht schließlich um den Service und der ist immateriell). Aufgrund der meist prekären Arbeitsbedingungen können die Angestellten des Dienstleistungssektors die nötige Kaufkraft kaum erwirtschaften. Je mehr Menschen anteilig in diesen Sektor wandern, desto mehr erhalten die allgemeinen Gesichtspunkte eine neue Anziehungskraft. Der Kreis zu den Gemeinplätzen des *General Intellects* schließt sich somit an der Stelle, an der eine bezahlbare (d. h. kostenlose) Zuflucht im Alltag möglich wird: Die Zuflucht in immaterielle Konsumangebote, die verdecken helfen, dass für materiellen Konsum schlichtweg die Kaufkraft fehlt – wie es bereits bei dem bloßen Wandeln, dem Anschauen der Erlebniswelten und dem Genießen der Atmosphäre in einem Flagshipstore der Fall ist. Dem immateri-

ellen Arbeiten und dem immateriellen Konsumieren ist der funktionale Rückgriff auf eine Gemeinschaft gemeinsam, wie die Ausführungen zu den Konsumorten gezeigt haben. Wirklich vervollständigt werden die Konsumerlebnisse schließlich erst durch die Konsumenten selbst (Legnaro 2000).

IV. Veränderungen der Wirtschaft durch die Multitude

Durch die strukturellen Wandlungen der Arbeitsgesellschaft, welche mit einem Verlust der Lohnarbeit einhergehen, werden enorme Produktionskräfte für die Produktion von kulturellen und affektiven Inhalten in Sprachform frei – wie dies bei den Brand Communities bereits angeklungen ist. Doch dabei bleibt es nicht zwangsläufig. Aus dem Sprachkonsum, der immer auch das Potenzial der Sprachproduktion in sich trägt, können neue konsumierbare Waren werden.

»Inn (sic) Wirklichkeit muss sich die ›immaterielle Arbeit‹ *in Waren oder Dienstleistungen verdinglichen* und dann *auf dem Markt realisiert werden* (also Käufer finden), um für das Kapital interessant zu sein. Wenn Lazzarato oder Negri die Zirkulation von Wissen, Sprache und, ›biopolitisch‹, Leben mit der Zirkulation von Waren in eins setzen, treiben sie nicht nur den Fetischismus auf die Spitze, sondern ignorieren den entscheidenden letzten Akt« (Katz 2007: 120).

Dieser Einwand ist berechtigt, da die immaterielle Arbeit in einem hoch kompetitiven Umfeld stattfindet, in welchem wiederum immaterielle Einflüsse einen entscheidenden Wettbewerbsvorteil in gesättigten Märkten darstellen können, auch und gerade bei der Vermarktung von materiell gleichwertigen und somit potenziell austauschbaren Produkten. »Produkte und Verkaufsakte werden heute gezielt mit Gefühlen aufgeladen, wovon das *emotional design* in der Gestaltung moderner Konsumgüter ebenso Zeugnis ablegt wie die euphorische Theatralisierung von Marken« (Neckel 2008: 120). Daher ist der Begriff der Serialität, die ständige Wiederholung leicht abgewandelter Botschaften, die für Konsum so kennzeichnend ist, in diesem Zusammenhang nicht abwegig. Thomas Düllo erläutert anhand des jährlich stattfindenden Burning Man-Festivals die Rolle der Konsumtion

als Praxis der Vergesellschaftung, der Beziehungsaktivität und der Bedeutungsgenerierung und Bedeutungskommunikation (Düllo 2008: 181). Damit diese vielfältigen Anforderungen auch umgesetzt werden können, bedarf es entsprechender Sozialisierung und für die sieht Düllo vor allem die Serialität am Werk:

»Was geschieht nun bei der Transformation individualisierter Menschen im Kollektivkörper des Seriellen? Worin besteht die Attraktivität beim freiwilligen Anschluß an ein Serienphänomen? Zunächst befriedigt der Anschluß den Bedarf nach Nicht-Subjektivität, nach nur wenig nuancierter Gleichheit, nach einem Körper wie dem der Anderen – wie beim Besitz eines Produktes einer großen Marke oder eines Kleidungsstücks, das alle Anderen in der favorisierten Peergroup tragen, oder beim Mitsingen einer Top-Ten-Platte oder beim ritualisierten Zuschauen einer diskursiv am nächsten Tag verhandelten TV-Serie« (Düllo 2008: 183).

Die gemeinsam benutzten Produkte erhalten bei dieser Interpretation eine gewichtige Position. Ein anderer Ansatz wäre, derartige Phänomene der Vergemeinschaftung vom Individuum aus zu denken. Dadurch wird die Macht der Produkte und der vielen Anderen gemildert; der Einzelne nimmt eine stärkere Position ein. Damit qualifizieren sich die Potenzialanalysen für die Erforschung von gemeinschaftlichen Konsumphänomenen. Identität ist niemals statisch (deshalb Identitätsräume), sie ist aber immer auch mehr als die Gruppierung von eigentlich äußeren Entitäten. Sie ist die individuelle Neukombination von vielen Einflüssen durch Einzelne. Serialität ist, wie Düllo bemerkt, eine Folge der industriellen Serienproduktion, d. h. sie ist fordistisch. Zudem ist in der fordistischen Gestaltung der Welt eine klare Dichotomie zwischen dem Innen (der Fabrik) und dem Außen (der Lebenswelt außerhalb der Fabrik) erkennbar, die sich auch in weiteren Konstellationen fortsetzt: Im fordistischen Konsum zeigen sich die Waren als das Außen, die Konsumenten dagegen mit Innerlichkeit ausgestattet.⁵

⁵ Zur Rolle der Innovation im Postfordismus zwischen dem Außen und Innen des Konzerns, siehe Corsani (2004); praktische Implikationen für das Management erläutert Gloor anhand der Collaborative Innovation Networks (2011).



Im Postfordismus müsste die Serialität zunehmend an Relevanz verlieren, da es eher um die Fortführung der Sprache geht, als um den Abschluss einer Arbeit. Ebenso scheint die Trennung zwischen Innen und Außen im Bereich der Arbeit und dem Bereich des Konsums, Stichwort neue Konsumenten, aufgeweicht zu werden. Aus diesem Grund ist auch die Flagshipstorewelt eher noch ein Außen, da sie die Teilnahme des Konsumenten zugunsten der Inszenierung der Marke opfert. Es darf bestaunt werden, eine tatsächliche Interaktion auf Augenhöhe ist nicht ohne Weiteres möglich. Wenn die Brand Communities als der neue Weg angesehen werden, eine Bindung zwischen Konsument und Marke zu stiften, kann darin auch ein Anpassen der Marketingstrategien an die Innerlichkeit der Konsumenten gesehen werden. Da sich die Einzelnen über die allgemeinen Gesichtspunkte ins Öffentliche drängen und die Aufrechterhaltung ihrer Identitätsräume sicherstellen müssen, brauchen sie dafür die Ressource allgemein verständlicher und doch individualisierbarer Sprache. Sie finden diese in Konsumangeboten, können darauf aber situativ in Alltagserzählungen, in Blogs oder Foren antworten. Je mehr Zeit für die Identitätsarbeit von dem Einzelnen aufgewendet wird, desto stabiler erscheint der Identitätsraum, da er in mehreren Situationen greift. Der Rückgriff auf Marken verspricht hierbei eine Vereinfachung, da Marken insbesondere seit den 1980er Jahren ebenfalls wirkmächtige Identitäten und Images aufgebaut haben, die mimetisch, rekombinativ, kontrafaktisch oder neologisch bearbeitet werden können. Eine Automarke kann gemocht oder abgelehnt werden – was der eine daran mag (z. B. »Prestige«), ist dem anderen ein klares Feindbild (»Establishment«). Wofür die Marke jedoch steht, welche Werte und welche Machtposition sie verkörpert, wird von beiden Seiten akzeptiert. Die eigene Identität wird so an der Haltung gegenüber einem allgemein geteilten Wertekomplex erkennbar. Das bedeutet gerade nicht, was eine der Hauptkritiken am Konsumismus besagt – dass sich Konsumenten eine Identität kaufen, wenn sie ein bestimmtes Produkt erwerben. Die allermeiste Zeit des Alltags ist der Einzelne bei der Identitätsarbeit auf sich gestellt. Bestimmte Konsumakte können die Erarbeitung und Bearbeitung des Selbst fokussieren, vollständig dominieren können sie sie nicht. Dies

liegt nicht zuletzt daran, dass auch die entwickeltsten Produkte und ausgefeiltesten Images letztendlich zu statisch sind, um in allen Situationen des Alltags sinnvoll und vor allem sozial akzeptiert angewendet zu werden. Da Marken nur die strahlende, positive Seite des Lebens zeigen, wie Ullrich zum Ende seiner Abhandlung bemerkt, ist dies auch nicht verwunderlich. Die Tendenz, die Baumgartner ausmacht, hin zum kompletten Lifestyle und Wertesystem scheint jedoch eine erste Korrektur in diese Richtung darzustellen.

Die Rolle der Zeit ist tatsächlich erheblich, da die Identität des Einzelnen immerzu neu erzeugt werden muss. Wie Debord bemerkte, wird die freie Zeit des Arbeitnehmers in der Mehrheit der Fälle dazu benutzt, mehr fernzusehen (Debord 1996: 136). Durch die Verbreitung von Multimediageräten müsste diese im Kern nach wie vor gültige Aussage Debords aktualisiert werden. Die durchschnittlichen Nutzungszeiten von Sozialen Netzwerken sind, sofern man den Statistiken der Anbieter trauen mag, jedenfalls erheblich. Wie eng die Verzahnung von Konsum und Subjektivität im Zeitalter der immateriellen Arbeit ist, zeigt sich gerade dann, wenn es zunächst gar nicht um Konsum zu gehen scheint. Die immaterielle Arbeit kann nicht nur in den Dienstleistungsbranchen gefunden werden, sondern bestimmt auch die soziale Interaktion im Internet. Besonders anschaulich wird dies, wenn Andrejevic Facebook als Produktionsweise charakterisiert, die Menschen dazu bringt, eine Arbeit auszuführen, »die den Wert [generiert], der es der Plattform erst ermöglicht, all die anderen Funktionen zu erfüllen, die man ihr zuschreibt« (Andrejevic 2011: 31). Die Veröffentlichung des Privaten, des Innerlichen, des Affektiven ist es schließlich, die zum einen für Marktforscher und Marketingstrategen wichtig ist. Zum anderen werden die Affekte der Nutzer selbst weitergetragen, sodass auch indirekte ökonomische Handlungen erfolgen: man kauft, was die anderen auch kaufen.

Wie Hardt im Umkehrschluss betont, erzeugt affektive Arbeit soziale Netzwerke und Gemeinschaftlichkeit (Hardt 2004: 182). Auf die Situation in Sozialen Netzwerken lässt sich diese Erkenntnis eins zu eins anwenden: Virales Marketing, welches mit der morbiden Metaphorik des »Virus

›Marke« spielt, welcher nicht nur über die Massenkänäle transportiert, sondern von den Konsumenten durch »Mund-zu-Mund-Propaganda« im Zuge einer »Infizierungswelle pandemischen Ausmaßes« (Hellmann 2010: 9) selbst weitergetragen wird, die Nutzung von Profilen für Werbezwecke, die Analyse von geposteten Inhalten und des Trackings des Nutzungsverhaltens, das Nachvollziehen des »Likens« mittels entsprechender Buttons – alle diese Strategien sorgen dafür, dass durch Soziale Netzwerke soziale Aktivitäten wirtschaftlich verwertet werden können.

Pybus und Coté verstehen das Netzwerk dann auch als Paradigma für eine emergente Form immaterieller Arbeit (Coté, Pybus 2011: 51). Den Begriff der immateriellen Arbeit führen sie weiter zum Begriff der »immateriellen Arbeit 2.0« aus, den sie zu den von Hardt definierten drei Bereichen hinzugesellen. Die Autoren leiten über zur Frage, was innerhalb der Subjekte geschieht, wie dort Empfindungen, Vorlieben und Inhalte generiert werden. Sie erläutern dies, indem sie den Affekt als »relationalen Prozess« definieren, der »Körper antreiben kann zu ›handeln« (Coté, Pybus 2011: 67) und zudem als die »bindende, dynamische Kraft« wirkt, die »Subjektivitäten be-seelt« und den »Netzwerkbeziehungen Kohärenz verleiht« (Coté, Pybus 2011: 54). Anhand der gigantischen Datenmengen, die Facebook-User weltweit in das Netzwerk einspeisen, wird nicht nur der auswertbare Datensatz vergrößert, sondern die Subjektivität der User tagtäglich neu performiert. Die geleistete Identitätsarbeit muss immer weiter gehen, damit sich die User im Netzwerk sichtbar positionieren können. Die permanente Selbstinnovation wird zum Generator, welche die immaterielle Arbeit aller in der Vernetzung garantiert.

Dass diese Überlegungen längst in die Planung der Marketingaktivitäten einfließen, zeigt ein kurzer Blick auf die Prinzipien für *Social Design*, welche Paul Adams, zwischen 2011 und 2013 Global Head of Brand Design bei Facebook und in dieser Position für die Vermarktung von Marken auf der Plattform zuständig, formuliert. Social Design definiert Adams als ein Design von Produkten und Dienstleistungen, welches Menschen hilft, miteinander zu kommunizieren und die Meinungen der anderen zu verstehen (Adams 2013: 5). Es geht laut Adams darum, ganze »Ökosysteme« im In-

ternet (Adams bezeichnet Facebook als ein Ökosystem) zu entwickeln, in denen Interaktionen stattfinden können. Innerhalb dieser Systeme werden Identität, Verbundenheit und Kommunikation zu bestimmenden Faktoren. Adams präsentiert dazu einen ganzen Kriterienkatalog um besondere gemeinschaftliche Erlebnisse zu gestalten. So sollten neue Erfahrungen auf eine Weise gestaltet sein, dass sie mit bestehenden Überzeugungen einer Gemeinschaft übereinstimmen. Die Verbundenheit würde durch das Aufzeigen von Gemeinsamkeiten und die Ermöglichung von einem zunächst unverbindlich-lockeren Austausch gestärkt. Zur Kommunikation empfiehlt Adams unter anderem, die Möglichkeit einzurichten, dass Menschen zusammen über andere reden können, dass zudem eine Infrastruktur geschaffen wird, damit sich Menschen erinnern können. Generell sollten emotional bewegende Inhalte vor rationalen bevorzugt werden (Adams 2013: 54). Adams äußert sich in einem Blog-Beitrag über die Missverständnisse von Marketingverantwortlichen zum Marketing auf Facebook.

»The web is not a broadcast medium, it's not a platform for interrupting people. It's an interactive medium. In fact, the social web is very close to offline interaction. You wouldn't interrupt people in the middle of a telephone conversation with an ad, so why do the same thing on Facebook? If you saw two people having an intimate chat at a party, you wouldn't go over and suddenly interrupt them, to tell them something that is not related to their conversation. The social web requires marketers to build relationships with customers« (Adams 2011).

Was als Bindung und Beziehung erlebt wird, so kann man schlussfolgern, bedarf nicht nur affektiver Arbeit von Unternehmensseite, sondern auch die Netzwerke, die die Affekte weitertragen. Ohne immaterielle Arbeit auf Unternehmens- und Konsumentenseite scheint Konsum kaum mehr zu funktionieren.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Virnos dritte These zur Multitude eine Interpretationsfolie zum Verstehen der momentanen Bedingungen und Möglichkeiten von Arbeit (materielle und immaterielle) darstellt, während die Interpretationsfolie von Facebook als affektives Netzwerk und Stätte immaterieller Arbeit den Blick auf das Subjekt lenkt. Wenn diese

beiden Folien übereinander gelegt werden, ergibt sich folgender Zusammenhang: Die Krise der Lohngesellschaft fällt mit dem Boom der subjektivierten Netzwerkarbeit zusammen. Wo das Geld fehlt, wird das Selbst wichtiger. Umgekehrt gilt, wer nicht über ein ausreichend spannendes Selbst verfügt, ist für affektiv-immaterielle Arbeit uninteressant, hat also auch weniger Chance auf Bezahlung. Die Folgen für die Wirtschaft sind gravierend: Die Arbeit wird zur Als-ob-Arbeit, die nicht mehr über Lohn vergütet wird, sondern über die Höhe der Affektivität. Dies zeigt sich beispielsweise, wenn auf Arbeitgeberbewertungsseiten im Internet vor allem die atmosphärischen Rahmenbedingungen in Werbeagenturen geschätzt werden – die niedrigen Gehälter und erbarmungslosen Überstunden werden akzeptiert, solange die Kollegen cool sind und es gratis Obst, Mineralwasser und vor allem ein ästhetisches Büro gibt. Natürlich sind dies besondere Berufsfelder, deren Bedingungen nicht als Beweis für die Verbreitung der immateriellen Arbeit dienen sollen.

Dass jedoch Marketingstrategien auch im Privaten greifen, lässt sich nicht von der Hand weisen. Tendenziell werden andere Währungen wichtig, wie etwa das Mögen oder Gemochtwerden, sowie die Kürze und Prägnanz der Sprache, die sich dem Werbeslogan annähert. Vor allem auf den »Gefällt mir-Button« (Like-Button) geht Gerlitz ein, da er als Vereinfacher »affektiver Kurzkommentare wie ›Wow!‹ oder ›Super!‹« (2011: 102) auftritt und auf diese Weise eine neue Wirtschaftsform eröffnet. »Der externe Like-Button läutet nun eine neue Form der Web-Ökonomie ein, dessen zentraler Indikator die affektive Reaktion von Web-NutzerInnen darstellt – die Like Economy« (Gerlitz 2011: 105). Schließlich findet das Mögen auch in Sprachform statt, sodass es im Umfeld der immateriellen Arbeit auch weniger um die Bezahlung mit Geld geht, sondern um das Gelobtwerden.

V. Sprachkonsum – eine potenzialanalytische Deutung

Wenn Debord mit seiner Konzeption des Spektakels den Befund eröffnet, dass die Sprache zur Ware geworden ist, es zudem als gesichert betrachtet werden kann, dass sich die Teilnehmer über Sprache in den Netzwerken als

Subjekte positionieren und ferner abschöpfbare immaterielle Arbeit leisten, dann zeichnet sich die Tragweite des Begriffspaars Sprachkonsum/Konsumsprache ab. Die praktisch synonyme Verwendung ist ein Hinweis darauf, dass es um den bloßen Prozess des Konsumierens von Sprache geht, die in sich bereits die Form und den Inhalt einer Ware trägt.

»In der Konsumgesellschaft kann niemand ein Subjekt werden, ohne sich zuerst in eine Ware zu verwandeln, und niemand kann sich seines Subjektseins sicher sein, ohne ständig jene Fähigkeiten zu regenerieren, wiederzubeleben und aufzufrischen, die von einer käuflichen Ware erwartet und eingefordert werden« (Bauman 2009: 21).

Diese pessimistische Sichtweise verweist auf die Tatsache, dass die ökonomischen Rahmenbedingungen die Möglichkeiten von Konsum maßgeblich bestimmen. Allerdings wird dem Subjekt kaum ein eigener Handlungsspielraum zugedacht, also eine schwache Subjektposition festgelegt. Wenn Potenzialanalysen nach den Möglichkeiten des Denkens fragen, dann bedeutet dies für die Auseinandersetzung mit Konsumphänomenen, herauszufinden, welche Denkweisen die Einzelnen (welche mehr sind als bloße Konsumenten) entwickeln können. Konsum ist dann das Wählen aus Angeboten in fluiden Kulturen, die im Moment der Aneignung nicht mehr das Angebot sind, sondern vom Einzelnen in den Handlungsmodi verändert werden. Sobald aber auch nur ein Einzelner ein bestimmtes, vielleicht sogar standardisiertes Angebot wahrgenommen hat und zu seinem Identitätsraum hinzugefügt hat, ist die Multitude an sich bereits verändert, das ganze Gefüge in Bewegung geraten und die Kulturfluidität hat ihre Dynamik beibehalten.

Die Potenzialanalysen eignen sich für die Untersuchung derartiger Subjektverhältnisse insofern als über den Begriff der Valenzen die Affektkonglomerate rekonstruierbar werden. Zwar bilden die Konsuminfrastrukturen eine sehr laborierte Menge an Affektkonglomeraten, darüber hinaus sollten aber nicht die Affekte vergessen werden, die die Einzelnen selbst entwickeln. Die pessimistische Rede Baumans vom Konsumenten als Ware geht mit einem schwachen Subjektbild einher, welches Konsum nur aus der Bedürftigkeitsperspektive betrachten kann. Entlang der Valenzen lassen sich

dann aber all jene Prozesse erkennen, die den Konsumenten zum bestimmenden Grund seiner selbst machen. Die allgemeinen Gesichtspunkte sind schließlich ja ein Produkt der Multitude, die durch ihre Äußerungen diese Formulierungen bevorzugt. Sie bilden Korridore, in welchen die Einzelnen zueinander finden aber sich auch seitwärts bewegen können, d. h. ihre Handlungsmodi kreativ nutzen.

Sprachkonsum meint die affektive Qualität des Sprechens entlang von Angeboten aus dem Bereich des Konsums (Produkte einerseits, aber auch Lifestyles, Erlebnisse, Images etc.), das beim Aushandeln der Identitätsräume verwendet wird. Während die Brand Communities auf eine bestimmte Marke abzielen, sind Soziale Netzwerke nochmals ein weitaus umfassenderes Feld. Beiden gemein ist die dynamische Nutzung von Affekten und das Erbringen von immaterieller Arbeit im Zuge der Bearbeitung der eigenen Identitätsräume. Da der Sprachkonsum aber den Sprecher erzeugt, kann diese Form des immateriellen Konsums weniger als das bloße Verbrauchen einer Ware verstanden werden, sondern vielmehr als Ressource, die die Einzelnen ebenso positioniert wie sie die Multitude dynamisiert.

Negri bestimmt die gewaltsamen Proteste der Globalisierungsgegner in Seattle und Neapel als Manifestationen der Multitude (Negri 2004: 26). Die Multitude als tragfähiges politisches Konzept impliziert jedoch eine gewisse Permanenz im Alltäglichen, die mit den beschriebenen Extremereignissen nicht erfüllt wird. Abseits der politischen Implikationen und Programmatiken, die Hardt und Negri mit dem Konzept verbinden, entfaltet sich Alltag immerhin als lebensweltliche Realität für die Vielen. Ohne adäquate Infrastruktur scheint eine Bildung von Multitude abseits des Situativen (wie besagten Protesten) jedoch schwierig, vor allem angesichts der unterschiedlichen Positionierungen der Einzelnen. Durch die Fokussierung auf den Einzelnen im Konsum werden jedoch auch andere Multituden sichtbar, die zwar weniger dem politischen Projekt der Multitude Hardts und Negris entsprechen, dafür aber bereits existieren und zudem Entwicklungsmöglichkeiten beinhalten. Der Affekt, oder die affektive Arbeit spielt dabei eine wichtige Rolle, wie von Hardt selbst bemerkt wird:

»Auf der einen Seite ist die affektive Arbeit, die Produktion und Reproduktion des Lebens, fest eingebettet in die bestehende Gesellschaft, indem sie die Grundlage der kapitalistischen Akkumulation und der patriarchalischen Ordnung bildet. Auf der anderen Seite aber liefert die Produktion von Affekten, Subjektivitäten und Lebensformen ein gewaltiges Potenzial für autonome Kreisläufe der Verwertung – und möglicherweise für die Befreiung« (Hardt 2009: 186).

Eine Multitude im Konsum zu akzeptieren, dürfte dem ein oder anderen Multitude-Theoretiker schwerfallen, ist eventuell aber weniger schlimm, als es zuerst den Anschein hat. In den Konstellationen, die sich um den affektiven und auf die Vielen ausgerichteten Konsum entwickeln, wird *eine* Multitude sichtbar, die zentrale Definitionskriterien *der* Multitude in sich vereint, stark ökonomisch geprägt ist, aber vor allem von den kreativen Potenzialen des Einzelnen her entsteht. Nach dem Kriterienkatalog von Hardt und Negri ist dies aber nicht ihre hoffnungsvolle Multitude, die gegen das Empire gerichtet ist.

Das Ziel empirisch ausgerichteter Kulturwissenschaft muss jedoch sein, Konsumphänomene aus einer Alltagsperspektive neu zu interpretieren – abseits wertender Konsumkritiken oder Konsumverteidigungen, aber innerhalb der Ambivalenzen, die Virno der Multitude von vornherein konstatiert. »Die Multitude ist eine Seinsweise, die heute vorherrschende Seinsweise: Aber wie alle Seinsweisen ist sie ambivalent, sie enthält in sich Verlust und Rettung, Ruhe und Konflikt, Unterwerfung und Freiheit« (Virno 2008: 33). Da Virnos Multitude-Interpretation die Ambivalenz umfasst, ist sie deutlich anschlussfähiger an Alltagsphänomene und aussagekräftiger als die Konzeption von Hardt und Negri. Neben der allgemeinen Lebensangst durch die permanent drohende Erwerbslosigkeit, die jeden treffen kann und die für Virno zum Fundament der Multitude wird (Virno 2008: 42), ist die Multitude, die sich über das Konsumieren (und Produzieren) von eigenen immateriellen und affektiven Inhalten formiert, ebenfalls schon präsent.

Der von Konzernen vorgeformte Konsum ist nach dieser Interpretation nicht das Schicksal der Multitude, die Einzelnen nicht nur passive Konsu-

menten. Der Konsum ist vielleicht vielmehr ein weiterer Weg, auf dem sich die Vielen als Viele begreifen können. Indem die einzelnen Konsumenten mit den Angeboten ihrer eigenen Vielheit – die ja gegenüber der inszenierten Vielheit des Marketings den Vorteil der wirklich passenden und individuell adressierten Ansprache hat – begegnen, kann die Multitude immer mehr eigene immaterielle Inhalte herstellen, die sie im privaten oder öffentlichen Raum teilt. So bedarf es nur der Fähigkeit des gekonnten Sprechens, um sich anderen gegenüber zu positionieren und das Selbst im Verbund der Multitude zu sichern. Dass im Marketing nun immer mehr versucht wird, diese individuellen Vorgänge zu simulieren, sollte als Hinweis auf die Stärke der gegenwärtigen Multitude gewertet werden, die aus einem Konsum entsteht, der weniger verbraucht und aufzehrt, sondern gestaltet und bewegt.

Literatur

- Adams, Paul (2013)
A Set of Principles for Designing Social Experiences
(<http://de.slideshare.net/padday/social-design-principles>).
- Adams, Paul (2011)
Why marketers misunderstand Facebook
(<http://www.thinkoutsidein.com/blog/2011/12/why-marketers-misunderstand-facebook/#comment-104177>).
- Andrejevic, Mark (2011)
Facebook als neue Produktionsweise. In: Oliver Leistert, Theo Röhle (Hg.): Generation Facebook. Über das Leben im Social Net. Bielefeld, S. 31-49.
- Bauman, Zygmunt (2009)
Leben als Konsum. Hamburg.
- Bolz, Norbert (2002)
Das konsumistische Manifest. München.
- Corsani, Antonella (2004)
Wissen und Arbeit im kognitiven Kapitalismus. Die Sackgassen der politischen Ökonomie. In: Thomas Atzert, Jost Müller (Hg.): Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire. Münster, S. 157-174.
- Coté, Mark, Jennifer Pybus (2011)
Social Networks: Erziehung zur Immateriellen Arbeit 2.0. In: Oliver Leistert, Theo



- Röhle (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net.* Bielefeld, S. 51-73.
- Debord, Guy (1996)
Die Gesellschaft des Spektakels. Berlin.
- Duarte, Nancy (2010)
Resonate. Present Visual Stories that Transform Audiences. Hoboken.
- Düllo, Thomas (2008)
Temporary Community & Temporary Place. Burning Man und der inszenierte Anti-Konsum. In: Kai-Uwe Hellmann, Guido Zurstiege (Hg.): *Räume des Konsums. Über den Funktionswandel von Räumlichkeit im Zeitalter des Konsumismus.* Wiesbaden, S. 178-194.
- Gerlitz, Carolin (2011)
Die Like Economy. Digitaler Raum, Daten und Wertschöpfung. In: Oliver Leistert, Theo Röhle (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net.* Bielefeld, S. 101-122.
- Gloor, Peter A. (2011)
Coolfarming. Turn Your Great Idea Into the Next Big Thing. New York.
- Graeber, David (2013)
Die eigentümliche Idee des Konsums. In: Ders.: *Frei von Herrschaft. Fragmente einer anarchistischen Anthropologie.* Wuppertal, S. 144-185.
- Hardt, Michael (2004)
Affektive Arbeit. In: Thomas Atzert, Jost Müller (Hg.): *Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire.* Münster, S. 175-188.
- Hardt, Michael, Antonio Negri (2003)
Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt a. M., New York.
- Hardt, Michael, Antonio Negri (2004)
Multitude. Krieg und Demokratie im Empire. Frankfurt a. M., New York.
- Haug, Wolfgang Fritz (2009)
Kritik der Warenästhetik. Gefolgt von Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus. Frankfurt a. M.
- Hellmann, Kai-Uwe (2010)
Fetische des Konsums. Studien zur Soziologie der Marke. Wiesbaden.
- Katz, Franz (2007)
Warten auf die immaterielle Arbeiterbewegung. In: *Kosmoprolet 2* (www.klassenlos.tk/data/pdf/p%20negrissen.pdf).
- Kozinets, Robert V. u. a. (2008)
»Themed Flagship Brand Stores in the New Millenium«. Theorie, Praxis, Ausblicke. In: Kai-Uwe Hellmann, Guido Zurstiege (Hg.): *Räume des Konsums. Über den*

- Funktionswandel von Räumlichkeit im Zeitalter des Konsumismus. Wiesbaden, S. 87-118.
- Legnaro, Aldo (2000)
Subjektivität im Zeitalter ihrer simulativen Reproduzierbarkeit: Das Beispiel des Disney-Kontinents. In: Thomas Lemke u. a. (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt a. M., S. 286-314.
- Martini, Tanja (2004)
Spektakel des Lebens. Anmerkungen zum Spektakel unter kontrollgesellschaftlichem Machtparadigma. In: Thomas Atzert, Jost Müller (Hg.): *Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire*. Münster, S. 58-69.
- Muñiz Jr., Albert M., Thomas C. O'Guinn (2001)
Brand Community. In: *Journal of Consumer Research* 27, Nr. 4, S. 412-432.
- Neckel, Sighard (2008)
Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft. Frankfurt a. M., New York.
- Negri, Antonio (2004)
Politische Subjekte: Multitude und konstituierende Macht. In: Thomas Atzert, Jost Müller (Hg.): *Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire*. Münster, S. 14-28.
- Olson, Scott Robert (1999)
Hollywood Planet. Global Media and the Competitive Advantage of Narrative Transparency. Mahwah.
- Plasse, Michael (2002)
Markengemeinschaften – Megabrands als Sozialzusammenhänge des 21. Jahrhunderts (Schriftenreihe Global Branding, Bd. 5). München.
- Ronneberger, Klaus (o. J.)
Minenhunde der Aufwertung? Die Kreativen und die Stadt
(http://www.grundrisse.net/grundrisse41/Minenhunde_der_Aufwertung.htm).
- Schau, Hope Jensen, Albert M. Muñiz Jr., Eric J. Arnold (2009)
How Brand Community Practices Create Value. *Journal of Marketing* 73, S.30-51.
- Schmidt, Andreas (2013)
Subjektpositionen, Multitude und die Potenzialanalysen. Kiel (unveröffentl. Manuskript).
- Steffen, Johannes (2012)
Wie Manager gemacht werden. Eine empirische Untersuchung an einer Business School (Praxis und Kultur, Bd. 2). Göttingen.
- Ullrich, Wolfgang (2009)
Habenwollen. Wie funktioniert die Konsumkultur? Frankfurt a. M.



Virno, Paolo (2008)

Grammatik der Multitude. Mit einem Anhang: Die Engel und der General Intellect.
Wien (2. Aufl.).





Ute Bergmann

Krise, Krankheit, Krönung?

Zur individuellen und gesellschaftlichen Aushandlung von Burnout

Manager haben es, Arbeitslose auch und Lehrer schon lange. Wer heutzutage arbeitet, muss ständig auf der Hut vor Burnout sein. Kaum ein Begriff scheint so großes Interesse zu wecken, so verlässlich für hohe Auflagen von Zeitungen und Magazinen zu sorgen,¹ wie *Burnout*. Das Thema ist mittlerweile so populär, dass es sogar für das Gegenteil, also Stress verursacht durch Langeweile, Unterforderung und Desinteresse am Arbeitsplatz, einen Begriff gibt: *Boreout*.

Doch was ist Burnout eigentlich? Die wissenschaftliche Karriere des Wortes Burnout begann 1974 mit der Veröffentlichung eines sechsseitigen Artikels von Herbert J. Freudenberger. Unter dem Titel »Staff Burn-Out« zeigte er im *Journal of Social Issues* auf, wie Beschäftigte aus dem sozialen Bereich nach und nach die Kräfte verloren (Freudenberger 1974). Die ersten zehn Jahre nach der Veröffentlichung des Aufsatzes von Freudenberger wurde zu Burnout vor allem in den USA geforscht. In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre wurde Burnout auch in Deutschland zum Thema. Eine herausragende Rolle in der Erforschung von Burnout spielte die nordamerikanische Sozialpsychologin Christina Maslach. 1981 entwickelte sie gemeinsam mit Susan E. Jackson das bis heute am häufigsten eingesetzte Messinstrument für Burnout: das »Maslach Burnout Inventory«, kurz: MBI. Dieses Messinstrument basiert auf einem Fragebogen mit den drei zentralen Komponenten »emotional exhaustion«, »depersonalization« und »personal accomplishment« (Maslach, Jackson 1981: 99). Der Fragebogen umfasst 22 Items, mit denen die Selbsteinschätzung der Probanden ermittelt wird. Kritisch wird dagegen eingewandt, dass das MBI nicht zur Verifizierung von Burnout dienen kann; es liefere vielmehr nur Daten zum sub-

¹ <http://www.media.de/2011/10/18/focus-mega-verkaufe-mit-burnout-titel> (1.2.2014).

ektiv empfundenen Schweregrad der Belastungen (Positionspapier 2012: 2f.).

Der Großteil der Studien zu Burnout nimmt eine bestimmte Berufsgruppe in den Fokus. Diesen Umstand aufgreifend wurde auch das MBI mehrfach weiterentwickelt, sodass heute neben der ersten, auf helfende Tätigkeiten ausübende Personen ausgerichteten Version, weitere Versionen vorliegen (Burisch 2014: 36).

In den seit 1974 durchgeführten Studien wird Burnout mit einer Vielzahl an Symptomen in Verbindung gebracht. Der Psychologe Matthias Burisch listet in seinem 1989 erstmals erschienenen und inzwischen bereits in der fünften Auflage vorliegenden Buch »Das Burnout-Syndrom – Theorie der inneren Erschöpfung« weit über 100 Symptome für Burnout auf. Sehr häufig werden die drei genannten Dimensionen des MBI – emotionale Erschöpfung, Depersonalisierung, (nachlassende) persönliche Leistung – als die Hauptsymptome von Burnout dargestellt, wobei es sich, wie Burisch meint, meist um eine wenig hinterfragte Übernahme der Konzeption des MBI handelt (Burisch 2014: 16).

Mittlerweile liegen mehrere Studien vor, die versuchen Burnout mittels Zusammenfassungen der Forschungsergebnisse zu objektivieren. Bereits 1990 stellten Dieter Kleiber und Dirk Enzmann im einleitenden Kapitel ihrer internationalen Bibliographie zu Burnout heraus, dass die Forschungen zu diesem Thema besonders durch eine wenig hilfreiche Vielzahl an Definitionen gekennzeichnet sind, deren Zusammenschau weniger Gemeinsamkeiten als Widersprüche aufdeckt (Kleiber, Enzmann 1990: 19). Kleiber, Enzmann haben die bis 1990 erschienenen wissenschaftlichen Publikationen zu Burnout geordnet und Schwerpunkte herausgearbeitet:

»So lassen sich die Definitionen einmal dahingehend unterteilen, ob eher die Persönlichkeit des Helfers, die organisatorischen bzw. institutionellen Bedingungen oder gesellschaftlichen Prozesse in den Vordergrund gerückt werden. Zum anderen lassen sich größere Ähnlichkeiten bzw. Abgrenzungen zu verwandten Konzepten feststellen, hierbei sind als wichtigste Depression, Arbeitszufriedenheit, beruflicher Streß und Entfremdung zu nennen« (Kleiber, Enzmann 1990: 21).

Trotz 20 weiteren Jahren intensiver Forschung dazu bleibt Burnout ein diffuses Konstrukt. So kommt eine vom Deutschen Institut für Medizinische Dokumentation und Information eingesetzte Taskforce zum Thema Burnout zu dem Schluss, dass

»es bisher kein standardisiertes, allgemeines und international gültiges Vorgehen gibt, um eine Burnout-Diagnose zu stellen. Derzeit liegt es im ärztlichen Ermessen, Burnout zu diagnostizieren. Die Schwierigkeit besteht darin, etwas zu messen, das nicht eindeutig definiert ist« (Korczak, Kister, Huber 2010: 1).

Die Autoren der von diesem Institut durchgeführten Studie haben mehr als 800 wissenschaftliche Publikationen zu Burnout, die im Zeitraum zwischen 2004 und 2009 erschienen sind, untersucht. Dem Bericht der Taskforce zufolge befindet sich die Forschung zu Burnout noch am Anfang. Bisherige Studien beschränkten sich auf eine Beschreibung sowie auf empirische Daten, die meist mithilfe des MBI erhoben worden seien und deshalb nur das subjektive Empfinden abbilden (Korczak, Kister, Huber 2010: 6).

Die uneinheitliche und inkonsistente Definition von Burnout wirft neben anderen die Frage auf, inwiefern es sich bei Burnout um eine Krankheit handelt. In der aktuellen Version der von der World Health Organization herausgegebenen »Internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme« (ICD)² wird Burnout in der Kategorie Z73 »Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung« aufgeführt. In dieser Kategorie sind keine Krankheiten gelistet, sondern »Faktoren, die den Gesundheitszustand beeinflussen und zur Inanspruchnahme des Gesundheitswesens führen«.³ Folglich handelt es sich bei Burnout um eine Zusatzklassifikation; für eine Krankmeldung wird deshalb meist auch eine reguläre Hauptdiagnose angegeben:⁴

² <http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-gm/index.htm> (16.6.2014).

³ Übergeordnete Beschreibung der Kategorie Z des ICD.

⁴ Interessanterweise erfolgten jedoch laut einer Studie der Bundespsychotherapeutenkammer 15,1 Prozent der Krankenschreibungen mit der Kodierung Z73 (Burnout) ohne Angabe einer Hauptdiagnose. Die Studie basiert auf Daten von Versicherten der AOK im Jahr 2011. (Vgl. http://www.bptk.de/uploads/media/20120606_AU-Studie-2012.pdf, 22.10.2015).

»Obwohl bisher keine einheitliche Definition des Burnout existiert und Burnout weder in der Internationalen Klassifikation der Krankheiten, 10. Revision (ICD-10) noch im Diagnostischen und Statistischen Handbuch psychischer Störungen (DSM-IV) eine eigenständige Diagnose darstellt, werden in der klinischen Praxis Burnout-Diagnosen vergeben und entsprechende Therapien eingeleitet, indem auf andere Diagnosen z. B. Depression ausgewichen wird« (Korczak, Kister, Huber 2010: 5).

Was in medizinischer Hinsicht problematisch ist, scheint für den Einzelnen die Attraktivität des Burnout-Konstrukts auszumachen. Sowohl in den USA als auch in Deutschland – zwar nicht zeitgleich, aber jeweils bald nach Einsetzen der wissenschaftlichen Forschung – hat der Begriff Burnout auch in der Öffentlichkeit breite Resonanz gefunden und ist zu einem Modewort geworden. In der kritischen Auseinandersetzung mit der bisherigen internationalen Forschung zu Burnout betont die Wissenssoziologin und Kulturanthropologin Ina Rösing, dass der Begriff Burnout in den USA bereits seit Mitte der 1970er Jahren großflächig von der Presse aufgenommen worden sei und dadurch »zum *catch word* der alltagspsychologischen Konversation und Presse« (Rösing 2003: 36) avancierte. Im Hinblick auf die Situation in Deutschland hält sie fest: »Burnout ist ein Begriff der Alltagssprache geworden« (Rösing 2003: 32). Dieser Umstand wird als ambivalent erachtet: Zwar führe die breite Diskussion von Burnout dazu, dass die Stigmatisierung psychischer Erkrankungen zurückgeht (Berger, Falkai, Maier 2012: 212). Andererseits Sorge die mediale Auseinandersetzung mit dem Thema jedoch auch für Verwirrung, da sehr unterschiedliche Meinungen zu Burnout und dessen Status als Krankheit vertreten werden (Burisch 2014: 2, 18).

Eben diese definitorische Offenheit scheint jedoch der Grund dafür zu sein, dass der Einsatz dieses Begriffs inflationäre Ausmaße annimmt. Doch wie besetzt der Einzelne diese Offenheit? Mit welchen Zielen und Bedeutungen wird dieser Begriff vom Einzelnen sowie in den Medien verwendet? Welche Rolle kommt dem Konstrukt Burnout in der heutigen Gesellschaft zu?

Diesen Fragen möchte ich beispielhaft anhand der diskursiven Ereignisse um Miriam Meckel und Ralf Rangnick nachgehen.⁵ Die Professorin und Journalistin Miriam Meckel veröffentlichte 2010 ein stark rezipiertes Buch über ihre »Erfahrungen mit einem Burnout«.⁶ Im Jahr darauf verließ der Bundesliga-Fußballtrainer Ralf Rangnick aus gesundheitlichen Gründen, die in den Medien als Burnout bezeichnet worden sind, seinen Trainerposten bei Schalke 04. Beiden ist gemeinsam, dass es sich um Personen des öffentlichen Lebens handelt, deren berufliche Situation durch häufige Arbeitswechsel, eine sehr selbstständige Arbeitsweise sowie ein weit überdurchschnittliches Einkommen gekennzeichnet ist. Die Personen unterscheiden sich bezüglich des Geschlechts, des Arbeitsbereichs und des Aufkommens der Bezeichnung Burnout: Meckel ist als Journalistin, als Professorin für Kommunikationswissenschaften und in der Politik tätig und hat ihren Erschöpfungszustand selbst öffentlich gemacht und als Burnout bezeichnet. Rangnick arbeitet im Profifußball, die Bezeichnung Burnout ist in seinem Fall von den Medien aufgebracht worden.

Im Folgenden wird zum einen untersucht, wie Meckel und Rangnick selbst ihren Erschöpfungszustand darstellen, zum anderen wird die im Internet verfügbare Berichterstattung darüber in den Blick genommen. Burnout wird hier als Begriff verstanden, der einen medizinisch nicht einheitlich definierten Erschöpfungszustand benennt und aufgrund dieser Offenheit vielseitige soziale und kulturelle Anschlussmöglichkeiten bereithält.

Miriam Meckel

Miriam Meckel wurde 1967 in Hilden geboren. Sie studierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Sinologie, Politikwissenschaft und Jura an den Universitäten Münster und Taipei (Taiwan). Nach Abschluss des

⁵ Der Ausdruck *diskursives Ereignis* geht auf Michel Foucault zurück. Er bezeichnet damit konkrete sprachliche Formulierungen, deren Zusammenhang und Bedeutung sich aus der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Diskurs ergeben (Foucault 1981: 41ff.).

⁶ So der Untertitel des Buches.

Studiums arbeitete sie mehrere Jahre als TV-Journalistin, 1994 promovierte sie in Münster mit einer Arbeit über das europäische Fernsehen. 1999 folgte sie einem Ruf auf eine Professur für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an die Universität Münster. 2001 wechselte Meckel in die Politik des Landes Nordrhein-Westfalen, wo sie zunächst als Regierungssprecherin und Staatssekretärin für Medien und später als Staatssekretärin für Europa, Internationales und Medien tätig war. Sie hat mehrere erfolgreiche Bücher veröffentlicht, in großen Zeitungen publiziert sowie eine Wirtschaftssendung beim Nachrichtensender n-tv moderiert. Seit 2005 ist sie Professorin und Direktorin am Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement der Universität St. Gallen. Darüber hinaus ist sie beratend tätig.⁷ Im September 2008 erlitt sie ihrer eigenen Darstellung zufolge einen Zusammenbruch, woraufhin sie fünf Wochen in einer Klinik verbrachte. Seit Oktober 2014 ist sie Chefredakteurin der Zeitschrift *Wirtschaftswoche*,⁸ für diese Tätigkeit erhält sie zunächst befristeten, unbezahlten Urlaub von der Universität St. Gallen.⁹

Über den Klinikaufenthalt nach ihrem Zusammenbruch schrieb Meckel ein Buch, das im Jahr 2010 im Rowohlt-Verlag erschienen ist. Es trägt den Titel »Brief an mein Leben. Erfahrungen mit einem Burnout«, der Klappentext ist mit »Das ehrliche, persönliche Protokoll einer Burnout-Krise und ihrer Überwindung« überschrieben. In diesem Buch berichtet Meckel über ihren Zusammenbruch sowie über ihre Gedanken über die und während der Behandlung in der Klinik. Sie erzählt anekdotisch von unterschiedlichen Ereignissen, die sich während ihres Klinikaufenthalts ereignet haben, sowie von Personen, denen sie dort begegnet ist. Sie gewährt Einblicke in Gespräche mit ihrer Lebensgefährtin und berichtet vom Tod ihrer

⁷ <http://www.miriammeckel.de/profil> (18.12.2013), <http://www.spiegel.tv/filme/ausgebrannt> vom 23.10.2010 (18.12.2013) und http://www.alexandria.unisg.ch/Personen/Miriam_Meckel (18.12.2013).

⁸ <http://www.wiwo.de/unternehmen/dienstleister/in-eigener-sache-miriam-meckel-loest-roland-tichy-ab/9862774.html> (9.5.2014).

⁹ <http://st-galler-nachrichten.ch/st-gallen/detail/article/miriam-meckel-bleibt-hsg-professorin-0015634/> (3.6.2014).

Mutter. Mehrfach geht sie auf ihren Lebensstil vor dem Zusammenbruch ein, der ihrer Darstellung zufolge vor allem durch ein enormes Arbeitspensum und eine Vielzahl an Terminen im In- und Ausland gekennzeichnet war (Meckel 2011: 39).

Meckels Ausführungen zufolge ließ ihr der damalige Zustand keine andere Wahl, als eine Auszeit zu nehmen:

»Unmittelbar nach dem Urlaub auf Sardinien war ich zu einer internationalen Konferenz in die USA geflogen, um dort einen Vortrag zu halten. Am Tag nach meiner Rückreise nach Berlin moderierte ich morgens eine Veranstaltung über den amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf. [...] Dann hatte ich ein Treffen mit meinem Verleger, ein Gespräch mit einem Kooperationsprojekt und zwischendurch fuhr ich schnell zu meiner Nichte, um ihr ein Geburtstagsgeschenk vorbeizubringen. Zum Abendessen traf ich mich mit meinem Harvard-Kollegen und seiner Frau im Restaurant ›Florian‹. Und dann begannen plötzlich schreckliche Bauchschmerzen. Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten, nichts essen, war geschwitzt und zittrig. Aber irgendwie kam ich noch durch den Abend. Doch am nächsten Morgen ging nichts mehr. Da bin ich zusammengebrochen« (Meckel 2011: 35f.).

Meckel führt weiter aus, dass sie in den darauf folgenden Wochen nicht in der Lage war, zu arbeiten und ihren gewohnten Lebensstil fortzusetzen.

»Zwei Wochen lang konnte ich überhaupt nichts machen, kaum aus dem Haus gehen. Ich schlief und schlief und schlief. Als es mir etwas besserging, wollte ich gerne nach Hause in die Schweiz, in meine Wohnung, auf mein Sofa. Ich fuhr mit dem Zug zurück von Berlin nach St. Gallen. Die Fahrt dauert zehn Stunden, und ich wäre nie zuvor im Leben auf die Idee gekommen, diese Strecke mit dem Zug zurückzulegen. Aber ich konnte und wollte nicht fliegen. Und eine mindestens achtstündige Autofahrt traute ich mir nicht zu, ich war einfach zu schnell erschöpft und müde« (Meckel 2011: 39).

Dieser Darstellung zufolge handelt es sich weniger um eine freiwillige Entscheidung für diese Auszeit; da Meckels körperlicher Zustand ihr anscheinend keine Alternative ließ, kann ihr Zusammenbruch als eine Art körperliche »Notbremse« aufgefasst werden. Im Rahmen ihres Zusammenbruchs hat Meckel also für eine gewisse Zeit die Kontrolle über ihre Situation verloren.

Ob und wie die Öffentlichkeit davon erfährt, liegt jedoch wieder in ihrer Hand. Obwohl es sich um ein sehr persönliches Thema handelt, entscheidet sich Meckel dafür, ihren Zusammenbruch und den daran anschließenden Klinikaufenthalt öffentlich zu machen. Da sie dies mit einem eigenen Buch tut, kann sie selbst vorgeben, was über ihre Krise bekannt und wie dies dargestellt wird. So benennt sie ihren Zusammenbruch selbst als Burnout, indem sie diesen Begriff im Untertitel des Buches verwendet, während sie im Buch herausstellt, dass ihr Arzt eine andere Bezeichnung gewählt hat. Gleichzeitig betont sie, dass sie den Begriff Burnout hasse (Meckel 2011: 36), da er ihrer Ansicht nach unkritisch verwendet werde und in ihm eine »Stress-als-Lifestyle-Anmutung« anklinge (Meckel 2011: 36). Zwar gibt Meckel an, sich ausführlicher mit dem »Krankheitsbild« (Meckel 2011: 37) Burnout beschäftigt zu haben, dennoch ist in ihrem Buch keine einheitliche Darstellung dieses Krankheitsbildes zu finden. Als was sie ihre Krankheit auffasst, geht vielmehr aus unterschiedlichen Textstellen hervor. So gibt sie in einem Textabschnitt die Diagnose ihres Arztes wieder, die sie zusammenfasst als

»[...] schwerer Erschöpfungszustand in Verbindung mit einer Infektion meiner Stoffwechselorgane, die ich offenbar verschleppt hatte. Nieren, Leber und Milz funktionierten nicht mehr so, wie sie sollten. Meine Magenschleimhaut und meine Bauchspeicheldrüse waren entzündet, und mein Immunsystem hatte sich aus meinem Körper verabschiedet« (Meckel 2011: 31).

An anderen Stellen führt sie an, dass sie unter »zu viel Informationsinput« (Meckel 2011: 31) litt, listet eine Auswahl möglicher Symptome auf (Meckel 2011: 37f.) oder erklärt die bei Burnout ablaufenden Prozesse im Gehirn:

»Botenstoffe, wie Serotonin, Adrenalin, Dopamin und Endorphine, sind für den Transport der Informationen zwischen den Nervenzellen verantwortlich. Sie sind die Medien der chemischen Kommunikation im menschlichen Gehirn. Bei einem Burnout oder anderen Formen der Depression ist also die Kommunikation im Gehirn gestört« (Meckel 2011: 69f.).

Im Verlauf des Buches bzw. im Klappentext macht sie außerdem deutlich, dass sie ihr Burnout als eine Krankheit auffasst und als überwunden ansieht.

Trotz des offenen Umgangs mit sehr persönlichen Themen bleibt Meckel in Bezug auf die Gründung für ihr Burnout häufig oberflächlich oder allgemein. Zum Beispiel führt sie ihr Verständnis von sich selbst als »globale Neomadine, als mobiles Subjekt, als flexibler Mensch, der sich durch die Welt bewegen kann wie durch seine eigenen vier Wände« (Meckel 2011: 68) an und benennt konkret die zwei »Energieräuber« (Meckel 2011: 92) »Reisen und Informationsüberlastung« (Meckel 2011: 93). Dass es sich dabei jedoch um die Ursachen für ihr Burnout handelt, geht nur daraus hervor, dass Meckel diese im Kontext der Darstellung ihres Zusammenbruchs anführt – konkret als Ursache benennt sie diese jedoch nicht. Alternativ vermutbare Gründe für ihren Zusammenbruch, wie der nicht verarbeitete Tod der Mutter oder der Selbstmord einer guten Freundin, werden nicht als Ursachen herausgestellt. Dass Meckel ihnen Relevanz in Bezug auf ihr Burnout zuspricht, lässt sich ebenfalls nur daraus schließen, dass sie in ihrem Buch ausführlich darüber berichtet. Auch der Umstand, dass ihr die Arbeit überwiegend Spaß gemacht habe, wird von ihr benannt, die damit möglicherweise verbundenen Risiken werden jedoch nur oberflächlich problematisiert (Meckel 2011: 39). Lediglich aus einer sehr allgemeinen Aussage geht hervor, dass sie die Schuld für ihren Zusammenbruch vor allem bei sich selbst sieht: »Ich habe keine Grenzen gesetzt, mir selbst nicht und auch nicht meiner Umwelt, die zuweilen viel verlangt, mich ausgesaugt hat wie ein Blutegel seinen Wirt« (Meckel 2011: 39). Wenn sie explizit auf die Gründe für ihren Zusammenbruch eingeht, stellt sie eine gewisse Distanz zu sich selbst her. Dies geschieht entweder dadurch, dass sie ihre Aussagen allgemeingültig formuliert: »[...] der Mensch ist in seiner Leistung nicht unendlich steigerungsfähig« (Meckel 2011: 93), oder sie formuliert die Sätze zwar auf sich selbst bezogen, dafür jedoch in komplizierter, technisierter Weise und mit dem Verweis auf ihre passive Rolle:

»Ich bin ein Opfer meines individuellen existenziellen Kategorienfehlers geworden. Indem ich versucht habe, die negativen Folgen von quantitativer

Überlastung durch quantitative Leistungssteigerung zu bewältigen, war ich von Beginn an auf Misserfolg programmiert. Ich habe versucht, mit quantitativen Kategorien qualitative Probleme zu lösen« (Meckel 2011: 93).

Auch auf Veränderungen in der Arbeitswelt geht sie vor allem mit Bezug auf andere Patienten in der Klinik (Meckel 2011: 175), mit Blick auf wissenschaftliche Untersuchungen (Meckel 2011: 178) oder in allgemeiner Form, indem sie von »Wir« oder »der Mensch« (Meckel 2011: 173) spricht, ein. Durch diesen distanzierten Umgang mit möglichen Gründen für ihren Zusammenbruch entsteht der Eindruck, dass sich Meckel zwar mit den Gründen für Burnout im Allgemeinen auseinandergesetzt, diese jedoch kaum auf sich selbst bezogen hat. Nur in einem kurzen Absatz geht sie darauf ein, dass auch sie Teil dieser Welt ist:

»Wenn ich hier so auf meinem schmalen Fensterbrett sitze und über diese Dinge nachdenke, werde ich fast ein bisschen wütend. Nicht auf die Welt, die so funktioniert, wie ich es beschreibe. Ich bin wütend auf mich selbst, weil ich in dieser Welt auch immer so funktioniert habe, wie es gewünscht war. Wahrscheinlich habe ich es selbst gewollt, um dazuzugehören« (Meckel 2011: 177).

In dieser Aussage bezieht sich Meckel zwar auf sich selbst, sie bleibt in Bezug auf das von ihr selbst angeführte Motiv des Strebens nach Zugehörigkeit jedoch äußerst vage. Eine direkte Verbindung zu ihrem Burnout stellt sie nicht her. Zudem fällt dieser Selbstbezug im Kontext des insgesamt sehr persönlichen und auf sie selbst ausgerichteten Buches auffallend kurz aus. Meckel lässt offen, was ihrer Ansicht nach unter Burnout zu verstehen ist und welche Umstände dafür verantwortlich zu machen sind. Damit erhält sie sich die Möglichkeit, unterschiedliche Themen mit Burnout in Zusammenhang zu bringen und zu erörtern. Folglich kann Meckel mit der Veröffentlichung ihres Buches nicht nur starken Einfluss auf die öffentliche Wahrnehmung des von ihr so genannten Burnouts nehmen, der Raum, den ein Buch bietet, gibt ihr außerdem die Möglichkeit, das öffentliche Gesamtbild von sich zu beeinflussen. Aufgrund der definitorischen Offenheit des Burnout-Konstrukts ist Meckel in der Lage, die Darstellung ihrer Erschöpfung zu nutzen, um ein ihren Vorstellungen entsprechendes Bild von sich zu entwerfen. So lässt sie zum Beispiel in der bereits zitierten Darstel-

lung ihres Zusammenbruchs einfließen, dass ihr übliches Verkehrsmittel das Flugzeug sei und sie normalerweise nicht auf die Idee käme, eine längere Strecke im Zug zurückzulegen (Meckel 2011: 39). Oder sie schreibt sich selbst den Status einer »globale[n] Neonomadin« (Meckel 2011: 68) zu, die sich in der Welt bewegt, wie andere in ihrer Wohnung. Nebenbei betont sie, dass sie ständig liest (Meckel 2011: 19), gerne Broken Assam Tee mit Sojamilch trinkt (Meckel 2011: 21) und sich mit systemischer Psychotherapie auskennt (Meckel 2011: 151). Indem sie außerdem wissenschaftliche Erklärungen für ihre Situation anführt (Meckel 2011: 31f.) und häufig betont, dass sie Dinge bereits weiß und es bei ihr nur an der Umsetzung hapert (Meckel 2011: 18f., 20), erweckt sie den Eindruck, dass sie die Kontrolle über ihre Situation wieder vollständig übernommen hat und es ihr möglich ist, mit Burnout planvoll umzugehen. Dies unterstreicht sie zusätzlich durch Sätze wie: »So habe ich es selbst entschieden. Ich wusste von Anfang an, dass ich die Zeit brauchen würde« (Meckel 2011: 62).

Mit ihrem Buch zum Thema Burnout lenkt sie nicht nur die Aufmerksamkeit auf die eigene Lage und Person, sondern erreicht zugleich, dass sie Teil des breit geführten Diskurses zu diesem Gegenstand wird (Titton 2013: 92). Die explizite Nennung des Begriffs Burnout im Untertitel des Buches verweist darauf, dass Meckel mit dessen Veröffentlichung nicht nur die Deutungshoheit über die eigene Person, sondern auch eine einflussreiche Position in diesem Diskurs explizit anstrebte. Dabei lassen ihr der bedeutungsoffene Begriff Burnout sowie die monologische Form des Buches viel Spielraum. Dass diese Strategie aufgegangen ist, zeigen die breite mediale Resonanz, die ihr Buch fand, sowie die Vielzahl an Interviews und Talkshowsendungen, in denen sie als Expertin für Burnout zu Wort kam.

Mit der Veröffentlichung ihres Buches geht Meckel folglich weniger den individuellen Ursachen und Konsequenzen ihres Zusammenbruchs nach, sie ergreift vor allem die einmalige und zugleich lukrative Gelegenheit, sich in einen mittlerweile breit geführten Diskurs einzubringen und als ehemaliges Opfer und deshalb Expertin für dessen Gegenstand zu positionieren (Titton 2013: 92). Damit verhält sich Meckel ganz im Sinne der im Spätkapitalismus wirkmächtigen Selbstkonstitution als unternehmerisches

Selbst, an das die gesellschaftlichen Anforderungen nicht mehr herantreten, sondern das diese als Selbstforderungen identifiziert. Diese Selbstökonomisierung ist ein zentrales Motiv des unternehmerischen Selbst, wie es Ulrich Bröckling im gleichnamigen Buch beschreibt (Bröckling 2013: 7). Mit diesem Terminus bezeichnet Bröckling ein Kraftfeld, das den Einzelnen dazu veranlasst, als Unternehmer seiner selbst zu agieren, also die eigene Person nach den Erfordernissen des Arbeitsmarktes auszurichten und dadurch gewinnbringend in diesen einzubringen. Um dies zu erreichen, ist der Einzelne angehalten, in allen Lebensbereichen, auch den ehemals privaten, das Beste aus sich herauszuholen:

»Die Individuen sollen ihre Macht über sich selbst, ihr Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein und ihre Gesundheit ebenso maximieren wie ihre Arbeitsleistung und ihren Wohlstand; sie sollen das umso besser können, je aktiver und selbstverantwortlicher sie ihr Leben in die Hand nehmen; und sie sollen professionelle Hilfe suchen, wenn sie mit all dem überfordert sind« (Bröckling 2013: 61).

Im Unterschied zu anderen Machtkonstellationen basiert dieses Kraftfeld nicht auf direkten Kontrollmechanismen, sondern wirkt auf subtilere Weisen durch die Aktivierung der »Selbststeuerungspotenziale« (Bröckling 2013: 61). Die Aktivierung dieser Selbststeuerungspotenziale erfolgt, indem dem Einzelnen Deutungsangebote und Handlungsoptionen nahegelegt werden, die im Spätkapitalismus vorherrschen und diesen stützen. Somit bezeichnet das unternehmerische Selbst keine konkreten Personen, es steht vielmehr für

»ein Bündel aus Deutungsschemata, mit denen heute Menschen sich selbst und ihre Existenzweisen verstehen, aus normativen Anforderungen und Rollenangeboten, an denen sie ihr Tun und Lassen orientieren, sowie aus institutionellen Arrangements, Sozial- und Selbsttechnologien, die und mit denen sie ihr Verhalten regulieren sollen« (Bröckling 2013: 7).

Dieses Kraftfeld des unternehmerischen Selbst ist aus mehreren Gründen so wirkungsvoll. Zum einen stellt es eine Subjektivierungsform dar, die Freiheit und Eigenständigkeit suggeriert und damit im Fordismus aufgekommene Forderungen aufgreift: »Zu einer hegemonialen Gestalt konnte

das unternehmerische Selbst [...] vielmehr nur werden, weil sie an ein kollektives Begehren nach Autonomie, Selbstverwirklichung und nichtentfremdeter Arbeit anschloss« (Bröckling 2013: 58). Indem sich das Kraftfeld des unternehmerischen Selbst auf den Bereich des Sozialen ausbreitet, legt es zum zweiten die Annahme nahe, dass derjenige, der sich diesem Sog zu widersetzen versucht, nicht nur aus der Sphäre des Arbeitsmarktes, sondern auch aus dem sozialen Gefüge ausgeschlossen wird (Bröckling 2013: 46f.). Zum dritten ist – wie bereits erwähnt – das unternehmerische Selbst nicht vorhanden, sondern spornt als zu erstrebender Denk- und Handlungsmodus, der als Bedingung gesellschaftlicher Teilhabe fungiert, den Einzelnen dauerhaft zur Arbeit an sich an (Bröckling 2013: 46f.). Entsprechend kann es dem Einzelnen nicht gelingen, zu einem solchen zu werden. »Auf der Differenz zwischen totalitärem Anspruch und seiner stets nur partiellen Einlösung beruht die Wirksamkeit der unternehmerischen Anrufung – sie erzeugt den Sog« (Bröckling 2013: 284). Da das Konzept des unternehmerischen Selbst also unter anderem dadurch gekennzeichnet ist, dass das eigentliche Ziel nie erreicht werden kann, ist das Gefühl des Scheiterns vorprogrammiert. »Das Regime des unternehmerischen Selbst produziert deshalb mit dem Typus des smarten Selbstoptimierers zugleich sein Gegenüber: das unzulängliche Individuum« (Bröckling 2013: 289). Bröckling benennt unter anderem die Depression als eine aktuell mögliche Form des zeitweiligen Heraustretens aus diesem Kraftfeld (Bröckling 2013: 288f.). Kennzeichnend für die umfassende Wirkung des Kraftfelds ist jedoch, dass diese abweichende Positionierung nicht zu einer Veränderung der krankmachenden Umstände führt, sondern diese vielmehr noch bestärkt:

»Im Unglück des Depressiven wird die Kluft zwischen dem Anspruch an die Individuen und ihren stets unzureichenden Anstrengungen sichtbar. Man kann darin ein inverses Beharren auf jenen Glücksversprechen sehen, mit denen die Propheten des Unternehmergeists locken, um das sie ihre Adressaten zugleich aber betrügen. Indem die Individuen ihre Wut, nicht zu genügen, allerdings ausschließlich gegen sich selbst richten, bestätigen sie wider Willen noch einmal jene Tyrannei der Selbstverantwortung, gegen die ihre leidende Psyche rebelliert« (Bröckling 2013: 290).

Das Scheitern an dem vom Kraftfeld des unternehmerischen Selbst ausgehenden Optimierungssog ist damit laut Bröckling festigender Bestandteil dieses Kraftfelds.

In diesem hier skizzierten Kraftfeld des unternehmerischen Selbst bewegt sich Miriam Meckel in der Tat so souverän wie in ihren eigenen vier Wänden. Wie ihr Lebenslauf zeigt, erfüllt sie perfekt die Anforderungen des Arbeitsmarktes und kann aus diesem Grund eine steile Karriere hinlegen. Ihr Zusammenbruch bringt zum Ausdruck, dass das Kraftfeld des unternehmerischen Selbst so wirksam war, dass sie dabei übersah, wo ihre körperlichen Grenzen liegen. Nach Bröckling wird die Wirkung dieses Kraftfelds durch das zeitweilige Heraustreten jedoch nicht aufgehoben, sondern eher noch bestärkt. Auch dieser Effekt lässt sich bei Miriam Meckel feststellen: Betrachtet man ihren beruflichen Werdegang nach ihrem Zusammenbruch, scheint sich wenig geändert zu haben. Meckel hat bereits während ihres Klinikaufenthalts begonnen, an dem hier behandelten Buch zu schreiben, ist weiterhin in der ganzen Welt unterwegs und durch Buchvorstellungen, Fernsehsendungen und Interviews medial präsent. Seit Oktober 2014 ist sie als Chefredakteurin der Zeitschrift *Wirtschaftswoche* tätig.

Im Gegensatz zu der von Bröckling genannten Depression als einer Option zum kurzzeitigen Heraustreten aus dem Kraftfeld des unternehmerischen Selbst bietet das deutlich bedeutungsoffenerere Konstrukt Burnout die Möglichkeit, das von Bröckling beschriebene Scheitern an den nicht erreichbaren Ansprüchen des unternehmerischen Kraftfelds nicht nur sich selbst zuzuschreiben, sondern auch mit den gesellschaftlichen Bedingungen und Erwartungen in Verbindung zu bringen. So legt die inflationäre Verwendung des Begriffs Burnout die Vermutung nahe, dass der Begriff Burnout Kritik an den Bedingungen der heutigen Arbeitswelt zum Ausdruck bringt, ohne dass die Verantwortung dafür dem Einzelnen zugesprochen wird:

»Mithilfe des Burnout-Syndroms wird offenbar ein Unbehagen am Leistungsdruck im heutigen Berufsleben, an der Beschleunigung von Arbeit und Kommunikation, an alltäglicher Überforderung und neu empfundenen Formen von Entfremdung artikuliert, die den persönlichen Zumutungen einer entfesselten

Wettbewerbsgesellschaft den Rang einer öffentlich debattierten Pathologie verleihen« (Neckel, Wagner 2013: 7).

Gerade eine in der Öffentlichkeit stehende Person wie Miriam Meckel, die zudem bereits in ihrem 2007 erschienenen Buch mit dem Titel »Das Glück der Unerreichbarkeit. Wege aus der Kommunikationsfalle« kritisch auf die heutigen fordernden Umstände hingewiesen hat, könnte die Gelegenheit des eigenen Erschöpfungszustands nutzen, um öffentlichkeitswirksam den anscheinend krank machenden Druck zur stetigen Selbstökonomisierung, den sie am eigenen Leib erfahren hat, aufzuzeigen. Im Kapitel »Funktionieren und Leben« geht sie zwar auf damals diskutierte Skandale in der Wirtschaft, wie die minutiöse Überwachung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter etwa bei Lidl, der Deutschen Telekom oder der Deutschen Bahn ein (Meckel 2011: 170ff.). Bei den von ihr angeführten Beispielen handelt es sich jedoch um Arbeitsbedingungen, die mit dem in ihrer Situation wirksamen Druck zur Selbstökonomisierung relativ wenig gemeinsam haben: Während bei den von ihr genannten Beispielen der Skandal in der übermäßigen Kontrolle der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch Vorgesetzte besteht, zeichnet sich Meckels Situation dadurch aus, dass sie als unternehmerisches Selbst die Kontrolle über ihre Arbeitszeit, Arbeitsweise und berufliche Situation selbst innehat. Folglich übt Meckel zwar Kritik an dem in der Arbeitswelt generell herrschenden Arbeitsdruck; die spezifischen, für ihren Zusammenbruch ursächlichen Arbeitsbedingungen lässt sie jedoch außen vor. Da sie in diesem Kapitel darüber hinaus betont, dass sie vor allem wütend auf sich selbst sei, weil sie in dieser Welt erwartungsgemäß funktioniert habe (Meckel 2011: 177), entkräftet sie zusätzlich die vorher angeführten gesellschaftlichen Gründe für zunehmenden Arbeitsdruck. Folglich dient die Auswahl der genannten Beispiele nicht nur der Kritik an den Arbeitsbedingungen der genannten Berufsgruppe, sie bringt außerdem zum Ausdruck, dass sich Meckel als Expertin auch für diese Fälle sieht. Anstatt die für ihre eigene Situation relevanten Arbeitsbedingungen kritisch zu hinterfragen, nimmt sie die Rolle der überlegen(d)en Analytikerin der Arbeitsbedingungen im Allgemeinen ein und stilisiert sich

dadurch zum Sprachrohr der Betroffenen. Dies ermöglicht ihr die Positionierung als Opfer und Analytikerin in einer Person.

Meckels Buch zu Burnout wurde in den Medien heiß diskutiert. Für die Medien handelt es sich dabei um eine attraktive Kombination, da sich das ohnehin populäre Thema Burnout mit dem Bild einer bekannten Persönlichkeit verbinden und dadurch veranschaulichen lässt. Auch wird der Umstand, dass es sich bei Meckel um eine Person handelt, die bis dahin eine offenbar lückenlose und steile Karriere nachweisen konnte und nun zum Opfer einer ›Volkskrankheit‹ wird, zur Attraktivität der Geschichte beigetragen haben. Diese Vermutung liegt nahe, da jede Form der Berichterstattung über Meckels Burnout und ihr Buch dazu fast immer als erstes ihre bisherige Karriere benennt und zusammenfasst.¹⁰

In der Zeit nach der Veröffentlichung ihres Buches wurde Meckel als Expertin für Stress und Burnout gehandelt und häufig zu Radio- und Fernsehsendungen eingeladen oder als Interviewpartnerin für Zeitungen und Magazine zu diesen Themen geschätzt. Durch die Selbstzuschreibung als Betroffene und Fachfrau in einem befriedigt Meckel ein mediales Interesse, dass ihr wiederum zahlreiche Möglichkeiten der Selbstökonomisierung eröffnet (Titton 2013: 92).

In einem Interview im Magazin *Der Spiegel*, in dem es unter anderem um ihr Burnout ging, machte Meckel zum Beispiel deutlich, dass sie häufig zu Vorträgen eingeladen werde und es sich sogar leisten könne, diese Einladungen auszuschlagen:

»**SPIEGEL:** Ist Burnout wie Alkoholismus, der einen ein Leben lang begleitet?

Meckel: Ich glaube, dass das nicht wiederkommt. Ich versetze mich bei jedem Termin vorher in den Tag hinein, und dann frage ich mich: Wie fühlt sich das an? Fühlt es sich gut an, sage ich den Termin zu. Und häufig denke ich, das

¹⁰ <http://www.emotion.de/de/page.aspx/4865/sachbuecher/buchtipps-brief-an-mein-leben> (3.6.2014) oder <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/themen/miriam-meckels-burnout-buch-diagnose-totale-erschoepfung-1950830.html> (3.6.2014).

sind wieder zweieinhalb Tage Reiseri für eine Stunde Vortrag, dann sage ich: nö.

SPIEGEL: Wie sind die Reaktionen, wenn Sie nö sagen?

Meckel: Sehr viel unkomplizierter, als ich gedacht hätte. Mein Arzt hat zu mir gesagt: Sie müssen sich mal vor Augen führen, welche Menschen Ihnen etwas geben und welche immer nur etwas aus Ihnen herausaugen. Der sagte diesen Satz, und es machte bei mir plop, plop, plop.

SPIEGEL: Das ›plop, plop, plop‹ war das Kappen verschiedener Beziehungen?

Meckel: Genau.«¹¹

Wie hier deutlich wird, reagiert Meckel auf Burnout mit der Eröffnung einer Kosten-Nutzen-Rechnung, also der Verabsolutierung kapitalistischer Prinzipien.

Die Selbstökonomisierung wird in Interviews auch dort deutlich, wo sie sich in ihrem Reden über ihr Burnout selbst als weltgewandte Multitaskerin stilisiert.

»Glauben Sie, das Multitasking war ein Grund für Ihr Burn-out?

Sicher auch, wobei man immer sagen muss: Die Technik ist nicht schuld daran. Die Entscheidung trifft der Mensch. Wir werden ja nicht gezwungen, irgendwas zu machen. Ich war gerade in Buenos Aires. Was ich mir da alles angeguckt habe, fünf Teile der Stadt in fünf Tagen, dazu noch kulturelle Events ... da frage ich mich immer: Wie war das früher? Wir haben einfach weniger gemacht. Das Grundproblem ist, dass die Gesellschaft sich durch Technologien enorm selbst beschleunigt.«¹²

In ähnlicher Manier bringt sie in anderen Interviews zu Burnout ein, dass sie häufig berufsbedingt und auch über längere Zeiträume im Ausland arbeite¹³, ein kreativer Mensch sei¹⁴, klassische Musik wie zum Beispiel

¹¹ <http://www.spiegel.de/spiegel/a-682147.html> (23.5.2014).

¹² http://www.tageswoche.ch/de/2012_08/schweiz/390963/ (23.5.2014).

¹³ <http://www.prisma-hsg.ch/2012/03/19/ein-haechen-in-marathon-waere-schoen/> (25.5.2014) oder <http://www.stern.de/kultur/buecher/2-interview-miriam-meckel-grenzen-gab-es-fuer-mich-nicht-1550474.html> (23.5.2014).

¹⁴ <http://www.tagesanzeiger.ch/leben/gesellschaft/Wir-brauchen-den-Muessiggang/story/22610653> (23.5.2014) oder <http://www.stern.de/kultur/buecher/interview-miriam-meckel-grenzen-gab-es-fuer-mich-nicht-1550474.html> (23.05.2014).

Brahms höre¹⁵ und morgens Zeitungen und zeitgenössische US-amerikanische Literatur lese¹⁶. Zugleich positioniert sie sich als Antwortgeberin auf gesamtgesellschaftlich relevante Fragen. Sie gibt sich als Kennerin ihrer eigenen Person und als Expertin für gesellschaftliche Zusammenhänge aus. Ihrer freien Verwendung des Begriffs Burnout entsprechend, fällt Meckels Antwort auf die Frage nach ihrer Definition von Burnout sehr vage und ohne Verweis auf das Fehlen einer medizinischen Klärung aus, konkretere Angaben macht sie wiederum nur zu ihrer spezifischen Situation und den organischen Veränderungen:

»SPIEGEL: Der Begriff Burnout ist diffus. Was ist Ihre Definition?

Meckel: Burnout ist ein totaler Erschöpfungszustand, der psychische und physische Merkmale hat. Bei mir war es eine Infektion der Magenschleimhaut, die sich auf das ganze Stoffwechselsystem auswirkte. Ich habe abgenommen, mein Körper hat keine Nährstoffe mehr aufgenommen, und irgendwann ist dann, so sagten mir die Ärzte, im Gehirn die Versorgung nicht mehr gewährleistet gewesen.«¹⁷

Wie in ihrem Buch äußert Meckel auch in Interviews keine oder nur sehr dezente Kritik an den gesellschaftlichen Umständen, die zu Burnout führen können. Zwar macht sie indirekt deutlich, dass sich etwas ändern müsse, benennt aber nicht genauer, worum es sich dabei handelt: »Wenn nie jemand über diese Krankheit spricht, ändert sich nichts. In der Klinik und auch danach, in sehr vielen Gesprächen, habe ich festgestellt: sehr viele unterschiedliche Menschen leiden unter totaler Erschöpfung.«¹⁸ Auch wenn es in Interviews um die Gründe für Burnout geht, spricht Meckel meist nur

¹⁵ <http://www.tagesanzeiger.ch/leben/gesellschaft/Wir-brauchen-den-Muessiggang/story/22610653> (23.5.2014).

¹⁶ http://www.tageswoche.ch/de/2012_08/schweiz/390963/ (23.5.2014) und <http://www.stern.de/kultur/buecher/2-interview-miriam-meckel-grenzen-gab-es-fuer-mich-nicht-1550474.html> (23.5.2014).

¹⁷ <http://www.spiegel.de/spiegel/a-682147.html> (23.5.2014).

¹⁸ <http://www.brigitte.de/liebe/persoennlichkeit/miriam-meckel-1053430/> (19.12.2013).

über ihre individuelle Situation, ohne diese zu verallgemeinern¹⁹ oder sie spricht sehr generell über gesellschaftliche Entwicklungen, die in Zusammenhang mit Burnout gesehen werden können.²⁰ Auf gesellschaftliche Umstände, die auf sie vielleicht besonders zutreffen, geht sie nur ein, wenn sie konkret danach gefragt wird und auch dann nur sehr ausweichend und von sich selbst ablenkend. Eine explizite Forderung nach Veränderung ist nicht zu finden.

»**SPIEGEL:** Wir leben in einer Zeit, in der vor allem Frauen sehr perfekt sein wollen: Karriere, Familie, Schönheit. Ist das eine Überforderung?

Meckel: Wir haben ja zwei Diskursansätze, mit denen wir über Frauen sprechen. Der eine ist: Frauen müssen besser sein als Männer, durchsetzungsfähiger. Der andere geht ungefähr so: Frauen haben diese ganz besonderen kommunikativen Eigenschaften, sind so einfühlsam, können gut moderieren. Angela Merkel gilt ja immer als Moderatorin. Wenn man genauer hinschaut, merkt man, dass sie das überhaupt nicht ist. Beide Diskurse sind totaler Blödsinn. Der eine macht einen auf Dauer kaputt, bei dem anderen kommt man nie dahin, wo man hinwill. Ich glaube schon, dass wir da ein paar Korrekturen vertragen könnten.«

Wie hier zum Ausdruck kommt, wird in den Medien sehr wohl die Frage nach den Gründen für die Zunahme von Burnout gestellt. Entsprechend kritisch wird deshalb häufig auch Meckels öffentlicher Umgang mit ihrem Erschöpfungszustand betrachtet. Beispielsweise wird Meckel in einem Artikel der Süddeutschen Zeitung als »Frau Nimmersatt« bezeichnet, deren Problem die Gier sei.²¹ Die Autorin des Artikels wirft Meckel vor, ihre Probleme zwar erkannt, daraus jedoch nur wenig gelernt zu lernen:

»Sie hat ihre Schwächen erkannt, die Bürden aus ihrer Biographie, die falschen Denkmuster. Sie weiß, dass ein Leben nicht atemlos gelebt werden sollte.

¹⁹ <http://www.kleinezeitung.at/nachrichten/kultur/2862718/miriam-meckel-googeln-uns-zu-tode.story> (25.5.2014).

²⁰ <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/themen/miriam-meckels-burnout-buch-diagnose-totale-erschopfung-1950830.html> (3.6.2014).

²¹ <http://www.sueddeutsche.de/leben/miriam-meckel-frau-nimmersatt-und-ihr-burnout-1.11141> (18.12.2013).

Doch die Konsequenzen, die sie daraus zieht, sind meist nur kosmetischer Art. Größere Zeitabstände beim E-Mails-Checken zum Beispiel, nur noch dreimal täglich. Weniger Rummel. Aber wie wenig?²²

Zudem versuche Meckel, aus ihrer persönlichen Krise Gewinn zu ziehen und diese als Bestandteil ihres Vorzeigelebens darzustellen: »Das Burn-out als Erfolgsgeschichte mit asiatischen Nudeln. Gefühle zulassen, an sich denken, Prioritäten setzen, mit dem Tod umgehen – Miriam Meckel kann nun noch mehr als vorher.«²³ Ähnlich sieht es auch eine Journalistin der *taz*. In einem Artikel, der mit »Mein Haus, mein Auto, mein Burn-out« überschrieben ist, deutet die Autorin bereits das Erscheinen dieses Buches als Indiz dafür, dass Meckel wenig aus ihren Fehlern gelernt zu haben scheint:

»Für Meckel ist das Schreiben Teil der Therapie gewesen. Schon in der Klinik begann sie damit. Aber wollte sie dort nicht eigentlich das Nichtstun lernen? Als Intellektuelle erschließt sie sich die Welt schreibend und lesend, vielleicht verständlich, dass sie auch ihren Zusammenbruch in eine sprachliche Form bringen wollte. Doch ihre Sprache hat nichts Suchendes, nichts Zögerndes, ihr Text ist vielmehr perfekt gegliedert, souverän und auf den Punkt. Nichts entgleitet ihr, und so wirken die 200 Seiten wie das Dokument ihrer Unermüdllichkeit. Das erzählende Ich, das so aufrichtig Leere und Verlorenheit schildert, ist schon längst wieder im Rennen.«²⁴

Als weiterer Beleg dafür, dass sie vieles vielleicht weiß, aber offenbar nicht umsetzen kann oder will, wird immer wieder auch ein Bezug zu ihrem 2009 erschienenen Buch »Das Glück der Unerreichbarkeit« hergestellt, indem sie

²² <http://www.sueddeutsche.de/leben/miriam-meckel-frau-nimmersatt-und-ihr-burn-out-1.11141> (18.12.2013).

²³ <http://www.sueddeutsche.de/leben/miriam-meckel-frau-nimmersatt-und-ihr-burn-out-1.11141> (18.12.2013).

²⁴ <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=ku&dig=2010%2F03%2F17%2Fa0020&cHash=aa715259d7> (18.12.2013).

vor den Schwierigkeiten im Umgang mit modernen Informationstechnologien warnt.²⁵

Indem in den Medien thematisiert und problematisiert wird, dass in Meckels Darstellung ihres Erschöpfungszustandes dieser eher als zu erstrebendes Statussymbol, als krönendes Ereignis des Lebenslaufs, denn als zu vermeidende Lebenskrise erscheint, wird Meckels Umgang mit ihrem Erschöpfungszustand sowie der möglicherweise davon ausgehende Druck auf andere Betroffene indirekt kritisiert.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Zuschreibung Burnout Meckel als eine legitime Pause für ein unternehmerisches Selbst par excellence dient. Da Meckel für eine kurze Zeit körperlich nicht in der Lage war, ihre gewohnte Lebensweise fortzusetzen, zieht sie sich kurzzeitig zurück, nutzt jedoch bereits diese Auszeit, um ein viel diskutiertes Buch zu schreiben und damit im Gespräch zu bleiben. Mit ihrem Klinikaufenthalt nimmt Meckel damit die von Bröckling beschriebene Möglichkeit zum kurzzeitigen Her austreten aus dem Kraftfeld des unternehmerischen Selbst wahr – ohne sich dessen Sog langfristig zu entziehen. Meckel verfügt mit dem populären und definitorisch sehr offenen Konstrukt Burnout in Kombination mit dem ebenfalls sehr offenen, umfangreichen sowie monologisch ausgerichteten Format des Buches über eine nahezu einzigartige Gelegenheit zur öffentlichkeitswirksamen Selbstdarstellung. Da Burnout zwar als Krankheit wahrgenommen wird, jedoch kaum festgelegt ist, wodurch sich diese Krankheit auszeichnet, ist es Meckel möglich, sich als Betroffene dieser Krankheit zu inszenieren, die alle Menschen treffen kann, die hart und aufopfernd arbeiten, sich als Expertin für diese Krankheit und ihre Ursachen zu profilieren und dennoch das Image einer erfolgreichen, extrem aktiven und gesellschaftlich relevanten Wissenschaftlerin nicht zu verlieren, sondern eher noch zu festigen. Die Berichterstattung über Meckel und ihr Burnout trägt diese Ambivalenz teilweise mit, vielfach wird ihr jedoch auch

²⁵ <http://www.fem.com/private/miriam-meckel-brief-an-mein-leben-diagnose-burnout-6092.html> (19.12.2013).



Selbstprofilierung sowie Inkonsequenz in Bezug auf die eigene Person vorgeworfen.

Ralf Rangnick

Ralf Rangnick wurde 1958 in Backnang geboren. Als Fußballspieler spielte er in der dritten Liga, als Trainer war er unter anderem bei den Bundesligavereinen VfB Stuttgart, Hannover 96 und FC Schalke 04 tätig. Am 22. September 2011 trat Rangnick unerwartet von seinem damaligen Trainerposten beim FC Schalke 04 zurück. Seit Juni 2012 ist Rangnick Sportdirektor bei Red Bull Salzburg, seit Juli 2012 ist er außerdem Sportdirektor beim Verein RasenBallSport Leipzig.²⁶

Da sich der akute Erschöpfungszustand bei Rangnick mitten in der Saison einstellte, hatte er nicht die Möglichkeit, diesen zu verheimlichen. Der Erschöpfungszustand erzwang eine Pause, deren Konsequenzen sich nicht vorhersagen, aber aufgrund der Dringlichkeit einer Auszeit auch nicht mehr umgehen ließen. In der schriftlichen Erklärung des Vereins wird ein Erschöpfungssyndrom als Ursache genannt; Rangnick selbst, der in dieser Erklärung zitiert wird, umgeht ebenfalls den Begriff Burnout und vermeidet eine konkrete Benennung seiner Erkrankung. Auch über die Erklärung hinaus versucht er, möglichst wenig Aufmerksamkeit auf sich selbst und seinen Erschöpfungszustand zu lenken und sich vom Burnout-Diskurs zu distanzieren. So äußert er sich zunächst nicht persönlich, sondern lässt den Vereinsmanager in einer Pressekonferenz seinen Rücktritt bekanntgeben. Auch verwendet er den Begriff Burnout nicht selbst, sondern führt als Grund für seine Auszeit ein Erschöpfungssyndrom an. Bei einem Syndrom handelt es sich um eine »Erkrankung mit einer charakteristischen Gruppe gemeinsam auftretender Krankheitszeichen. Die Ursachen der einzelnen Symptome können unterschiedlich sein, die Entstehung ist meist unbekannt.«²⁷ Damit

²⁶ http://www.transfermarkt.de/de/ralf-rangnick/aufeinenblick/trainer_196.html (18.12.2013) und <http://www.rp-online.de/sport/fussball/tsg-hoffenheim/das-ist-ralf-rangnick-bid-1.1513893> (18.12.2013). Mit Beginn der Saison 2015/16 übernimmt er zusätzlich das Amt des Trainers bei RB Leipzig.

²⁷ Syndrom, nach Brockhaus (2006).

hat er eine möglichst präzise Beschreibung für seinen Zustand gewählt, der zwar den Eindruck medizinischer Relevanz und Ernsthaftigkeit betont, die Begriffe Burnout und Krankheit jedoch ausspart.

Mehrere Aspekte verweisen darauf, dass die psychischen Ursachen für Rangnicks Auszeit als problematisch wahrgenommen werden: So wurde sein Erschöpfungszustand zunächst mit falscher Ernährung begründet²⁸ und wenige Monate nach seinem Rücktritt in mehreren Medien das Pfeiffersche Drüsenfieber als Hauptursache für seine Erschöpfung angeführt.²⁹ Auf diese Weise wurde nachträglich eine organische Ursache für seine Erkrankung geliefert, sodass Rangnicks angenommenen psychischen Probleme weiter in den Hintergrund rückten und nur noch als Folge der organischen Krankheit erscheinen:

»Der Auslöser für die psychische Krankheit scheint mittlerweile gefunden. Helmut Groß, ein enger Freund von Rangnick, erklärte, dass der Grund für die starken gesundheitlichen Beschwerden ursprünglich die Erkrankung am Pfeifferschen Drüsenfieber war. ›Durch die Viruserkrankung war Ralf körperlich so erschöpft, dass die mentale Ermüdung schnell hinzukam. Er hatte plötzlich keine Energie mehr‹, sagte Groß.«³⁰

Auch bei seiner Rückkehr in die Fußballwelt wurde herausgestellt, dass vor allem körperliche Ursachen für seinen Erschöpfungszustand verantwortlich gewesen seien. Indem darüber hinaus betont wurde, wie erstaunlich es gewesen sei, dass Rangnick trotz seines schlechten körperlichen Zustands so lange durchgehalten habe, wurde sogar noch in diesem Moment der Schwäche seine Stärke hervorgehoben:

»Die Ärzte stellten laut Rangnick fest, dass ›ganz klar körperliche Ursachen‹ verantwortlich für den Erschöpfungszustand waren und wunderten sich, wie lange er überhaupt durchgehalten hatte. Hormon- und Blutwerte, alles war

²⁸ <http://www.augsburger-allgemeine.de/sport/Ralf-Rangnick-Falsche-Ernaehrung-schuld-an-Burnout-id22285826.html> (4.6.2014).

²⁹ <http://www.sport.de/medien/1ccc1-ecd86-972c-71/rangnick-vor-dem-burnout-war-das-pfeiffersche-druesenfieber.html> (4.6.2014).

³⁰ http://www.focus.de/sport/fussball/bundesliga1/erschoeffter-ex-schalke-trainer-rangnick-auf-dem-weg-der-besserung_aid_697139.html (4.6.2014).

komplett durcheinander geraten. Der Patient ließ sich von den Experten erklären, seine Mitochondrien – die körpereigenen Kraftwerke – hätten »nur noch mit 70 Prozent Energie geliefert«, was extrem niedrig sei.«³¹

Wie diese nachträgliche Betonung der organischen Ursachen für Rangnicks Erschöpfungszustand verdeutlicht, wird ein Erschöpfungszustand, dem offenbar zunächst vor allem psychische Ursachen zugesprochen werden, zumindest im Bereich Profi-Fußball als ein Makel wahrgenommen, der möglichst aus der Welt geschafft werden sollte.

Sowohl zum Zeitpunkt seines Rücktritts als auch bei seiner Wiederkehr in die Öffentlichkeit erweckte Rangnick den Eindruck, als habe er sich genau überlegt, wie er vorgehen und was er dazu sagen wolle. So wurde er etwa in der offiziellen Erklärung seines damaligen Vereins zu seinem Rücktritt mit folgenden Worten zitiert:

»Nach langer und reiflicher Überlegung bin ich zum Entschluss gekommen, dass ich eine Pause brauche. Die Entscheidung so zu treffen, ist mir unheimlich schwer gefallen. Doch mein derzeitiger Energielevel reicht nicht aus, um erfolgreich zu sein und insbesondere die Mannschaft und den Verein in ihrer sportlichen Entwicklung voranzubringen [...].«³²

Wie hier außerdem deutlich wird, stellt Rangnick bei seinem Rücktritt eindeutig den Fußball in den Mittelpunkt und da besonders den Verein und die Mannschaft. Auf ähnliche Weise ging er auch seine Rückkehr in die Öffentlichkeit an. Zwar unternahm er diesen Schritt diesmal selbst, als Bühne dafür wählte er jedoch die Sendung *das aktuelle sportstudio* des ZDF, womit er in mehrfacher Hinsicht das Augenmerk weg von seinem Erschöpfungszustand auf seine Fähigkeiten im Bereich Fußball lenkte: Zum einen handelte es sich dabei nicht um ein Format, in dem gesellschaftliche Themen diskutiert werden, sondern um eine Sportsendung. Zum zweiten knüpfte er mit seiner Entscheidung für *das aktuelle sportstudio* als Rahmen für seine Rückkehr an seinen viel beachteten ersten Auftritt im Jahr 1998

³¹ <http://www.zeit.de/sport/2012-06/rangnick-redbull-burnout-sportdirektor> (21.02.2014).

³² <http://www.westline.de/fussball/schalke04/Schalke-Trainer-Ralf-Rangnick-ist-zu-rueckgetreten;art2009,674068> (4.6.2014).

an.³³ Zum dritten handelte es sich um ein Exklusiv-Interview, sodass er den Medien nur diese eine Veranstaltung und damit möglichst wenig Material zur Verfügung stellte.³⁴

Auch über die auf seinen Rücktritt folgende Pause gab Rangnick nur wenig Preis, in der Berichterstattung über ihn wurde meist nur mit einem Absatz auf diese Zeit eingegangen. So berichtete zum Beispiel die Süddeutsche Zeitung:

»Die fünf Monate hat er genutzt, um die Kraftspeicher aufzuladen. Er verbrachte viel Zeit mit der Familie, daheim in Backnang, auch mal am Bodensee und in den Salzburger Bergen, zuletzt in Südafrika. Es waren aber keineswegs fünf Urlaubsmonate. Rangnick hat viel für sich und seine Gesundheit getan. Er hat auch sein Gewicht reduziert – aber nun auf bewusste Weise, durch umgestellte Ernährung. Und: Er hat kein Stadion mehr besucht seit jenem 18. September.«³⁵

Direkte Informationen über seine Auszeit erhält der Leser nur durch Interviews oder kurze Statements von Rangnick. Somit ergibt sich kein umfassendes Bild von seiner Arbeitspause, man erhält nur fragmentarisch Einblick in diese Zeit und die Maßnahmen, die Rangnick ergriffen hat:

»Ralf Rangnick hat sein Leben nach seinem Burn-out-Syndrom umgestellt, um einen neuerlichen Erschöpfungszustand zu vermeiden. ›Zwei Begriffe haben für mich eine neue Bedeutung bekommen: Selbstdisziplin und delegieren. Die Handys müssen nicht beim Essen neben dem Teller liegen, und wenn man mal zu Hause bei der Familie ist, dürfen sie auch mal ausgeschaltet sein«, sagte Rangnick im Gespräch mit dem *kicker*: ›Man muss den Körper pflegen, gerade in diesem Job.«³⁶

³³ Bei diesem Auftritt erklärte er dem Publikum die in Deutschland bis dahin wenig gebräuchliche raumorientierte Viererkette.

³⁴ <http://www.presseportal.de/pm/7840/2199738/exklusiv-interview-mit-ralf-rangnick-im-aktuellen-sportstudio-des-zdf-erster-tv-auftritt-des-ex> (4.6.2014).

³⁵ <http://www.sueddeutsche.de/sport/ralf-rangnick-steigt-wieder-ein-zurueck-mit-aufgefulltem-tank-1.1286222> (19.12.2013).

³⁶ <http://www.rp-online.de/sport/fussball/ralf-rangnick-portraet-in-bildern-bid-1.1513893> (18.12.2013).

Rangnick nahm eine deutlich längere Auszeit als Meckel und erweckte – auch in der Wahrnehmung der Medien – den Anschein, aus seinem Erschöpfungszustand gelernt zu haben.³⁷ Er kehrte nach fünf Monaten wieder als Sportdirektor in sein bisheriges Tätigkeitsfeld zurück und ist mittlerweile sogar bei zwei Vereinen tätig.

Aufgrund befristeter Verträge war und ist Rangnick sowohl als Trainer als auch als Sportdirektor dauerhaft dem Druck ausgesetzt, seine Qualitäten unter Beweis zu stellen und zu vermarkten – also als unternehmerisches Selbst zu agieren. Vor dem Hintergrund eines sehr breiten Aufgabenspektrums sowie der vielfältigen Einflüsse, die sich neben der Arbeit des Trainers auf den spielerischen Erfolg einer Mannschaft auswirken, stellt dies sicherlich keine leichte Aufgabe dar. Trotz des Wechsels in eine andere Funktion gehört Rangnick mit seinem Wiedereinstieg und der Arbeit für gleich zwei Vereine auch nach seiner Auszeit zu den »Getriebenen des Profifußballs«³⁸ und unterliegt damit weiterhin dem Sog des unternehmerischen Selbst. Seine in den Medien besprochenen Strategien gegen einen erneuten Erschöpfungszustand muten deshalb eher unkonventionell an: »Rangnicks Erfolgsrezept gegen Burnout: Er verzichtet jetzt bei der Ernährung weitgehend auf Kohlenhydrate und setzt auf die chinesische Meditationsform Qigong.«³⁹

Aus der großen Menge der dazu publizierten Texte lässt sich schließen, dass es sich bei Rangnicks Rücktritt – ähnlich wie bei Meckel – um ein britisches Ereignis handelte, das großes Interesse beim Publikum versprach, da Rangnick als öffentlich präzente Person nun mit dem Aufmerksamkeit generierenden Konstrukt Burnout in Verbindung gebracht werden konnte. Zwar war Rangnicks Karriere nicht ganz so steil und gradlinig wie die von

³⁷ <http://www.zeit.de/sport/2012-06/rangnick-redbull-burnout-sportdirektor> (21.02.2014).

³⁸ <http://www.zeit.de/sport/2012-06/rangnick-redbull-burnout-sportdirektor> (21.2.2014).

³⁹ <http://www.express.de/ernaehrung/ex-schalke-trainer-ralf-rangnick--burnout-wegen-falscher-ernaehrung,9567938,20562212.html> (21.2.2014).

Meckel, dennoch erschien sein Erschöpfungszustand, der ihn zum Rücktritt zwang, als tiefer Fall, da er als ehrgeiziger und sehr fähiger Fußballtrainer galt.⁴⁰ Dass ein solcher, psychisch bedingter Rücktritt im Profi-Fußball immer noch die große Ausnahme darstellt, verleiht diesem Fall zusätzliche Brisanz.

Während Meckel ihren Erschöpfungszustand selbst als Burnout bezeichnete, wurde dieser Begriff bei Rangnick erst im Zuge der Berichterstattung über seinen Rücktritt von den Medien aufgebracht. Es handelt sich also nicht um einen Ausdruck, mit dem Rangnick seinen Zustand selbst beschrieben hat, sondern um eine Fremdzuschreibung durch die Medien. Dabei fällt auf, dass der Begriff im Kontext der öffentlichen Auseinandersetzung mit Rangnicks Rücktritt meist völlig unhinterfragt und ohne weitere Erklärung verwendet wurde. Hinweise auf Ursachen, Symptome und verwandte Erscheinungen wurden lediglich vereinzelt eingestreut, wie hier zum Beispiel der Verweis auf die Nähe zur Depression:

»Seit dem für Fans wie Fachwelt völlig unerwarteten Rücktritt sind manche Anklagen und viele kluge Analysen verfasst worden: über den immer größeren Druck im Milliardengeschäft Fußball, über die Zusammenhänge mit einer Gesellschaftskrankheit, die bei den Schwachen eher Depression genannt wird und bei den Starken eher Burnout. Fußball-Trainer müssen dafür geradezu als prädestiniert gelten, denn die vielfältigen Ansprüche an den Beruf können leicht zur Überforderung führen.«⁴¹

Da der Begriff Burnout häufig bereits in den Überschriften der Artikel verwendet wird,⁴² liegt die Vermutung nahe, dass diesem Begriff große Attraktivität zugesprochen und er deshalb bewusst und an möglichst prominenter Stelle eingesetzt wird. Indem die Medien das von Rangnick angeführte Erschöpfungssyndrom als Burnout bezeichnen, ordnen sie dieses für die Fußballwelt ungewöhnliche Ereignis einer in anderen Kontexten bereits

⁴⁰ <http://www.nachrichten.at/nachrichten/meinung/menschen/Ralf-Rangnick-Der-Fussball-Professor;art111731,1378219> (4.6.2014).

⁴¹ <http://www.welt.de/sport/fussball/article13623429/Fussballtrainer-Ein-Leben-nah-am-Burn-out.html> (12.6.2014).

⁴² <http://www.zeit.de/sport/2011-09/schalke-rangnick-ruecktritt> (4.6.2014).

häufig thematisierten Kategorie zu und machen es dadurch anschlussfähig für Kommunikation und Identifikation (Beck 2013: 101).

Da Rangnick sich nur sehr wenig zu seinem Rücktritt und zu der daran anschließenden Auszeit äußerte, stand den Medien nur wenig Material zur Verfügung. Entsprechend verebbte die Berichterstattung zu Rangnick relativ schnell wieder. Insgesamt fiel die Berichterstattung über das Burnout von Ralf Rangnick deutlich neutraler aus als die über Miriam Meckel. Die Berichte fassten vor allem die Fakten zusammen und gaben die Aussagen des Vereinsmanagements sowie die Reaktionen wichtiger Fußballfunktionäre wieder. So zitierte *Der Spiegel* zum Beispiel das schriftliche Statement des Vereins zu Rangnicks Rücktritt, die Aussagen des Aufsichtsratsvorsitzenden Clemens Tönnies und des Vereinsmanagers Horst Heldt.⁴³ Mehrfach wurde im Zuge der Berichterstattung über Rangnicks Rücktritt der generelle Druck im Sport thematisiert. In diesen Fällen wurden vor allem Sportpsychologen zitiert.⁴⁴ Wenn bei der Berichterstattung kritische Töne laut wurden, bezogen sich diese nicht auf Rangnick selbst, sondern auf die harte Welt des Fußballs, an der Fälle wie die von Rangnick oder auch der Suizid des Torhüters Robert Enke bislang wenig geändert hätten.⁴⁵

Als Rangnick in die Öffentlichkeit zurückkehrte, war die Berichterstattung ebenfalls neutral bis positiv. Wertende Kommentare standen ihm vor allem wohlwollend gegenüber. So schrieb zum Beispiel die *Süddeutsche Zeitung*:

»[...] auf den Tag genau fünf Monate, nachdem er zum letzten Mal als Trainer den FC Schalke 04 betreut hat, besucht Rangnick an diesem Samstag nun wieder das *Sportstudio*. Für den ersten öffentlichen Auftritt nach seiner Burnout-Pause im Herbst 2011 geht er bewusst ins Fernsehen, und die Bühne sollte

⁴³ <http://www.spiegel.de/sport/fussball/erschopfungssyndrom-schalke-trainer-rangnick-tritt-zurueck-a-787729.html> (19.12.2013) oder <http://www.abendblatt.de/sport/article2035788/Burnout-bei-Schalke-Trainer-Rangnick-zieht-sich-zurueck.html> (9.1.2014).

⁴⁴ http://www.focus.de/gesundheit/gesundleben/stress/symptome/burnout/burn-out-syndrom_aid_10766.html (19.12.2013).

⁴⁵ <http://www.spiegel.de/sport/fussball/bundesliga-nach-rangnick-ruecktritt-verletzungen-der-seele-bleiben-tabu-a-788026.html> (19.12.2013).

eine Sportsendung sein, keine Talkshow mit gesellschaftspolitischem Anstrich. Rangnick will den Leuten in einem Live-Interview zeigen: Es geht mir wieder gut. Ich habe mich erholt. Ich bin zurück. Als Fußballtrainer.«⁴⁶

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Burnout auch bei Rangnick als Bezeichnung für eine Krankheit und damit als Rechtfertigung für eine berufliche Auszeit fungiert, ohne das Image einer leistungsstarken erfolgreichen Person zu beschädigen. Dies ermöglicht die problemlose Rückkehr in die Arbeitswelt. Da mit psychischen Ursachen im Zusammenhang stehende Krankheiten im Profi-Fußball jedoch als Schwäche oder sogar Makel aufgefasst werden, versucht Rangnick, im Gegensatz zu Meckel, sich vom Burnout-Diskurs zu distanzieren und seine Person aus diesem möglichst herauszuhalten. Folglich agiert auch Rangnick als unternehmerisches Selbst, indem er den mit psychischen Problemen in Verbindung stehenden Begriff Burnout meidet, die körperlichen Aspekte betont und bei seiner Rückkehr den Fokus auf den Fußball lenkt. Die Berichterstattung fällt in diesem Fall deutlich sachlicher aus, Rangnicks Rücktritt und sein Umgang mit seinem Erschöpfungszustand werden überwiegend mit positiven Worten bedacht.

Fazit

Meckel und Rangnick üben Berufe aus, die sich durch ein hohes Maß an Selbstbestimmung aufgrund sehr wenig regulierter Arbeitsbedingungen auszeichnen und damit typisch für die von Ulrich Bröckling dargestellte Gesellschaft des unternehmerischen Selbst sind. Generell wird die Freiheit zur eigenständigen Gestaltung der Arbeit als eine wichtige Voraussetzung erachtet, damit Arbeit nicht als belastend empfunden wird (Kratzer 2012: 550). Im Anschluss an eine qualitative Studie zu Leistungsanforderungen und Arbeitsbedingungen, Gesundheit und Privatleben bei Beschäftigten und Führungskräften kommt der Sozialwissenschaftler Nick Kratzer jedoch auch zu dem Schluss, dass Beschäftigte heutzutage gleichzeitig stärker

⁴⁶ <http://www.sueddeutsche.de/sport/ralf-rangnick-steigt-wieder-ein-zurueck-mit-aufgefulltem-tank-1.1286222> (19.12.2013).

unter Leistungs- und Zeitdruck stehen, was Konsequenzen für die freie Arbeitsgestaltung hat: »Selbstbestimmung in der Arbeit verkommt dann zur Möglichkeit – und Pflicht –, sich und seine Ressourcen noch effizienter einzusetzen« (Kratzer 2012: 551). Wozu diese Möglichkeit bzw. Pflicht der auch von Bröckling beschriebenen Selbstökonomisierung führen kann, zeigen die diskursiven Ereignisse von Meckel und Rangnick. Darüber hinaus verdeutlichen diese Ereignisse, auf welche Weise und mit welchen Zielen der Begriff Burnout verwendet und dadurch kontextualisiert und mit Bedeutung versehen wird.

Beide haben ein beruflich erfolgreiches Leben geführt, das ihnen physisch und psychisch viel abverlangt hat. Sie scheinen über einen langen Zeitraum hinweg diesen Anforderungen an sich selbst wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Erst als sie offenbar körperlich nicht mehr in der Lage gewesen sind, ihre bisherige Tätigkeit in gewohnter Weise fortzusetzen, haben sie Konsequenzen gezogen. Insofern steht der Erschöpfungszustand mit Arbeit in Verbindung und stellt zunächst ein körperliches Warnsignal dar, das eine Auszeit von dieser Arbeit unausweichlich macht.

Da es sich bei Meckel und Rangnick um Personen des öffentlichen Lebens handelt, verlangt eine solche Auszeit nach einer Erklärung. In beiden Fällen wird die Auszeit mit einer Krankheit begründet, die als Burnout bezeichnet wird – im Fall Meckel von ihr selbst, bei Rangnick im Zuge der Berichterstattung darüber. Die Definition von Burnout als Krankheit wird dadurch bestärkt, dass sich beide so verhalten, wie es von einer kranken Person erwartet wird: Sie ziehen sich zeitweise von ihrer beruflichen Tätigkeit zurück, Meckel begibt sich in eine Klinik, Rangnick nutzt die Pause, um wieder zu Kräften zu kommen. Damit nehmen Meckel und Rangnick eine Rolle ein, die gesellschaftlich anerkannt ist und diese zeitlich begrenzte Auszeit legitimiert, aber vor allem auch die Rückkehr in die gleiche berufliche Position ermöglicht (Schramme 2012: 36). Nach der Auszeit arbeiten beide in gleicher oder ähnlicher, öffentlicher und arbeitsintensiver Position weiter, Meckel beginnt bereits in ihrer fünfwöchigen Auszeit mit der Arbeit an einem Bestseller.

Bezogen auf das Konzept des unternehmerischen Selbst greifen Meckel und Rangnick, indem sie eine Auszeit nehmen, die sie mit einer Krankheit begründen, auf eine Subjektposition zu, die außerhalb des Kraftfeldes des unternehmerischen Selbst liegt. Dadurch entziehen sie sich – wenn auch nur kurzzeitig – dem direkten Einfluss dieses Kraftfeldes. Wie die Analyse der Ereignisse um Meckel und Rangnick zeigt, handelt es sich jedoch gewissermaßen um ein erzwungenes und keinesfalls um ein dauerhaftes Her-austreten aus dem Kraftfeld des unternehmerischen Selbst.

Im Gegensatz zu der von Bröckling selbst angeführten Depression wird Burnout offenbar jedoch als eine Krankheit wahrgenommen, die dem Bild einer sehr fleißigen, erfolgreichen Person nicht schadet, sondern dieses im Gegenteil eher noch verstärkt. In dem Begriff Burnout wird folglich die Negativität einer Krankheit durch die Positivität der Leistung und des Erfolgs überdeckt.

Obwohl es sich bei Burnout um eine in medizinischer Hinsicht nicht anerkannte Krankheit handelt, scheint Burnout in der medialen Auseinandersetzung als Erklärung und Rechtfertigung für die Auszeit von Meckel bzw. Rangnick auszureichen. Denn obwohl weder Meckel selbst noch die Berichterstattung über die Erschöpfungszustände von Meckel und Rangnick konkret definieren, was unter Burnout zu verstehen ist, wird in den Medien weder der Begriff noch der damit bezeichnete Zustand als Erklärung für eine berufliche Auszeit hinterfragt. Dadurch wird die Definition von Burnout als Krankheit zusätzlich stabilisiert.

In der Berichterstattung zu Rangnicks Auszeit werden im Laufe der Zeit auch körperliche Ursachen für seinen Erschöpfungszustand angeführt, wodurch der Eindruck geschwächt wird, dass vor allem mentale Faktoren zu seinem Rücktritt geführt haben. Auch Meckel betont die physischen Aspekte ihres Erschöpfungszustands. Dadurch wird zunächst die Einordnung von Burnout als psychische Krankheit gefestigt; die Betonung der organischen Ursachen und Symptome bei Meckel und Rangnick bewirkt jedoch, dass Burnout auch mit körperlichen Aspekten in Verbindung gebracht wird.

Bedingt durch das jeweilige Betätigungsfeld gehen Meckel und Rangnick in der Öffentlichkeit sehr unterschiedlich mit ihrem Erschöpfungszustand um. Vor dem Hintergrund seiner Tätigkeit im männlichen Profi-Fußball, wo psychische Probleme sicherlich stärker stigmatisiert werden, als in anderen gesellschaftlichen Bereichen, versucht Rangnick, die Aufmerksamkeit um seine Auszeit und seine Person möglichst gering zu halten: Er äußert sich öffentlich wenig dazu und zielt mit der Verwendung des Begriffs »Erschöpfungssyndrom« auf eine sachliche Darstellung sowie auf möglichst große Distanz zum Burnout-Diskurs ab. Im Gegensatz dazu sieht sich Meckel in einer beruflichen Situation, die ihr größere Freiräume lässt. Ohne erkennbare Notwendigkeit entscheidet sie sich dafür, ihren Zusammenbruch publik zu machen und ihn als Burnout zu bezeichnen. Auf diese Weise lenkt die Kommunikationswissenschaftlerin Meckel bewusst die mediale Aufmerksamkeit auf ihre Person und ihren Erschöpfungszustand und verschafft sich dadurch eine sehr gute Gelegenheit zur öffentlichen Selbstinszenierung sowie zur Mitsprache im Burnout-Diskurs. Diesen Schritt unternimmt sie jedoch erst zu einem Zeitpunkt, an dem sie die Klinik bereits wieder verlassen hat und ihr Burnout deshalb als überwunden darstellen kann. Dadurch behält sie die Kontrolle über die öffentliche Darstellung ihres Zustands und damit die Deutungshoheit über ihren Körper. Das sehr offene Konstrukt Burnout ermöglicht es ihr dabei, sich zwar einerseits als Opfer einer Krankheit darzustellen, andererseits jedoch ihren enormen Einsatz (Haubl 2013: 171) und beruflichen Erfolg herauszustellen. Burnout wird dadurch als Krankheit dargestellt, die aus einem weltgewandten, gleichsam arbeitsintensiven wie erfolgreichen Lebenswandel resultiert. In der Folge erscheint Burnout nicht nur als Nebenwirkung (Kury 2013: 121), sondern sogar als Krönung⁴⁷ des beruflichen Erfolgs.

Während Rangnicks öffentlicher Umgang mit seinem Erschöpfungszustand also eher den Anschein erweckt, als handle es sich bei Burnout um einen Makel, von dem es sich zu distanzieren gilt, gelingt es Meckel, von der öffentlichen Darstellung ihres Zusammenbruchs zu profitieren. Sicher

⁴⁷ <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2012-11/burn-out-therapie-hotel-praevention/komplettansicht> (10.1.2014).

gehen diese Bedeutungsunterschiede ein Stück weit auf den unterschiedlichen Umgang von Meckel bzw. Rangnick mit ihrem Erschöpfungszustand zurück. Dennoch liegt hier die Vermutung nahe, dass die Auffassung von Burnout als Makel bei Rangnick vor dem Hintergrund seiner Tätigkeit im männlichen Profi-Fußball gesehen werden muss. Auch wenn darüber diskutiert werden kann, ob sich auch in diesem Bereich – angestoßen durch öffentlich gewordenen Beispiele wie das von Rangnick – ein Wandel hinsichtlich der Einschätzung psychischer Probleme vollzieht (Schmiede 2011: 113), scheinen sich die Bedeutungszuschreibungen zu Burnout je nach gesellschaftlichem Kontext zu unterscheiden.

In den Medien wird der Begriff Burnout auch dazu genutzt, mit einem Wort den arbeitsbedingten Erschöpfungszustand von Meckel bzw. Rangnick zu erklären und einzuordnen. Dabei ist es kein Zufall, dass über viele Medien hinweg der Begriff Burnout zum Einsatz kommt, obwohl zumindest Rangnick selbst ihn stets umgangen hat. Mit dem Begriff Burnout scheint ohne Weiteres ein Zustand benannt werden zu können, der vielen Menschen bekannt vorkommt und der für sie von hoher Relevanz ist. Folglich besitzt der Begriff Burnout für viele Menschen ein hohes Identifikationspotenzial und kann von den Medien deshalb als Aufmerksamkeitsgenerator eingesetzt werden.

»Den publizistischen Medien wird [...] große Bedeutung bei der Herstellung eines Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühls zugeschrieben. Vermittelt durch publizistische Medien können die gemeinsamen Interessen und Probleme, aber auch die gemeinsamen Gefühle als Gemeinsamkeiten erkannt werden. Die Identifikation von Individuen und Gruppen mit der Gesellschaft und ihrer Kultur wird hierdurch gefördert. Die Selektion und Strukturierung von Themen und Aussagen schafft eine gemeinsame Grundlage für interpersonale Anschlusskommunikationen, die Medien liefern Gesprächsanlässe im Alltag« (Beck 2013: 101).

Die hier benannte, Identifikationsmöglichkeiten bietende Funktion der Medien vermutet Burisch auch als Hauptgrund für den inflationären Gebrauch des Begriffs Burnout (Burisch 2014: 238). Dass offenbar auch sehr erfolgreiche Personen von Burnout betroffen sein können, erhöht die auf-

merksamkeitsgenerierende Wirkung in zweierlei Hinsicht. Zum einen kommt Ereignissen im Zusammenhang mit prominenten Personen generell ein hoher Nachrichtenwert zu⁴⁸ und zum zweiten entlastet dies auch »normale« Betroffene, da offenbar auch sehr erfolgreiche Menschen und damit jeder davon betroffen sein kann.

Darüber hinaus wird diese hohe Aufmerksamkeit der Bezeichnung Burnout wohl auch deshalb zuteil, weil mithilfe dieses Begriffs Kritik an den aktuellen Bedingungen der Arbeitswelt zum Ausdruck gebracht werden kann. Bei den hier analysierten Beispielen wird diese jedoch weniger von den Betroffenen selbst geäußert: Sowohl Meckel als auch Rangnick üben kaum Kritik an den aktuellen Bedingungen in der Arbeitswelt, sondern führen vor allem individuelle Gründe für ihren Zusammenbruch an. Die untersuchten Beispiele legen deshalb den Schluss nahe, dass publik gemachte Burnout-Fälle per se Ausdruck des heutigen Leistungsdrucks sind, indem sie öffentlich demonstrieren, was viele Menschen selbst erleben und erleiden. Darüber hinaus wird teilweise bei der Berichterstattung über die Burnout-Fälle Kritik an den zu Burnout führenden Arbeitsbedingungen geübt. Wie die Analyse gezeigt hat, geht der Einsatz des Begriffs Burnout immer mit Definitionsarbeit einher. Dies wird dadurch ermöglicht, dass Burnout medizinisch nicht als Krankheit anerkannt oder definiert ist, in der Öffentlichkeit jedoch als Krankheit wahrgenommen wird. Diese definitorische Offenheit macht den Begriff Burnout hochgradig anschlussfähig und versetzt den Einzelnen in die Lage, den Begriff seiner individuellen, wenngleich durch gesellschaftliche Entwicklungen geprägten Situation anzupassen und mit für ihn geeigneter Bedeutung zu versehen. Deshalb verwundert es auch nicht, dass sich weder Meckel noch Rangnick um eine konkrete Definition ihres Erschöpfungszustandes bemühen, sondern je nach Kontext unterschiedliche Aspekte betonen und Begriffe verwenden.

Bereits an den zwei hier in den Blick genommenen Ereignissen wird deutlich, dass die Zuschreibungen des Begriffs von unterschiedlichen Akteuren ausgehen, teilweise in die gleiche Richtung gehen, sich aber durchaus auch

⁴⁸ http://www.contentundco.de/texte/posting/Texttipp_Was_interessiert_Journalisten (8.1.2015).

unterscheiden. Werden einzelne Aspekte wiederholt mit Burnout in Verbindung gebracht – wie zum Beispiel der Zusammenhang von Burnout und Arbeit oder die Darstellung von Burnout als Krankheit –, verfestigen sich diese Bedeutungszuschreibungen. Demgegenüber tragen individuelle Verwendungsweisen des Begriffs, die sich inhaltlich voneinander unterscheiden oder einander sogar widersprechen, zur Verflüssigung dieses Begriffs bei.

Bei der Analyse der hier angeführten Beispiele kann es sich lediglich um eine Annäherung an das Konstrukt Burnout und die Rolle, die diesem auf individueller und gesellschaftlicher Ebene zukommt, handeln. Aufgrund der Ergebnisse dieser Annäherung scheint eine genauere und systematischere Untersuchung des Konstrukts Burnout sinnvoll, um die hier herausgearbeiteten Ergebnisse auf einer breiteren empirischen Basis zu überprüfen und sich daran anschließende Fragen, wie zum Beispiel nach dem der medialen Berichterstattung zugrunde liegenden Krankheitsbegriff, zu klären.

Literatur

- Beck, Klaus (2013)
Kommunikationswissenschaft. Konstanz (3., überarb. Aufl.).
- Berger, Mathias, Peter Falkai, Wolfgang Maier (2012)
Burnout ist keine Krankheit. In: Deutsches Ärzteblatt 109, S. 212-214.
- Bröckling, Ulrich (2013)
Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a. M. (5. Aufl.).
- Brockhaus. Enzyklopädie in 30 Bänden (2006)
Syndrom. Leipzig, Mannheim (21., völlig neu bearb. Aufl.).
- Burisch, Matthias (2014)
Das Burnout-Syndrom. Theorie der inneren Erschöpfung. Zahlreiche Fallbeispiele, Hilfen zur Selbsthilfe. Berlin, Heidelberg (5. überarb. Aufl.).
- Foucault, Michel (1976)
Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.
- Franck, Georg (2005)
Mentaler Kapitalismus. Eine politische Ökonomie des Geistes. München.

- Freudenberger, Herbert J. (1974)
Staff Burn-Out. In: *Journal of Social Issues* 30, S. 159–165.
- Haubl, Rolf (2013)
Burnout – Diskurs und Metaphorik. In: Sighard Neckel, Greta Wagner (Hg.): *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Berlin, S. 165–178.
- Kleiber, Dieter, Dirk Enzmann (1990)
Burnout. Eine internationale Bibliographie. *An international Bibliography*. Göttingen, Toronto, Zürich.
- Korczak, Dieter, Christine Kister; Beate Huber (2010)
Differentialdiagnostik des Burnout-Syndroms (Schriftenreihe Health Technology Assessment, Bd. 105). Köln.
- Kratzer, Nick (2012)
Burn-out: Fehldiagnose oder Epidemie? Große Freiheit, wenig Spielraum – warum an sich gute Arbeitsbedingungen nicht mehr vor Überlastung schützen. In: *Deutsches Ärzteblatt* 109, S. 549–552.
- Kury, Patrick (2013)
Von der Neurasthenie zum Burnout – eine kurze Geschichte von Belastung und Anpassung. In: Sighard Neckel, Greta Wagner (Hg.): *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Berlin, S. 107–128.
- Maslach, Christina Susan E. Jackson (1981)
The measurement of experienced burnout. In: *Journal of occupational behavior* 2, S. 99–113.
- Meckel, Miriam (2009)
Das Glück der *Unerreichbarkeit*. Wege aus der Kommunikationsfalle. München (2. Aufl.).
- Meckel, Miriam (2011)
Brief an mein Leben. Erfahrungen mit einem Burnout. Reinbek bei Hamburg.
- Neckel, Sighard, Greta Wagner (2013)
Einleitung: Leistung und Erschöpfung. In: Sighard Neckel, Greta Wagner (Hg.): *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Berlin, S. 7–25.
- Positionspapier (2012)
Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) (Hg.): *Positionspapier zum Thema Burnout*. Bonn.
- Rösing, Ina (2003)
Ist die Burnout-Forschung ausgebrannt? Analyse und Kritik der internationalen Burnout-Forschung. Heidelberg, Kröning.
- Schmiede, Rudi (2011)
Macht Arbeit depressiv? Psychische Erkrankungen im flexiblen Kapitalismus. In:

Cornelia Koppetsch (Hg.): Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus. Zur Transformation moderner Subjektivität. Wiesbaden, 113-138.

Schramme, Thomas (2012)

Einleitung: Die Begriffe »Gesundheit« und »Krankheit« in der philosophischen Diskussion. In: Ders. (Hg.): Krankheitstheorien. Berlin, S. 9-37.

Titton, Monica (2013)

Erschöpfte Prominenz. In: Sighard Neckel, Greta Wagner (Hg.): Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft. Berlin, S. 86-103.

Internetquellen

<http://st-galler-nachrichten.ch/st-gallen/detail/article/miriam-meckel-bleibt-hsg-professorin-0015634> (3.6.2014, ersch. am 12.5.2014).

<http://www.abendblatt.de/sport/article2035788/Burnout-bei-Schalke-Trainer-Rangnick-zieht-sich-zurueck.html> (9.1.2014, ersch. am 22.9.2011).

<http://www.augsburger-allgemeine.de/sport/Ralf-Rangnick-Falsche-Ernaehrung-schuld-an-Burnout-id22285826.html> (4.6.2014, ersch. am 11.10.2012).

http://www.bptk.de/uploads/media/20120606_AU-Studie-2012.pdf (22.10.2015)

<http://www.brigitte.de/liebe/persoenlichkeit/miriam-meckel-1053430> (19.12.2013, ersch. am 12.3.2010).

http://contentundco.de/texte/posting/Texttipp_Was_interessiert_Journalisten (8.1.2015).

<http://www.dimdi.de/static/de/klassi/icd-10-gm/index.htm> (16.6.2014).

<http://www.emotion.de/de/page.aspx/4865/sachbuecher/buchtipps-brief-an-mein-leben> (3.6.2014).

<http://www.express.de/ernaehrung/ex-schalke-trainer-ralf-rangnick--burnout-wegen-falscher-ernaehrung,9567938,20562212.html> (21.2.2014, ersch. am 10.10.2012).

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/themen/miriam-meckels-burnout-buch-diagnose-totale-erschoepfung-1950830.html> (3.6.2014, ersch. am 10.3.2010).

<http://www.fem.com/private/miriam-meckel-brief-an-mein-leben-diagnose-burnout-6092.html> (19.12.2013, ersch. am 2.4.2010).

http://www.focus.de/gesundheit/gesundleben/stress/symptome/burnout/burn-out-syndrom_aid_10766.html (19.12.2013, ersch. am 22.9.2011).

http://www.focus.de/sport/fussball/bundesliga1/erschoepfter-ex-schalke-trainer-rangnick-auf-dem-weg-der-besserung_aid_697139.html (4.6.2014, ersch. am 23.12.2011).

http://www.fussball.de/ralf-rangnick-hat-die-lehren-aus-dem-burnout-gezogen/id_57802928/index (19.12.2013, ersch. am 19.2.2012).

<http://www.kleinezeitung.at/nachrichten/kultur/2862718/miriam-meckel-googeln-uns-zu-tode.story> (25.5.2014, ersch. am 12.11.2011).

<http://meedia.de/2011/10/18/focus-mega-verkaufe-mit-burnout-titel> (1.2.2014, ersch. am 18.10.2011).

<http://www.miriammeckel.de/profil> (18.12.2013).

<http://www.nachrichten.at/nachrichten/meinung/menschen/Ralf-Rangnick-Der-Fussball-Professor;art111731,1378219> (4.6.2014, ersch. am 6.5.2014).

<http://www.presseportal.de/pm/7840/2199738/exklusiv-interview-mit-ralf-rangnick-im-aktuellen-sportstudio-des-zdf-erster-tv-auftritt-des-ex> (4.6.2014, ersch. am 16.2.2012).

<http://www.prisma-hsg.ch/2012/03/19/ein-haueschen-in-marathon-waere-schoen> (25.5.2014, ersch. am 19.3.2012).

<http://www.rp-online.de/sport/fussball/tsg-hoffenheim/das-ist-ralf-rangnick-bid-1.1513893> (18.12.2013, lfd. aktualisiert).

<http://www.spiegel.de/spiegel/a-682147.html> (23.5.2014, ersch. am 8.3.2010).

<http://www.spiegel.de/sport/fussball/bundesliga-nach-rangnick-ruecktritt-verletzungen-der-seele-bleiben-tabu-a-788026.html> (19.12.2013, ersch. am 23.9.2011).

<http://www.spiegel.de/sport/fussball/erschoepfungssyndrom-schalke-trainer-rangnick-tritt-zurueck-a-787729.html> (19.12.2013, ersch. am 22.9.2011).

http://www.spiegel.tv/filme/ausgebrannt_vom_23.10.2010 (18.12.2013, ersch. am 23.10.2010).

<http://www.sport.de/medien/1ccc1-ecd86-972c-71/rangnick-vor-dem-burnout-war-das-pfeiffersche-druesenfieber.html> (4.6.2014, ersch. am 21.12.2011).

<http://www.stern.de/kultur/buecher/2-interview-miriam-meckel-grenzen-gab-es-fuer-mich-nicht-1550474.html> (23.5.2014, ersch. am 13.3.2010).

<http://www.sueddeutsche.de/leben/miriam-meckel-frau-nimmersatt-und-ihr-burnout-1.11141> (18.12.2013, ersch. am 16.3.2010).

<http://www.sueddeutsche.de/sport/ralf-rangnick-steigt-wieder-ein-zurueck-mit-aufgefulltem-tank-1.1286222> (19.12.2013, ersch. am 17.2.2012).

<http://www.tagesanzeiger.ch/leben/gesellschaft/Wir-brauchen-den-Muessiggang/story/22610653> (23.5.2014, ersch. am 8.3.2010).

http://www.tageswoche.ch/de/2012_08/schweiz/390963 (23.5.2014, ersch. am 24.2.2012).

- <http://www.taz.de/1/archiv/digitaz/artikel/?ressort=ku&dig=2010%2F03%2F17%2Fa0020&cHash=aa715259d7> (18.12.2013, ersch. am 17.3.2010).
- http://www.transfermarkt.de/de/ralf-rangnick/aufeinenblick/trainer_196.html (18.12.2013, lfd. aktualisiert).
- <http://www.welt.de/sport/fussball/article13623429/Fussballtrainer-Ein-Leben-nah-am-Burn-out.html> (12.6.2014, ersch. am 25.9.2011).
- <http://www.welt.de/wissenschaft/article1172161/Langeweile-im-Job-kann-gefaehrlich-sein.html> (22.5.2014, ersch. am 10.9.2007).
- <http://www.westline.de/fussball/schalke04/Schalke-Trainer-Ralf-Rangnick-ist-zurueckgetreten;art2009,674068> (4.6.2014, ersch. am 22.9.2011).
- <http://www.wiwo.de/unternehmen/dienstleister/in-eigener-sache-miriam-meckel-loest-roland-tichy-ab/9862774.html> (9.5.2014, ersch. am 8.5.2014).
- <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2011-12/gastbeitrag-boreout/komplettansicht> (4.2.2014, ersch. am 17.1.2012).
- <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2012-11/burn-out-therapie-hotel-praevention/komplettansicht> (30.1.2014, ersch. am 17.1.2012).
- <http://www.zeit.de/sport/2011-09/schalke-rangnick-ruecktritt> (4.6.2014, ersch. am 22.9.2011).
- <http://www.zeit.de/sport/2012-06/rangnick-redbull-burnout-sportdirektor> (21.2.2014, ersch. am 25.6.2012).





Hendrik Kren

Groundhopping – Zwischen Skurrilität und Kreativität

Der Begriff Groundhopping wird seit Ende der 1980er Jahre benutzt und setzt sich aus den zwei Wörtern ›ground‹ und ›to hop‹ zusammen. Im Englischen werden Fußballstadien als Grounds bezeichnet, Groundhopping lässt sich ins Deutsche mit Stadion-Hüpfen übersetzen. Bei Groundhoppern handelt es sich um Menschen, die möglichst viele Fußballstadien, in denen ein Fußballspiel stattfindet, sehen möchten und dabei nationale Grenzen überschreiten. Groundhopping wird hauptsächlich von Personen aus England, Schottland und Deutschland praktiziert. Vereinzelt sind Groundhopper aus anderen europäischen Ländern aktiv. Inzwischen findet die Zuschreibung als Groundhopper auch bei Eishockeyfans Anwendung.¹

Immer mehr Personen definieren sich heutzutage nicht mehr über ihre produktive Arbeit, sondern über ihre Freizeitbeschäftigung. Das Handeln als Groundhopper stellt hierfür ein sehr gutes Beispiel dar. Im Folgenden untersuche ich, welchen Beitrag Groundhopping für die Identitätsarbeit der Personen leisten kann. Hierzu habe ich Interviews geführt und Quellenmaterial gesammelt. Da die Kontexte flüchtig sind und einem stetigen Wandel unterliegen, kann diese Studie nur zeitdiagnostischen Charakter haben.

Ich habe für diese Untersuchung verschiedene Erlebnisberichte analysiert, die auf von Groundhoppern betriebenen Internetblogs veröffentlicht worden sind. Internetseiten stellen eine wenig verlässliche Quellengattung dar, da die Autorenschaft zumeist nicht exakt bestimmt werden kann (Hengartner 2007: 192f.), die Texte von den Autoren jederzeit modifiziert oder von anderen erweitert werden können und die Seiten je nach Nutzer in ihrer Gestalt differieren können (Rössler, Wirth 2001). Daher habe ich

¹ <http://www.maz-online.de/Lokalsport/Teltow-Flaeming/Tausend-gute-Groende> (19.12.2014). Eishockey Fans, die sich als Groundhopper bezeichnen, sind inzwischen auch mit einem eigenen Internetforum vertreten: <http://www.icehopper.de/wbblite> (22.1.2015).



zur Analyse von Erlebnisberichten, neben den Berichten im Internet, die in der dreibändigen, von Jörg Heinisch herausgegebenen Reihe *Abenteuer Groundhopping* veröffentlichten Berichte herangezogen. Bei den dort veröffentlichten Erlebnisberichten handelt es sich um bereits zuvor in Fanzines veröffentlichte Texte und neue Texte vom Herausgeber Jörg Heinisch und anderen Autoren. Des Weiteren habe ich die mediale Berichterstattung über das Groundhopping mit Hilfe einer Dokumentenanalyse zu erschließen versucht.

Die Grundlage meiner Untersuchung bilden Interviews, die ich mit sieben Groundhoppern geführt habe, welche zum Teil ebenfalls Blogs oder auch Facebookseiten betreiben. Bei der Auswahl meiner Interviewpartner war es mir wichtig, auch Subjekte zur Sprache kommen zu lassen, die sich selbst als Groundhopper bezeichnen, das Hobby jedoch nicht jede Woche ausüben und keine Erlebnisberichte öffentlich publizieren. Auf Wunsch meiner Interviewpartner wurden diese anonymisiert. Meine eigenen Erfahrungen als Groundhopper spielen ebenfalls eine reflektierte Rolle bei der Analyse dieser Freizeitbeschäftigung.²

Geschichte des Groundhoppings und der Groundhopper

England und Schottland

Die Geschichte des Groundhoppings beginnt in den 1970er Jahren. Fußballinteressierte richteten ihr Augenmerk nicht mehr primär auf das stattfindende Fußballspiel, sondern auf das Stadion als Erlebnisort. Die Bezeichnung Groundhopper setzte sich jedoch erst später durch.

Der Brite Geoff Rose schlug im Oktober 1974 im Football League Review vor, eine Krawatte für alle Personen zu produzieren, die die Stadien der Vereine in der Premier League sowie der drei daran anschließenden Ligen, also insgesamt 92 Stadien, besucht haben. Vier Jahre später trat Gordon Pearce mit der Idee, einen Club für Personen zu gründen, die in allen 92

² An dieser Stelle danke ich Dr. Hani Zubida vom Max Stern Yezreel Valley College für anregende Gespräche über die eigene Aktivität als Fan im Forschungsfeld der Fußballfans.

Stadien ein Spiel gesehen hatten, an die damalige Football League heran. Diese nahm seinen Vorschlag positiv auf, der daraufhin große mediale Verbreitung fand. Neben dem *Daily Express*, der *Sun* und dem *Daily Star* warben auch regionale Zeitungen sowie Stadionhefte für den *92 Club*. Im Juni 1978 wurde der *92 Club* gegründet und am 2. September 1978 fand ein erstes Gruppentreffen während eines Fußballspiels von Wigan Athletic statt. Alf und Pauline Small sorgten bereits ein Jahr zuvor, im November 1977, mit dem Besuch aller 92 Stadien für mediale Aufmerksamkeit. Die Mitglieder des *92 Club* beschränkten sich zum Großteil auf Spielbesuche auf den britischen Inseln. Mit bereits 70 besuchten Stadien bestand die Möglichkeit, assoziiertes Mitglied im *92 Club* zu werden – vollwertige Mitglieder mussten jedoch in allen Stadien der ersten vier englischen Ligen ein Spiel gesehen haben. Von den Mitgliedern wurde erwartet, dass diese eine Statistik führen, in der die Stadionbesuche mit Datum, Mannschaften sowie dem Ergebnis und der Zuschauerzahl erfasst waren, jedoch wurde auf eine strenge Nachweispflicht verzichtet (Heinisch 2000: 16ff.).

Der *92 Club* existiert auch heute noch. Daneben gründete sich in Schottland der *38 Club*. Jede Person, die in allen Scottish League Grounds ein Spiel gesehen hat, kann Mitglied in diesem werden (Heinisch 2000: 18). Aktuell müssen 42 Stadien besucht werden, um Mitglied werden zu können.³ Der Name des Clubs wurde jedoch beibehalten.

Deutschland

Viele deutsche Groundhopper reisten bis Ende der 1980er Jahre alleine ins Ausland, um dort Stadien und Fußballspiele zu sehen. Die meisten von ihnen waren in Fanszenen aktiv und berichteten dort von ihren Touren oder besuchten andere Groundhopper, die sie auf ihren Touren kennenlernten – durch diese Art der Vernetzung erfolgte eine erste Kommunikation über Groundhopping in Deutschland. Am 29. November 1992 gründeten neun Fußballfans unterschiedlicher Vereine, anlässlich des Spiels Lazio Rom gegen AS Rom, die Vereinigung der Groundhopper

³ <http://spfl.co.uk> (22.1.2015).

Deutschlands (V.d.G.D.). Die letzte Mitgliederzahl lag 2013 bei 75 Personen.⁴ Im Jahr 2014 wurde die Vereinigung der Groundhopper Deutschlands aufgelöst.⁵ In einem Interview mit der *Märkischen Allgemeinen* vom Juli 2013 berichtete Thomas Schips, der ehemalige Präsident der Vereinigung, dass es angedacht sei, die Arbeit der V.d.G.D. zum Jahresende 2013 aufgrund zu geringen Interesses zu beenden.⁶ Weitere Informationen hierzu werden weder auf Groundhopping-Blogs noch in Groundhopping Foren gegeben.

Die Internetpräsenz der V.d.G.D. besteht weiterhin als eigenständiges Projekt namens *Euoplan-Online* und wird in unregelmäßigen Abständen aktualisiert. Auf dieser Homepage können Interessierte Neuigkeiten zum Fußball und vor allem zu auf Stadien bezogene Themen sowie Informationen und Bilder der einzelnen, dort aufgelisteten Stadien abrufen.⁷

Für jeden Groundhopper, der 300 Grounds laut dem *Groundhopping Informer* (s. u.) oder 30 Stadien in 30 verschiedenen Ländern nachweisen konnte, bestand die Möglichkeit, dieser Organisation beizutreten. Die Anforderungen, die an Groundhopper gestellt wurden, um Mitglied der Vereinigung der Groundhopper Deutschlands zu werden, wurden im Laufe des Bestehens der V.d.G.D. zweimal verändert. Auf diese Weise wurde versucht, die Exklusivität auszutarieren. Von den Anfängen bis ins Jahr 2003 waren 100 Stadien in 10 Ländern erforderlich. Im Jahr 2003 einigten sich die Mitglieder darauf, dass Anwärter in 300 Stadien und 30 Ländern gewesen sein mussten (Heinisch 2004: 15). Die Anforderung wurde jedoch wenig später wieder herabgesetzt, sodass bis zuletzt 300 Stadien oder 30 Länderpunkte ausreichten (Heinisch 2008: 9). Anwärter mussten von

⁴ <http://www.euoplan-online.de/index.php?s=vdgd> (17.6.2013).

⁵ E-Mail Kontakt mit David Zimmer am 19.4.2014. Auch auf mehrfache Nachfrage wurden mir jedoch keine Informationen über die Gründe der Auflösung erteilt.

⁶ <http://www.maz-online.de/Lokalsport/Teltow-Flaeming/Tausend-gute-Groende> (19.12.2014).

⁷ <http://www.euoplan-online.de> (27.5.2014).

einem aktiven Mitglied vorgeschlagen werden. Über die Aufnahme wurde anschließend durch alle Mitglieder in der V.d.G.D. abgestimmt.

Ein Groundhopper kann jedes besuchte Stadion nur einmal zählen, gleiches gilt für Länderpunkte, die beim ersten Besuch eines Fußballspiels im jeweiligen (neuen) Land vergeben werden. Des Weiteren existieren Kontinental- respektive Konföderationspunkte – diese werden beim erstmaligen Spielbesuch auf einem Kontinent beziehungsweise beim Besuch eines Spiels in einem Fußballverband erworben (Heinisch 2004: 16).

In der Satzung der V.d.G.D. waren folgende Ziele vorgegeben:

- »1 Zusammenschluss untereinander befreundeter Groundhopper, die auch außerhalb des eigenen Vereins an Fußballspielen vornehmlich interessiert sind.
- 2 Gemeinsame Touren statt Individualismus.
- 3 Informationen der Mitglieder über Neuigkeiten aus dem Bereich des Hobbys.
- 4 Vereinheitlichung der Zählweisen und Begriffsbestimmungen auf dem Gebiet Groundhopping.
- 5 Ausbau eines Netzes von Kontaktpersonen im Ausland zur Vorbereitung von Touren und zur Information.«⁸

Die Mitglieder sahen in der V.d.G.D. ebenfalls von Vereinsrivalitäten ab. Das Ziel der Vereinheitlichung der Zählweise von Grounds konnte in der V.d.G.D. aufgrund der individuellen Interessen der einzelnen Mitglieder nie durchgesetzt werden, da einige Mitglieder sonst eine hohe Anzahl an Stadion- und Länderpunkten verloren hätten. Die Mitglieder verständigten sich darauf, dass alle Stadien, die im *Groundhopping Informer* verzeichnet sind, gewertet werden (Heinisch 2004: 16ff.). Bei einer Mitgliederabstimmung im Jahr 2006 wurde sich darauf verständigt, dass jedes Stadion zählt, auch wenn dieses nicht im *Groundhopping Informer* verzeichnet ist (Heinisch 2008: 10). Die Mitglieder der V.d.G.D. kamen außerdem überein, dass Stadionpunkte nur durch den Besuch von regulären

⁸ <http://fan-geht-vor.de/pages/cds-und-dvds--hoerbuecher-lieder-groundhopping-futbol-fanatico/abenteuer-groundhopping-buecher-und-hoerbuch/einfuehrung-in-groundhopping.php> (28.8.2015).

Meisterschafts- und Länderspielen erworben werden konnten und die Groundhopping-Tour selbst den Zweck und das Ziel der Reise darstellen musste. Unstimmigkeit herrschte hingegen in dem Punkt, wie lange ein Groundhopper bei einem Fußballspiel anwesend sein musste, damit für ihn dieser Stadionpunkt zählte – für einige Groundhopper reichten 45 Minuten eines Spiels, da dadurch die Möglichkeit gegeben war, in kurzer Zeit einen weiteren Stadionpunkt zu erhalten, während für andere Groundhopper ein Stadion nur zählte, wenn sie das komplette Spiel anwesend waren (Heinisch 2004: 16ff.). Jeder Groundhopper kann sich seine eigenen Regeln schaffen, da das kreative Handeln als Groundhopper ein geistiges Erzeugnis des jeweiligen Subjektes ist. Dementsprechend kann es keine verbindlichen Regeln beim Groundhopping geben.

Bis 2009 erschien vierteljährlich die Mitgliederzeitschrift *Europlan*, die auch für Nichtmitglieder erhältlich war. In dieser Zeitschrift wurden Informationen zu einzelnen Stadien, Spielpläne, Reisetipps und Erlebnisberichte veröffentlicht. Die Herausgabe der Zeitschrift wurde jedoch aus Zeitmangel und der Tatsache, dass sie von den Mitgliedern als nicht mehr zeitgemäß empfunden wurde, eingestellt.⁹

Groundhopping Informer

Der bereits erwähnte *Groundhopping Informer* wird von ehemaligen Mitgliedern der V.d.G.D. herausgegeben. In ihm sind »alle wichtigen Fußballländer der Welt mit ihrer ersten und zweiten Spielklasse (England gar bis zur 7. Liga) und der ›Rest‹ mit seinen Spitzenklubs der jeweils 1. Liga«¹⁰ sowie sogenannte Non-League-Grounds¹¹ verzeichnet. Im *Groundhopping Informer* sind alle Vereine der jeweiligen Liga mit ihrer Anschrift, der Telefon- und Faxnummer sowie der Internetadresse

⁹ E-Mail-Kontakt mit Thomas Schips am 4.6.2012.

¹⁰ <http://www.agon-shop.de/buch-groundhopping-informer-20132014-p-4239.html> (16.4.2014).

¹¹ Als ›Non-League-Grounds‹ werden Fußballstadien mit einer gewissen Tradition und Stadien von ehemaligen Profivereinen, die nicht mehr in den verzeichneten Spielklassen vertreten sind, bezeichnet.

aufgelistet. Ebenso werden der Spielort mit der Stadionadresse und der Zuschauerkapazität angeführt. In einer Spalte neben den Vereinsangaben ist vorgesehen, den Stadionbesuch abhaken zu können. Viele Fußball-interessierte, die nicht Mitglied der Vereinigung der Groundhopper Deutschlands waren, nutzen ebenfalls den *Groundhopping Informer*, um eine Statistik zu führen und/oder Informationen über Stadien zu erhalten.

Groundhopping-App

Große Ähnlichkeit zum *Groundhopping Informer* weist die für Android- und iOS-Smartphones erhältliche Groundhopping-App auf. Die App wurde von norwegischen Fußballfans entwickelt und wird als kostenfreie sowie als Premium-Version angeboten. Nutzer der App können sich in ihr Informationen zu einzelnen Stadien und Ligen anzeigen lassen. Es wird eine digitale Datenbank angeboten, in die alle besuchten Stadien inklusive Datum des Besuchs, dem gesehenen Spiel, dem Ergebnis sowie auf Wunsch auch der Zuschauerzahl eingetragen werden können. In der App wird außerdem aufgelistet, welche Stadien der Nutzer bereits besucht hat, welche Vereine dieser wie oft gesehen hat und welche Ligen komplettiert wurden. Durch diese Statistiken wird ein Ranking, sowohl für die Anzahl der besuchten Stadien und Länderpunkte, der gesehenen Spiele als auch für die einzelnen Stadien und Vereine erstellt. Stadien, die nicht in der Datenbank der App vorhanden sind, werden auf Wunsch der User von den Entwicklern hinzugefügt. Für die Benutzer der App besteht die Möglichkeit, sich in dieser mit anderen Nutzern zu vernetzen – bei Besuch eines neuen Stadions erhalten die Freunde dann eine Mitteilung. Daneben bietet die App auch die Möglichkeit, sich mit Freunden zu messen. Die Anwender der App können sich ferner Spiele bis zur Oberliga im Umkreis ihres derzeitigen Aufenthaltsortes anzeigen lassen.

Kommerzielle Groundhopping Angebote

Mehrere auf Fußballreisen spezialisierte Agenturen bieten Fahrten zu Fußballspielen an. Neben den Angeboten für Fußballreisen werden auch

speziell für Groundhopper entwickelte Angebote vertrieben. Seit 2014 bietet Mark Mauderer mit seiner Agentur *Stadionhopper* Groundhopping-Touren an. Die Teilnehmer besuchen Fußballspiele in Nordrhein-Westfalen, Belgien und den Niederlanden. Hierbei handelt es sich um ein Komplettpaket mit Anreise, Übernachtung und Eintrittskarten.¹² Eine von Mauderer angebotene Tour wurde 2014 von der ARD für einen Fernsehbericht über Groundhopping in der Sendung *Ratgeber – Auto-Reise-Verkehr* begleitet.¹³

Seit 2007 bietet auch die Erdinger Brauerei die sogenannte *Erdinger Groundhopping-Tour* an. Um diese Tour mitmachen zu dürfen, müssen interessierte Personen an einem Gewinnspiel teilnehmen. Die Gewinner unternehmen anschließend eine durch die Erdinger-Brauerei gesponserte Groundhopping-Tour, wobei von Freitag bis Sonntag jeweils ein Spiel besucht wird. Neben den Eintrittskarten für die drei Spiele werden die Gewinner von Erdinger an einem zentralen Ort abgeholt und fahren anschließend mit dem Erdinger Fanbus zu den Spielen – zwei Hotelübernachtungen mit Frühstück sind in dem Gewinn inbegriffen. Der Erdinger Fanbus ist zudem mit Fernsehgeräten, einer Küche sowie einer Zapfanlage ausgestattet.¹⁴ Die *Erdinger Groundhopping-Tour* findet in unregelmäßigen Abständen bis zu vier Mal pro Saison statt – die zunächst letzte erfolgte im Jahr 2015.

Entwicklung eines Groundhoppers

Die meisten Personen, die sich als Groundhopper bezeichnen oder die Zuschreibung als Groundhopper erhalten, schauten zuerst nur die Spiele ihres Lieblingsvereins. Zumeist besuchten sie die Heim- und Auswärtsspiele ihres Vereins und waren oder sind zum Teil immer noch in

¹² Weitere Angebote finden sich unter anderem bei <http://www.fussballtouren.de> (23.1.2015) und <http://www.die-fussballreise.de> (23.1.2015).

¹³ <http://www.daserste.de/information/ratgeber-service/auto-reise-verkehr/sendung/sr/sendung-vom-22062014-stadiontouren-100.html> (28.12.2014).

¹⁴ <http://www.erdinger.de/de/erdinger-weissbier-erleben/events/groundhopping-tour.html#Groundhopping-Tour> (7.11.2012).

der Fanszene des Vereins aktiv. Andere befreundete Fans, die bereits als Groundhopper auftraten, weckten bei diesen Personen das Interesse am Groundhopping. Die Aufmerksamkeit für das Groundhopping wurde ebenso durch die Erlebnisse bei ersten internationalen Spielen mit dem eigenen Lieblingsverein generiert bzw. dadurch, dass die Personen sich andere Fanszenen anschauen wollten.

»[...] in dem Stadion waren, denk ich mal so, 15 andere Groundhopper, die aus Osnabrück, Oldenburg, Braunschweig, Kiel eben, aus den wildesten Ecken irgendwie Deutschlands kamen und das hat mich irgendwie fasziniert. Denn hatten die ersten auch schon selbstgemachte Fanzines dabei äh über diese Spiele, die sie waren hatten sie berichtet, eben geschrieben, was sie da erlebt haben und das hat mich irgendwie interessiert [...]« (Interview Peter, 6.8.2012).

Einer meiner Interviewpartner sagte, dass es bei ihm damit begann, ein zwei Tage geltendes Wochenendticket effektiver ausnutzen zu wollen. Statt nur einem Spiel besuchte er zwei Spiele in zwei unterschiedlichen Stadien. Damit fing für ihn das Groundhopping an.

Platzierung im Stadion

Viele Groundhopper nehmen in den Stadien bewusst Plätze auf der Haupttribüne oder der Gegengeraden ein, da sie der Ansicht sind, dass sie als neutrale Beobachter, die von vornherein keine Sympathien zu einem der Vereine hegen, in den Kurven deplatziert wären:

»Ich versuch immer neutral zu sitzen... das is so für mich eigentlich Ansage, also im Fanblock hab ich da nichts zu suchen und joa, deswegen sitz ich neutral« (Interview Markus, 21.11.2012).

Diese eigene Sichtweise der Groundhopper deckt sich mit dem unter Fußballfans weit verbreiteten Standpunkt »Hopper aus der Kurve« (Interview Max, 29.6.2012). In vielen Fanszenen werden Groundhopper, sofern sie sich in der Fankurve aufhalten, von aktiven Fans sehr schnell als Szenen-Fremde wahrgenommen. Aufgrund dessen kann es für Groundhopper gelegentlich zu Problemen vor Ort kommen und viele bevorzugen daher,

wie eben aufgezeigt, die Haupttribüne oder die Gegengerade. Einer meiner Interviewpartner sah sich bei einer Groundhopping-Tour in Polen gezwungen, den Block zu verlassen, da hinter ihm mehrere vermummte Personen auftauchten, die ihn offenbar als Szenen-Fremden und dazu Deutschen identifizierten (Interview Max, 29.6.2012). Allerdings bevorzugen einzelne Groundhopper bei Spielen, deren Eintrittskarten besonders teuer sind, Plätze in der Heim- oder Gästekurve, da die Karten für diese Bereiche in der Regel günstiger zu erwerben sind. Auch bei Vereinen, die von ihnen nicht geschätzt werden, versuchen sie Karten für die Gästekurve zu bekommen.

»[...] ich hab auch mal als Frankfurt, also HSV gegen Frankfurt gespielt hat, hab ich mich dann oben in die Kurve bei Frankfurt gestellt, ich würd mich natürlich nie unten reinstellen, da irgendwie Fotos machen oder so, weil dann müsste ich schon riskieren, dass ich da nicht freundlich behandelt werd und ähm ja...is halt man man muss halt manchmal son bisschen äh, wenn man als Fremder auffällt, aufpassen [...]« (Interview Max, 29.6.2012).

Im Gegensatz zu anderen Besuchern von Fußballspielen ist bei Groundhoppern eine Tendenz zu beobachten, Spiele nur teilweise zu besuchen, um das Stadion beziehungsweise den Fußballplatz abhaken zu können – hierbei haben weder das Stadion, der Fußballplatz noch das Spiel für sie eine Bedeutung.

»Also bei mir ist es so, ich geh nach den Stadien. Von mir aus kann auch die 2. Mannschaft spielen, die Frauen, die Altherren, das is mir völich egal. Hauptsache da ist mindestens 45 Minuten in dem Stadion ein Spiel, weil es geht ja hauptsächlich um das Stadion und nich um den Verein« (Interview Peter, 6.8.2012).

Andere Groundhopper suchen sich wiederum die Stadien gezielt nach den dort stattfindenden Fußballspielen oder den jeweiligen Fankurven aus. Auch wenn viele Groundhopper versuchen als neutraler Beobachter der Spiele vor Ort aufzutreten, reisen einige Groundhopper zum Teil schon mit Sympathien für eine der beteiligten Mannschaften zum ausgewählten Spiel.

Die Berichterstattung über Groundhopping und Groundhopper

Viele Personen veröffentlichen auf Blogs und in Fanzines Erlebnisberichte ihrer Touren. Die Fanzines werden meist in geringer Auflage herausgebracht und können persönlich beim Herausgeber oder über das Internet erworben werden.¹⁵ Neben den Fanzines und Blogs existieren auch verschiedene Groundhopping-Foren, in denen Einzelne Mitfahrgelegenheiten für geplante Touren anbieten beziehungsweise suchen.¹⁶

Unterschiedliche, regelmäßig erscheinende Fußball-Zeitschriften, wie beispielsweise in Deutschland *11 Freunde – Magazin für Fußballkultur* oder die österreichische Zeitschrift *Ballesterer fm – Magazin zur Erweiterung des Fußballhorizonts* berichten monatlich in ihren Ausgaben auf mehreren Seiten über Groundhopping Erlebnisse.¹⁷ In den in der Fachpresse abgedruckten Erlebnisberichten über Groundhopping-Touren und Stadionbesuche beschreiben Groundhopper ihre eigenen Erlebnisse vor Ort. Im Fokus dieser Berichte steht das Erleben des Stadions, der Fanszenen und des Spiels. Des Weiteren werden vereinzelt auch Groundhopper direkt von den Reportern der Fachpresse auf ihren Reisen begleitet, wie im Fall von Carlo Farsang auf einer Tour zum Polarmeer. Über diese Groundhopping-Tour entstand ein mehrseitiger Bericht für *11 Freunde* sowie ein Onlinebericht.¹⁸ In den letzten Jahren nahm das mediale Interesse am Groundhopping und an Groundhoppern zu. Bis zur Fußball-Europameisterschaft 2012 berichteten Zeitungen, Zeitschriften, Fernsehen und das Radio außerhalb der

¹⁵ Viele Fanzines können beim NOFB Shop erworben werden: http://www.nofb-shop.de/buchhandlung/magazine-hopping-c-2_32.html?osCsid=595ab84382e43881928a87c35bfe6415 (17.4.2015).

¹⁶ Zum Beispiel das Groundhopping-Forum <http://groundhopping.kostenloses-forum.be/> mit derzeit 1142 registrierten Benutzern (24.1.2015).

¹⁷ Ich habe diese beiden Magazine ausgewählt, da diese die höchste Auflage im deutschsprachigen Raum haben.

¹⁸ *11 Freunde – Magazin für Fußballkultur* Ausgabe 130, Sept. 2012 und <http://www.11freunde.de/artikel/best-2012-mit-deutschlands-bekanntestem-groundhopper-am-polarmeer> (5.2.2014).

Fachpresse nur sehr selten über Groundhopping. Das Deutsche Sportfernsehen zeigte 1998 in der Reihe *DSF Reportage* eine Dokumentation über Groundhopping. Ein Reporterteam begleitete fünf Groundhopper auf einer Tour durch Tschechien und einen in Duisburg wohnenden Nottingham Forrest-Fan auf seinen Reisen und bei dem Besuch von Stadien. Des Weiteren waren einer der Hauptprotagonisten dieser Reportage und ein weiterer Groundhopper 2005 bei der Talkshow *Wat is – Jetzt neu!* mit Jürgen von der Lippe zu Gast. Durch die Fußball-Europameisterschaft 2012 in Polen und der Ukraine stieg die mediale Aufmerksamkeit für dieses Hobby auch außerhalb der Fachpresse und es entstanden mehrere Radio- und Fernsehdokumentationen zu diesem Thema.¹⁹

...aber was ist ein Groundhopper?

Bislang wurde gesagt, dass es Groundhopper gibt und sie über eigene Märkte verfügen, aber letztlich muss gesagt werden, dass Groundhopper nicht mehr als eine Konstruktion sind. Die Konstruktion eines Groundhoppers wird zum einen durch die Medien geschaffen und zum anderen durch die Personen, die sich selbst als Groundhopper bezeichnen. Die mediale Konstruktion kann negativ als auch positiv sein, wie zu zeigen sein wird. Die Selbstkonstruktionen richten sie immer, ob gewollt oder ungewollt, an den von Außen herangetragenen Konstruktionen aus. Im Folgenden untersuche ich, wie die medialen Konstruktionen aufgebaut werden, wie die Personen sich selbst sehen und sie sich zu den medialen Konstruktionen positionieren. Im Fokus steht hierbei ebenfalls, wie der Kampf um Bedeutungen ausgefochten wird.

¹⁹ Im Zusammenhang mit der Europameisterschaft 2012 sind unter anderem folgende Dokumentationen entstanden: *Menschen. Vom Glück des Stadion-Sammelns – der hessische Groundhopper Thorsten Mankel* (HR-Info 2012), *Verrückt nach Fußball – Groundhopping in Polen und der Ukraine* (ZDF-Info 2012).

Mediale Konstruktion eines Groundhoppers

Ein Groundhopper...

...ist süchtig

Im medialen Diskurs wird ein Groundhopper zumeist als eine süchtige Person beschrieben. Die Analogie von Sucht und Krankheit nutzen Redakteure, um Groundhoppern gesellschaftlich abweichendes Verhalten zuzuschreiben. Die Verbindung zu einer Erkrankung wird in der Radioreportage *Stadion der Sucht* zugleich mit dem Titel hergestellt. Ähnliches zeigt sich zu Beginn der *DSF Reportage*, in der die Stimme aus dem Off dem Zuschauer erklärt, dass Groundhopper Personen seien, die »immer auf der Suche nach dem nächsten Kick« (DSF 1998) sind und »Leute, die scheinbar sinnlos Stadien und Sportplätze sammeln« (DSF 1998). Die Zuschreibung als Süchtiger wird außerdem dadurch konstruiert, dass in fast allen Reportagen erwähnt wird, dass das durch lohnabhängige Arbeit erworbene ökonomische Kapital zumeist vollkommen in das Hobby reinvestiert wird (WDR o. J., WDR 2005). Ähnliches ist bei einem Suchtkranken zu beobachten, der sein Geld für seine Sucht aufwendet.

...hat sein Leben dem Hobby verschrieben und hat keine Zeit für eine Partnerschaft

Aufbauend auf den Zuschreibungen des Suchtkranken wird im medialen Diskurs ebenfalls das Bild eines Groundhoppers konstituiert, für den das Hobby zum Lebensinhalt geworden ist. Um hervorzuheben, dass das Hobby der Lebensinhalt dieser Personen ist, wird in fast allen Berichterstattungen auf das Thema Groundhopping und Partnerschaft Bezug genommen. Die Medien kreieren hierbei die Vorstellung, dass das Hobby unvereinbar mit einer Partnerschaft ist, da man das Hobby keiner Frau zumuten kann (WDR o. J.), Groundhopper aufgrund des Hobbys allzeit keine/n Partner/in an ihrer Seite haben (HR-Info 2012) oder Groundhopper an jedem Stadion eine Frau haben müssten beziehungsweise sexuell gar nicht interessiert seien (WDR 2005).

...hält einen neuen Stadionpunkt für das Wichtigste im Leben

Gleichsam stellt ein neuer Stadionpunkt für Groundhopper das Wichtigste in ihrem Leben dar. Dieses Bild eines Groundhoppers wird u. a. dadurch konstituiert, dass die Stimme aus dem Off in der ZDF-Info Dokumentation berichtet, dass die Laune von Groundhoppern sofort falle, wenn keine neuen Stadien besucht werden können. Passend zu der Aussage werden die Protagonisten eingeblendet, die offensichtlich schlecht gelaunt über einer Landkarte sitzen, um doch noch ein Spiel ausfindig zu machen. Auf den Touren bilden kurze Stopps mit »Pflichtlektüre« (DSF 1998) von Sportzeitungen ein wichtiges Kriterium, da die Groundhopper immer auf dem aktuellsten Stand sein müssen, denn bei Spielabsagen sei »von fröhlicher Stimmung [...] bei den Groundhoppern nichts zu sehen« (DSF 1998). Wenn weniger Spiele angefahren werden können als ursprünglich geplant, ist die Rede von einem »verkorksten Wochenende« (DSF 1998). Zugleich wird bei der Einblendung von Spielszenen oder Zuschauern stets betont, dass ein Groundhopper als neutraler Beobachter des Spiels fungiert, dem es nur um möglichst viele Stadionpunkte geht. Groundhopper werden im medialen Diskurs ebenfalls oft als ruhe- und rastlose Menschen beschrieben, für die das Reisen jedoch nur Mittel zum Zweck ist: im Vordergrund steht immer das Erleben von neuen Stadien (ZDF-Info 2012, WDR o. J., DSF 1998, HR-Info 2012). Durch die bildliche und sprachliche Vermittlung der Reisen wird gezeigt, dass »Sightseeing [...] oft nur ein Abfallprodukt des Hoppens« (ZDF Info 2012) ist. Diese und ähnliche Aussagen verdeutlichen den Stellenwert eines neuen Stadionpunktes im Leben eines Groundhoppers zusätzlich und helfen dabei das Bild eines Groundhoppers zu konstruieren, für den das Hobby den Lebensinhalt darstellt.

...rechtfertigt Entbehrungen für das Hobby

Hiermit geht gleichzeitig die Konstruktion eines Groundhoppers einher, der viele Entbehrungen für seinen Lebensinhalt auf sich nimmt und somit eine Art asketisches Leben führt. Dieses Bild wird zum Großteil darüber konstruiert, dass über die Art des Reisens referiert wird. In den Reportagen

wird dies durch Aussagen über unbequemes Reisen mit fünf Personen in einem Kleinwagen (DSF 1998), wenig bis gar keinen Schlaf (WDR o. J.), Übernachtungen auf dem Flughafen (ZDF-Info 2012, HR-Info 2012) oder auf dem Hostel Boden (WDR o. J.) konstruiert. Dieses Bild wird zusätzlich dadurch verstärkt, dass in verschiedenen Reportagen betont wird, dass die erwachsenen Protagonisten noch bei ihrer Mutter wohnen, um mehr Geld für das Hobby zur Verfügung zu haben (WDR o. J., DSF 1998, WDR 2005).

...ist eine höchst kreative Person

Im Gegensatz zur massenmedialen Konstruktion eines Groundhoppers mit zum Teil negativen Zuschreibungen wird in der Berichterstattung der Fachpresse ein positives Bild eines Groundhoppers als höchst kreative Person erzeugt. Die in *11 Freunde* veröffentlichten Erlebnisberichte von Groundhopping-Touren nehmen inklusive eines oder mehrere Fotos jeweils eine halbe Seite des Heftes ein. Insgesamt stellen die Berichte zumeist einen vierseitigen Abschnitt des Magazins mit dem Titel *Auswärtsspiele* dar. Die hier veröffentlichten Bilder zeigen zum Großteil die Fans oder das besuchte Stadion und unter diesem finden die Leser Angaben dazu, welches Spiel, in welchem Land, welcher Stadt und welchem Stadion besucht wurde. Des Weiteren sind hier die Zuschauerzahl, die Liga, das Ergebnis und das Datum des Spiels vermerkt. Groundhopper können ihrer Erlebnisberichte per E-Mail an die Redaktion des Magazins schicken. In der Sektion *Groundhopping* präsentiert die Zeitschrift *Ballesterer fm* auf drei Seiten zumeist fünf Erlebnisberichte von Groundhopping-Touren. Die Autoren der einzelnen Erlebnisberichte sind keine ständigen Mitarbeiter des Magazins, werden jedoch als (freie) Autoren auf der Homepage des Magazins gelistet.²⁰ Die hier veröffentlichten Erlebnisberichte enthalten ebenfalls ein Foto sowie Angaben zum Spiel und den Namen des Stadions. Die in *11 Freunde* abgedruckten Erlebnisberichte beschränken sich inhaltlich oft auf das Spiel sowie die Fans und die Vereine. Die Berichte in *Ballesterer fm* sind

²⁰ <http://www.ballesterer.at/ueber-uns/team/team.html> (27.6.2015).

hingegen ausführlicher und enthalten meistens auch Erlebnisse von der Fahrt, vom Kartenkauf und Informationen über die Verpflegung vor Ort. Die hier veröffentlichten Erlebnisberichte besitzen dadurch, dass nicht nur die Stadien und die Spiele beschrieben und auch Bilder abseits der Stadien oder der Fans veröffentlicht werden, eine große Ähnlichkeit zu zeitgenössischen Reiseberichten. Durch diese Art der Berichterstattung wird Groundhopping als ein vielfältiges Hobby dargestellt, bei dem durch die Reisen auch verschiedene und für den Leser interessant wirkende Erlebnisse abseits des Stadions eine wichtige Rolle spielen. Dieses Bild eines höchst kreativen Groundhoppers, der einem erlebnisreichen Hobby nachgeht, kann den Leser anregen, selbst eine Groundhopping-Tour unternehmen zu wollen.

Selbstkonstruktionen als Groundhopper

Die gerichtete Leidenschaft und die Wertigkeit des Hobbys

In der massenmedialen Berichterstattung wird durch die aufgezeigten negativen Zuschreibungen das Bild eines Groundhoppers konstruiert, der einem skurrilen und sinnfreien Hobbys nachgeht. Zugleich wird den Personen durch diese Zuschreibungen abseits der Fachpresse aberkannt, dass sie das heutzutage gültige gesellschaftliche Anforderungsprofil des Kreativimperativs erfüllen (Reckwitz 2014: 10). Die Zuschreibung als nicht-kreativ kann gleichzeitig für Außenstehende einen Mangel an Authentizität und Individualität signalisieren (Reckwitz 2014: 347). Die Subjekte sind folglich dazu gezwungen, sich hierzu zu positionieren: dies geschieht, indem die Personen sich selbst sprachlich, symbolisch und materiell nach innen und außen darstellen – sie gestalten ihr Selbst virtuos.²¹ Sie entwickeln dementsprechend Strategien, um sich zu den Zuschreibungen zu positionieren und richten ihre Selbstkonstruktion bewusst oder unbewusst hieran aus.²²

²¹ Zum Begriff der Virtuosität siehe Virno 2008 und Schmidt 2013.

²² Das Stigma-Management ist ein Prozess, der überall stattfindet, wo es Identitätsnormen gibt (Goffman 2012: 160f.).

Indem der Einzelne seine emotionale Spannung auf das Hobby richtet, stattet er dieses mit einer Wertigkeit aus und ist in der Lage seine Selbstkonstruktion entsprechend auszurichten – andere Emotionen treten dagegen in den Hintergrund oder werden ganz aufgehoben. Der allgemeine Spannungszustand wird durch die homöostatische Funktion des Gefühls geregelt. Die auf das Groundhopping gerichtete Spannung kann wiederum eine neue auf die Fanszene, Spieler oder die Vereine gerichtete erzeugen (Heller 1981: 57-59). Die gerichtete Spannung entwickelt sich bei diesem Hobby zu einer Leidenschaft, indem sie Einfluss auf die komplette Persönlichkeit hat. Andere Emotionen treten bei einer Leidenschaft folglich in den Hintergrund, sodass ich von gerichteten Leidenschaften ausgehe (Heller 1981: 148f.). Jeder Mensch besitzt dementsprechend mehrere gerichtete Leidenschaften, die auch in Konkurrenz zueinander treten können.

Die Subjekte richten ihre Leidenschaft auf das Groundhopping und streben dadurch gleichzeitig nach ihrem persönlichen ›self-growth‹ – sie versprechen sich vom Groundhopping einen wichtigen Beitrag zur eigenen Selbstkreation (Reckwitz 2010: 587ff.). Die gerichtete Leidenschaft stellt folglich ein konstitutives Moment beim Groundhopping dar, indem sie im Sinne Alois Hahns als Generator (Hahn 1987: 12) für die Ausbildung der Selbstkonstruktion fungiert. Durch die einzelnen gerichteten Leidenschaften nehmen sie eine Wertigkeit der eigenen Handlungen sowie der Handlungen anderer Subjekte vor. Sie richten durch die zugeschriebenen Wertigkeiten ihr Handeln auch auf andere aus. Die Bindungen zwischen den einzelnen Subjekten beschreibt Norbert Elias als Valenzen (Elias 1991: 11f.).

Durch das valente Handeln richtet der Einzelne seine Handlungen folglich an den von außen herangetragenen Konstruktionen eines Groundhoppers aus. Im Folgenden zeige ich auf, wie sich der Einzelne bewusst oder unbewusst hierzu positioniert.

Die Wirkung des medialen Groundhoppers auf die Selbstkonstruktion

Die Personen, die sich als Groundhopper bezeichnen, positionieren sich somit zu den unterschiedlichen medialen Konstruktion eines Groundhop-

pers. Dies erfolgt auf verschiedene Art und Weise. Die Protagonisten der einzelnen Sendungen beziehen zur Zuschreibung als Suchtkranker zumeist direkt Stellung und sehen sich selbst zwar als süchtig an, beschreiben diese Sucht aber im Gegensatz zu den Reportern und/oder der Stimme aus dem Off als positiv:

»Natürlich bin ich süchtig, aber ich glaube die Sucht ist positiv und nicht irgend wie so, dass man jetzt meinen müsste, der Junge ist total durchgeknallt und krank« (HR-Info 2012).²³

Andere Personen hingegen greifen ebenfalls die Konstruktion eines Süchtigen auf, vergleichen das Hobby selbst mit einer Sucht, führen aber in ihren Erklärungen dazu Aspekte an, die sich mit dem Bild eines Suchtkranken decken. Für diese besitzt die Befriedigung der Sucht beziehungsweise das Engagement fürs Hobby fast unabhängig von anderen Verpflichtungen oberste Priorität. Dieses Handeln ist als wertrational zu betrachten (Hitzler, Niederbacher 2010: 187):

»[...] aber diese Sucht ein neues Stadion zu sehen, treibt einen eigentlich schon so, dass man ähm joa die Freizeit so gestaltet oder eben Familienangelegenheiten so lenkt, dass man eben am Wochenende Zeit hat« (Interview Peter, 6.8.2012).

Die Unvereinbarkeit des Hobbys mit einer Partnerschaft wird in den Reportagen zum Teil auch von den einzelnen Protagonisten selbst thematisiert. Diese positionieren sich jedoch unterschiedlich zu dieser Konstruktion eines Groundhoppers. Einzelne Personen festigen dieses Bild durch ihre dortigen Aussagen:

»Wenn mir jetzt nen Mädal sacht so, die möcht' gern samstags mit mir ins Kino gehen, geht natürlich so ne Tour wie heute vor, weil ich sach ma, was mir der Fußball gibt, das kann mir keine Frau geben« (Marcel Göd, DSF-Reportage – Die Groundhopper).

²³ In der Sendung werden zu Beginn mehrere Aussagen von unterschiedlichen Personen aufgegriffen. Diese Aussage stammt von Jens-Uwe Hanssen.

Eine ähnlich radikale Position vertrat Carlo Farsang in einer Phase seines Lebens, in der er sich exzessiv seinem Hobby widmete. Seinen damaligen Standpunkt machte er in einem in der Reihe *Abenteuer Groundhopping* veröffentlichten Interview von 1999 deutlich:

»Ich mache diesen Kompromiß nicht mehr: Arbeit oder Fußball. Fernsehsender oder Fußball. Frau oder Fußball. Für mich gibt es nur noch das eine: Fußball! Diese Einschüchterung, daß man heute froh sein muß, einen Arbeitsplatz zu haben – die wirkt bei mir nicht. Ich habe nicht dieses Sicherheitsdenken. Wenn ich mir ein Ziel gesetzt habe, ich muß dahin, dann werde ich auf Biegen und Brechen versuchen, da hinzukommen« (Heinisch 2000: 48).

Eine weniger radikale Position nimmt Jens-Uwe Hanssen in der Talkshow *Wat is – Jetzt neu!* ein. Dort berichtet er, dass er eine Freundin habe und mit dieser das Hobby öfters gemeinsam ausübe, sofern es zeitlich passe. Da seine Freundin auch noch das Makel einer Dauerkarte für Schalke 04 habe, gehen beide dem Hobby nur zusammen nach, wenn kein Spiel von Schalke stattfindet (WDR 2005).

Eine konträre Position zu diesem Bild eines Groundhoppers vertreten zwei meiner Interviewpartner, die miteinander verheiratet sind und das Hobby gemeinsam ausüben. Indem beide Erlebnisberichte für ihren gemeinsamen Blog schreiben und auch auf den dort veröffentlichten Fotos öfters zusammen auftreten, richten sie, auch wenn ungewollt, ihre Selbstkonstruktion an medialen Zuschreibung der Unvereinbarkeit des Hobbys mit einer Partnerschaft aus.

Einige Personen konstituieren ihr Selbst entsprechend dem medial erzeugten Bild eines Groundhoppers, dass das Hobby ihren Lebensinhalt darstellt beziehungsweise ein neuer Stadionpunkt das wichtigste im Leben sei. Sie greifen diese Position in ihren Erlebnisberichten auf und reproduzieren hiermit die medial geschaffene Konstruktion. 1997 und 1998 verbrachte Carlo Farsang mehrere Monate in Südamerika, in denen er sich intensiv dem Groundhopping widmete. Für die jeweiligen Stadion- und Länderpunkte nahm er große Entbehrungen und viele Strapazen auf sich, diese bewältigte er jedoch, wie seinem Erlebnisbericht zu entnehmen ist, alle mit dem Ziel seiner Selbstverwirklichung:

»Das ist der Moment, für den ich lebe. Stundenlang stehe ich an einer einsamen Landstraße, warte geduldig auf eine Mitfahrgelegenheit. Dabei schikanieren Hunger und Durst meinen leeren Körper, und die Sonne brennt rücksichtslos in mein Gesicht. Erschöpft steige ich in einen Nachtbus, und wieder warten unendliche Stunden auf mich. Das Kreuz spürt den Schmerz nicht mehr. Die Waden sind voller Wasser, und das verschwitzte T-Shirt klebt auf der Haut, an Schlaf ist nicht zu denken. Nach 23 Horror-Stunden steige ich, (reif für den Psychiater) aus dem Bus. Nur noch 3 km bis zum Stadion. Meine Füße sind sehr müde, doch ich gehe weiter und weiter. Erblicke den ersten leuchtenden Flutlichtmasten in der Abenddämmerung, spüre wie mein Puls von Minute zu Minute schneller schlägt. Nun nehme ich die letzte Hürde vorbei an den Ordnern und stehe wieder einmal im Innenraum einer großartigen Arena. Atme die verbrannte Luft der Bengalos. In meinen Augen spiegelt sich ein prächtiges Fahnenmeer, und ich höre den unverkennbaren Klang von hunderttausend fanatischen Kehlen... ›Ool .. la .. la .. la«. Meine Knie sind butterweich, und immer wieder geht ein eiskalter Schauer über meinen Rücken. Das ist der Moment, für den ich lebe: Finale Copa Merkursur am Mittwoch, 16. Dezember 1998 mit Cruzeiro – Palmeiras 2:1, live aus Belo-Horizonte« (Heinisch 2000: 109f.).

Allerdings haben sich Carlo Farsangs Wertigkeiten im Leben, nachdem er seine spätere Ehefrau kennenlernte, verschoben – das Groundhopping spielt zwar immer noch eine wichtige Rolle, jedoch ist er inzwischen als selbstständiger Unternehmer tätig (Heinisch 2008: 272ff.) und besucht nur noch durchschnittlich 50 Fußballspiele pro Jahr.²⁴ Carlo Farsang unternimmt diese Groundhopping-Touren zumeist immer noch allein, da er andere Groundhopper als »Ballast« bezeichnet – nur seine Frau darf ihn auf seinen Touren begleiten.²⁵

Eine ähnlich radikale Position vertritt einer meiner Interviewpartner, der ebenfalls in einer festen Beziehung ist. Das Hobby nimmt in seinem Leben neben seiner Ehe einen sehr hohen Stellenwert ein:

²⁴ <http://www.11freunde.de/artikel/best-2012-mit-deutschlands-bekanntestem-groundhopper-am-polarmeer?page=1> (5.2.2014).

²⁵ <http://www.11freunde.de/artikel/best-2012-mit-deutschlands-bekanntestem-groundhopper-am-polarmeer> (5.2.2014).

»Joa, wahrscheinlich n' viel zu große (lacht) also ähm ja das Ding is einfach, wenn ichs könnte ähm vom Finanziellen her, würd' ich jeden Tag unterwegs sein [...]« (Interview Max, 29.6.2012).

Mit dieser Aussage entspricht er dem medialen Bild eines Groundhoppers, dass dieser sein akkumuliertes ökonomisches Kapital auch direkt wieder in das Hobby reinvestiert.

Trotz der radikalen Positionierung einiger Personen, die zum Teil den medialen Konstruktion eines Groundhoppers entsprechen, besitzt das Hobby für viele einen Rand des Rahmens im Sinne Erving Goffmans, mit dem dieser in Relation zu anderen Rahmen und Tätigkeiten steht (Goffman 1980: 276). Einer meiner Interviewpartner erachtet es als wichtig, dass er Kontakte außerhalb des Fußballs pflegt und auch anderen Aktivitäten nachgeht (Interview Michael, 29.6.2012), weitere meiner Interviewpartner schreiben ihrer Arbeit, ihrem Studium und ihrer Beziehung ebenfalls eine höhere Wertigkeit als dem Groundhopping zu (Interview Andrea, 29.6.2012; Interview David und Stephan, 23.7.2012).

Die auf das Groundhopping gerichtete Leidenschaft spielt nicht nur in der Funktion als Konstrukteur einer Wertigkeit, sondern auch beim Stadionbesuch eine entscheidende Rolle. Die Befriedigung der gerichteten Leidenschaft beim Stadionbesuch hat gleichzeitig eine Rückwirkung auf die Ausstattung des Hobbys mit einer Wertigkeit. Indem die Subjekte ihre Spannung beziehungsweise ihre Leidenschaft auf das Hobby richten, statten sie es gleichzeitig mit einer sehr hohen Wertigkeit aus. Sie streben mit Hilfe dieser Freizeitaktivität ihre eigene Selbstverwirklichung – ihre soziale Homöostase²⁶ – an (Heller 1981: 53-60).

²⁶ Heller bemerkt, »[d]ie Regulierung der anthropologisch-sozialen Homöostase schließt selbstverständlich die biologische Homöostase mit ein, aber es gibt keine noch so primitive Gesellschaft, in der die erstere nicht breiter angelegt und vielschichtiger wäre als die letztere« (Heller 1981: 53).

Der Stadionbesuch – zwischen Leidenschaft und Analyse

Die Subjekte befriedigen die auf das Fußballstadion gerichtete Leidenschaft durch das Sammeln möglichst vieler Stadien. Das Sammeln von Fußballstadien und Erlebnissen stellt für sie somit einen wichtigen Beitrag zur Erreichung der eigenen inneren Harmonie dar. Die meisten Personen bewahren die Eintrittskarten als Beweis ihres Stadionbesuchs auf. Die Eintrittskarten können gleichzeitig als Semiophoren fungieren, indem diese im eigentlichen Sinne inzwischen nutzlosen Gegenstände von ihnen mit Bedeutungen aufgeladen werden (Pomian 1988: 49f.). Viele können anhand von Eintrittskarten besondere Erlebnisse der Tour ausführlich beschreiben. Sie befriedigen die auf Fußballstadien gerichtete Leidenschaft ebenfalls durch das Erleben der Atmosphäre vor Ort. Unter Atmosphäre wird nach Gernot Böhme folgend die Beziehung zwischen den Umgebungsqualitäten und dem menschlichen Befinden verstanden (Böhme 1995: 22f.). Das Erfassen einer Atmosphäre erfolgt auf der einen Seite durch die Umgebung, welche selbst eine Stimmungsqualität ausstrahlt, sowie auf der anderen Seite durch das Subjekt, das mit seiner Befindlichkeit an dieser Stimmung teilhat – die Atmosphäre wird somit intuitiv aufgenommen (Böhme 1996: 95f.).

Beim Groundhopping muss zwischen zwei unterschiedlichen Empfindungsweisen der Atmosphäre unterschieden werden. Zum einen nehmen die Personen die Atmosphäre, die vom Spiel und den Fans sowohl vor als auch während des Spiels ausgeht, in sich auf und zum anderen die Atmosphäre, die vom Stadion ausgeht.

Die Leute nehmen immer als erstes den Raum selbst wahr. Durch das Atmosphärische, das vom Raum ausgeht, ist es möglich, dass die Personen, die Einzelheiten und Unterschiede vor Ort erkennen:

»[...] in Deutschland ist es so, die Leute kommen, das Stadion öffnet zwei Stunden vor Beginn, die Leute sind zwei Stunden vorher da! Essen, trinken, geben ihre hundert Euro aus für für ähm Kulinarisches, gucken dann Fußball und gehen nachm Spiel nach Hause. In England is es so, da kommen die Leute ins Stadion wenn die Mannschaft aufläuft, die essen vorher an der Straße was, trinken da ihr Bier und gehen dann rein, äh in Skandinavien ist es genau-

so, zum Anstoß gehen sie rein so, dieses ähm ja eben dieses Verhalten, diese anderen Fußballkulturen, das ist schon mal interessant [...]« (Interview Peter, 6.8.2012).

Die in dieser Interviewpassage angesprochenen Unterschiede werden von anderen Besuchern des Fußballspiels nicht bewusst wahrgenommen und diese messen den Unterschieden auch keine hohe Wertigkeit bei. Für Einige spielt es eine zentrale Rolle in ihrem Erleben vor Ort, wie sie woanders aufgenommen werden (Interview Andrea, 29.6.2012). Das Empfinden der dortigen Atmosphäre durch den Einzelnen und seine Mitreisenden nimmt somit eine zentrale Stellung bei einem Spielbesuch ein.

Eine ebenso wichtige Rolle kommt dem Erleben der Atmosphäre während des Spiels zu. Viele Groundhopper sehen sich als neutrale Beobachter der Spiele, da sie für keine der spielenden Mannschaften Sympathie hegen. Dieses Bild wird auch in der medialen Berichterstattung von außen an sie herangetragen. Konträr zu dieser Konstruktion eines Groundhoppers steht die Tatsache, dass der Einzelne teilweise auch durch die Stimmung im Stadion emotional beeinflusst wird und dadurch mit einer der spielenden Mannschaften sympathisiert, wie das Beispiel vom Spielbesuch bei Galatasaray Istanbul von Stephan und David zeigt:

»Und bei Galatasaray, da haste einfach keine andere Chance gehabt nicht für Galatasaray zu sein, weil da son Enthusiasmus im Stadion war, was äh, wenn du nicht mit aufgesprungen wärst, gleich aufgefallen wärst (lacht)...« (Interview David, 23.7.2012).

Neben der Atmosphäre, die von den Menschen vor Ort ausgeht, spielt die Atmosphäre der Gebäude (Böhme 1996: 97), der Stadien, der Stadionsplätze etc. ebenfalls eine wichtige Rolle bei der Befriedigung der auf das Groundhopping gerichteten Leidenschaft.

»[...] und genauso in Hamburg [...] Altona 93 [...] da is natürlich das alte rotte Stadion, die ganze Geschichte, die hinter dem Verein steht [...] ich sach ma so n' Imtech Arena, die kann sich auch jeder...neue Verein dahin stellen, [...] und wenn ich halt da n' Stadion hab was, wo du noch erkennst okay, die Haupttribüne is aus den 50ern und die is groß und das Stadion is schön, ja gut

dann muss dieser Verein irgendwo n' Geschichte haben, sonst hätte er dieses Stadion nich und das is das was mich fasziniert« (Interview Max, 29.6.2012).²⁷

Max ist, anders als bei modernen Stadien, von der Architektur alter Stadien sowie der Geschichte hinter dem jeweiligen Verein ergriffen.²⁸ Anhand dieser Interviewpassage wird deutlich, dass eine Vielzahl auch eine Bewertung der Stadien vornimmt und einige Stadien einen höheren Stellenwert in ihrem Erleben einnehmen, während andere Stadien nur wegen des Stadionpunkts besucht werden. Die von der Stadionarchitektur ausgehende Atmosphäre wird in der medialen Berichterstattung ebenfalls aufgegriffen. Einer der Protagonisten der *DSF Reportage* beschreibt das besuchte Stadion mit sehr positiven Worten, woraufhin die Stimme aus dem Off dem Zuschauer erklärt, dass es sich hierbei um »die Romantik eines Fußballplatzes der 3. tschechischen Liga« (DSF 1998) handelt. In selbiger Reportage wird dieses Bild wenig später erneut von einem anderen Fußballreisenden und der Stimme aus dem Off aufgegriffen. In vielen veröffentlichten Erlebnisberichten wird die atmosphärische Besonderheit von Stadien gleichfalls hervorgehoben.

Mit einem Stadion selbst sind jedoch nicht nur architektonische Merkmale verknüpft, sondern Stadien können auch mit symbolischen Funktionen ausgestattet werden. Einige Stadien fungieren somit als Erinnerungsort und sind mit einer kollektiven Geschichte und Identität aufgeladen (François, Schulze 2001). Beispiele für deutsche Stadien, die einen Erinnerungsort darstellen, sind die bereits erwähnte Adolf-Jäger-Kampfbahn in Hamburg Altona, das Ellenfeld Stadion in Neunkirchen²⁹ und die inzwischen nicht mehr existierenden Stadien Donnerschwee in Oldenburg (Pingel 2012: 377-392) und das George Melches Stadion in Essen. Die Funktion eines Stadions als Erinnerungsort spielt eine besondere Rolle im Erle-

²⁷ Max spricht in dieser Interviewpassage das Ellenfeld Stadion in Neunkirchen an.

²⁸ Zum Unterschied zwischen alten und neuen, modernen Stadien und der Konstruktion von Atmosphäre siehe beispielhaft die Untersuchung von Zinganel und Zillner zur Arena AufSchalke. Zinganel und Zillner 2005: 365-394.

²⁹ <http://www.borussia-neunkirchen.de/vortrag-zur-geschichte-des-ellenfeld-stadions> (18.4.2015).

ben der Atmosphäre, da durch den Stadionbesuch der Einzelne an der kollektiven Erinnerung teilhaben kann. Dies wird besonders in den Erlebnisberichten einzelner Groundhopper über bestimmte Stadien deutlich.

Die kompetitive Dimension des Groundhoppings

Es erfolgt jedoch nicht nur eine Bewertung der Stadien, sondern die Einzelnen treten durch die auf Fußballstadien gerichtete Leidenschaft ebenfalls in eine Konkurrenzsituation zueinander. Die hohe Wertigkeit, die sie ihrem Hobby beimessen, hat zur Folge, dass sie in einen Wettkampf um Stadionpunkte und Erlebnisse treten. Einen großen Anteil hieran leistete auch die Vereinigung der Groundhopper Deutschlands mit der durch die Zugangsvoraussetzungen implizierten Hierarchisierung.³⁰ Oder auch ausdrücklich:

»Die Mitglieder der VdGD distanzieren sich von sogenannten Groundhoppern, denen es nur um die Selbstdarstellung geht. Viele ›Trend‹-Hopper bezeichnen sich bereits als Groundhopper, wenn sie 15 Grounds und 2 Länder auf dem Konto haben. Zum Groundhopping gehört unserer Meinung nach (viel) mehr! Vor allem die Eigeninitiative zählt und nicht eine organisierte Reise, bei dem [sic!] man ›zufällig‹ ein Spiel ansehen kann. Auch Leute, die beruflich (fast) automatisch zu sehr vielen Länder- und Groundpunkten kommen, sind nicht gerne gesehen.«³¹

Die Mitglieder der V.d.G.D. statteten durch die öffentliche Abgrenzung zu anderen Groundhoppern ihre Organisation mit Exklusivität aus und schrieben sich dadurch selbst einen höheren Stellenwert als den nicht organisierten Groundhoppern in der Szene zu. Die der V.d.G.D. angehörenden Mitglieder verstanden sich als eine Art Organisationselite, die sie unter anderem aus ihrer langjährigen Aktivität als Groundhopper ableiteten (Hitz-

³⁰ In vielen unterschiedlichen Bereichen von Fandom stellen die Fans Hierarchien für den Vergleich untereinander auf. Die jeweiligen Hierarchieprinzipien variieren jedoch je nach Fanobjekt (Roose u. a. 2010: 37). Der Vergleich wird beim Groundhopping durch die nachweisbare Anzahl an Stadion- und Länderpunkten konstruiert.

³¹ <http://web.archive.org/web/20020804183508/http://www.europlan-online.de/Info/VdGD-Info.htm>, Stand 2002 (7.1.2015).

ler, Niederbacher 2010: 22). Die Exklusivität der Vereinigung spiegelte sich in den gewollt niedrigen Mitgliederzahlen, die dadurch konterkariert wurden, dass viele Groundhopper ihr Desinteresse an der Organisation deutlich machten:

»Ich muss da nich rein, ich hab davon schon mal gehört, aber ich hab mich mit dem noch gar nich weiter beschäftigt, weil ich hab mit denen nichts am Hut großartig und ich kann mich auch selbst, ja ich machs für mich beziehungsweise ich häng mit meinen Leuten rum und ich muss nich in son Club rein, um das betreiben zu können« (Interview Markus, 21.11.2012).

Neben den Inklusions- und Exklusionsprozessen durch die Mitglieder der Vereinigung der Groundhopper Deutschlands tragen auch die anderen (nicht organisierten) Groundhopper verschiedene kategoriale Zuschreibungen an die Szene heran. So wird in der aktiven Groundhopping-Szene entweder nach dem favorisierten geographischen Gebiet der besuchten Stadien und/oder nach der Anzahl der erbrachten Stadionbesuche differenziert:

Junior-Hopper: hat 5 Länderpunkte und 50 Grounds.

Ground-Hopper: hat 10 Länderpunkte und 100 Grounds.

Profi-Hopper: hat 20 Länderpunkte und 200 Grounds.³²

Eine Hierarchisierung wird ebenfalls in der medialen Berichterstattung aufgegriffen bzw. konstruiert. In der *DSF Reportage* wird Jens-Uwe Hanssen als »der Top-Hopper Deutschlands« (DSF 1998) vorgestellt. Anschließend wird die Anzahl seiner Stadionbesuchen erwähnt; eine weitere Erklärung zur Gültigkeit dieser Zuschreibung wird jedoch nicht gegeben. Im Kontrast dazu weisen mit Marcel und Tom zwei weitere Protagonisten der Sendung darauf hin, dass es keinen Wettbewerbe gäbe, da jeder Groundhopper für sich etwas erreichen möchte und nicht mit seinen Länderpunkten angeben wolle (DSF 1998). In der WDR Radioreportage *Stadion der Sucht* wird die eben aufgezeigte Einteilung aufgegriffen und Jens-Uwe Hanssen als Profi-Hopper vorgestellt (WDR o. J.).

³² <http://www.agon-sportverlag.de/Reihen/Groundhopping.htm> (7.1.2015).

Die Wettkampfsituation wird ebenso durch die in der Groundhopping-App geführten Ranglisten verstärkt. Die Nutzer der App können sich in dieser sowohl mit ihren Freunden als auch mit allen anderen Nutzern messen: Indem die App auf eine Datenbank zugreift, werden in ihr mehrere Statistiken geführt, in denen neben den Ranglisten der befreundeten auch die Top 100 User in Bezug auf Stadionpunkte, Länderpunkte, Spielbesuche allgemein und Spielbesuche eines Vereins angezeigt werden.

Viele Personen hegen außerdem den Wunsch, in einer Liga in jedem Stadion ein Spiel gesehen zu haben.

»[...] bei mir war lustigerweise erste Liga, die ich sozusagen voll hatte, war die erste dänische Liga ähm ja das is natürlich denn so, man entwickelt dann wirklich so'n sammel, n' Sammelleidenschaft, dass man sagt: so jetzt hab ich in der Liga 10 Stadien, jetzt kriech ich die restlichen 8 auch noch« (Interview Max, 29.6.2012).

Die Subjekte, die die Vervollständigung einer Liga anstreben, schaffen ebenfalls eine Konkurrenzsituation zu anderen, indem sie hierdurch eine weitere Vergleichsebene einziehen. Im Gegensatz dazu spielt die Vervollständigung von Ligen für andere eine untergeordnete Rolle, da sie die Stadien lieber nach eigenem Interesse auswählen.

Vergemeinschaftung als Selbstvergewisserung

Trotz des vorherrschenden Wettkampfs um möglichst viele neue Stadion- und Länderpunkte vergemeinschaften sich viele Personen, die sich als Groundhopper bezeichnen. Die hierbei entstehenden Vergemeinschaftungen sind dynamisch und rudimentär, da sie zum Teil nur für gemeinsame Spielbesuche entstehen. Die so entstehenden Vergemeinschaftungen rekurren nicht auf einen Verbindlichkeitsanspruch der einzelnen Mitglieder zueinander, sondern der Fokus liegt hierbei auf dem gemeinsamen Interesse, dem Besuch von neuen Stadien (Hitzler, Niederbacher 2010: 14). Bei weiteren Spielbesuchen stellen die Groundhopper mit anderen Subjekten erneut temporäre soziale Beziehungen her und vergemeinschaften sich hierfür mit diesen:

»Ja, genau, so läuft das, also das is ganz äh das is ganz unterschiedlich zum Beispiel, dass es so war, dass es halt, weiß nich, Racaille Verte sind zum Beispiel antifaschistisch eingestellt und äh dadurch, dass eben äh...einer aus Kiel aus Gaarden von der Antifa mitgefahren is, is eben so, da kennt man sich eben halt und wenn der Fußball da auch noch mit dazukommt, is natürlich klar, dass man so hast du Bock mit nach Paris zu fahren und dann sacht man ja oder nein« (Interview Michael, 29.6.2012).

Dass der Fokus hierbei auf dem Besuch von neuen Stadien liegt, wird auch an den Mitfahrgelegenheitsgesuchen und -angeboten, die in verschiedenen Groundhopping-Foren³³ oder Facebook Gruppen³⁴ inseriert werden, deutlich. In der medialen Berichterstattung werden die temporären Vergemeinschaftungen ebenfalls aufgegriffen und als »Zweckgemeinschaft« bewertet (DSF 1998).

Neben den temporären, nur mit dem Hobby verknüpften Vergemeinschaftungen sind auch Beziehungen nachweisbar, die langfristig und auf viele Bereiche des Lebens ausgerichtet sind:

»[...] aber des is ähm...weiß ich nich, andere gehen mit ihren Freunden...samstags selber bolzen oder...keine Ahnung ziehen abends durch die Kneipen und wir fahren mit unseren Freunden...halt weg zum Fußball [...]« (Interview Andrea, 29.6.2012).

Bei gemeinsamen Fahrten schaffen sie sich eine andere Erlebnisdichte vor Ort, als bei Touren, bei denen sie alleine unterwegs sind. Das gemeinsame Erleben und das Sprechen darüber lassen diese Erlebnisse besonders erscheinen.

»[...] weil durch die Freunde hat man da auch äh sagen wir mal das Gemeinschaftserlebnis, das dann halt auch bissl was wert ist, [...]«³⁵

Während eines Spiels thematisieren sie das Spiel, die Fanggruppierungen, weitere geplante Stadionbesuche oder bereits erworbene Stadionpunkte.

³³ <http://groundhopping.kostenloses-forum.be> (17.6.2015).

³⁴ <https://www.facebook.com/groups/164951646881378/> (17.6.2015).

³⁵ Th orsten Mankel in HR-Info 2012.

Bei Stadionbesuchen mit Freunden werden zumeist schon während der Fahrt beziehungsweise auf der Rückfahrt weitere Groundhopping-Touren geplant.

Die Subjekte legen bei den temporären Vergemeinschaftungen den Fokus auf möglichst viele Stadionbesuche und kostengünstiges Reisen, während bei den lokalen Vergemeinschaftungen die Erlebnisqualität außerhalb des Stadions ebenfalls als bedeutsam erachtet wird.

In der massenmedialen Berichterstattung werden Groundhopper oft als Personen beschrieben, für die nur das Fußballspiel zählt, die Reise selbst aber keine weitergreifende Bedeutung hat. Wie aufgezeigt werden konnte, trifft dies zumeist auch für die temporären Vergemeinschaftungen zu. Die Personen, die sich als Groundhopper bezeichnen, positionieren sich u. a. auf ihren Blogs bewusst oder unbewusst zu dieser allgemeinen medialen Zuschreibung: bei Spielen im Ausland wird in den Erlebnisberichten oft von der Reise selbst und zum Teil auch vom Sightseeing berichtet und es werden neben Bildern von Stadien und den Spielen ebenso touristische Fotografien veröffentlicht.³⁶ Das Motiv des Reisens und die Bedeutung der Erlebnisqualität abseits des Stadions wurde auch in den Interviews hervorgehoben:

»Also wir verbinden das ja schon mit Urlaub, also wir hängen dann immer noch nen paar Tage dran, sei es jetzt in Istanbul oder jetzt in Warschau und laufen durch die Stadt, informieren uns vorher auch über Sehenswürdigkeiten und ja, also in der Regel ist es immer ein langes Wochenende« (Interview David, 23.7.2012).

Sie unternehmen die Reise mit dem Ziel, neue Stadien zu besuchen, jedoch versuchen sie den Stadionbesuch mit dem Erlebnis des Kennenlernens einer neuen Stadt und/oder eines neuen Landes zu verbinden: »Ich find es wäre das Schlimmste in irgend ne schöne Stadt zu fahren nur um da Fußball zu gucken, also das ist nicht Sinn der Sache« (Interview Michael, 29.6.2012). Anhand dieser Aussage wird der Kontrast zwischen der Selbst-

³⁶ Siehe die Erlebnisberichte eines Dresdener Groundhoppers auf seinem Blog <http://einerobbeaufreisen.over-blog.de> (16.6.2015).

konstruktion einzelner Personen und der medialen Zuschreibung besonders deutlich.

Die Personen, die sich als Groundhopper bezeichnen, leisten, indem sie ihre Leidenschaft auf Fußballstadien richten, virtuos handeln und sich zugleich in den Vergemeinschaftungen in ihrem Handeln rückversichern und diesem eine entsprechend hohe Wertigkeit zuschreiben, kontinuierlich Identitätsarbeit und Stigma-Management (Goffman 2012). Die Vergemeinschaftungen und das Streben nach der persönlichen Selbstkreation beeinflussen sich gegenseitig. Die Subjekte treten, indem Sie virtuos handeln, kontinuierlich in Beziehung zu anderen Subjekten und erzeugen damit das Gemeinsame. Das individuelle Handeln der Einzelnen stellt allerdings eine konstitutive Voraussetzung hierfür dar (Foltin 2010: 135). Die Vergemeinschaftung kann, mit den dort vertretenen partikularen Interessen, die Virtuosität stützen. Die Subjekte treten somit als selbstbewusste Persönlichkeiten in den Vergemeinschaftungen auf und versichern sich einander folglich in ihrem Handeln. Die Vergemeinschaftungen fördern die Möglichkeit, die Identität als Groundhopper zu konstruieren und diese mit dem Selbst auszubalancieren. Das Individuelle wird folglich in den Vergemeinschaftungen ebenfalls verstärkt (Virno 2007: 45f.).

Der Kampf um Bedeutungen – Zwischen Skurrilität und Kreativität

Beim Hobby Groundhopping findet ein ständiger Kampf um die Bedeutung Groundhopper statt. Zum einen erfolgt die Zuschreibung als Groundhopper über die Medien und zum anderen über die Selbstkreationen der einzelnen Personen. Im medialen Diskurs werden hauptsächlich Personen als Groundhopper bezeichnet, die viele verschiedene Fußballstadien inklusive Fußballspiel besuchen. Den Personen werden, wie aufgezeigt wurde, unterschiedliche negative Eigenschaften zugeschrieben. Die Medien nutzen dies, um das Bild eines Groundhoppers zu konstruieren, der einem sinnfreien und skurrilen Hobby nachgeht, das gleichzeitig seinen Lebensinhalt darstellt. In der *DSF Reportage* erfolgt die Zuschreibung als Groundhopper ebenfalls für Ebby, einen Nottingham Forest-Fan aus Duis-

burg, der zu fast jedem Heim- und Auswärtsspiel seiner Lieblingsmannschaft nach England fliegt. Durch die Tatsache, dass das Deutsche Sportfernsehen ihn als Groundhopper betitelt und er diesem durch sein eigenes Verhalten zustimmt, wird deutlich, welche starke Definitionsmacht die Medien besitzen. In der HR-Info Radiosendung *Menschen* weist Thorsten Mankel darauf hin, dass nicht alle Personen, die viele Fußballspiele besuchen, Groundhopper seien, sondern dass es einen Unterschied zwischen Groundhoppern und Fußballinteressierten gäbe. In anderen Medienberichten wird eine derartige Unterscheidung nicht vorgenommen, da in den Sendungen jeweils eine klare Definition eines Groundhoppers erzeugt wird. Thorsten Mankel erklärt anschließend, dass es auch immer darauf ankäme, wie die Leute sich selbst sehen würden (HR-Info 2012) – hierdurch erhalten die Zuhörer einen Hinweis darauf, dass es sich beim Begriff des Groundhoppers immer um eine Konstruktion handelt und dass ein ständiger Kampf um die Bedeutung stattfindet.

In den medialen Berichterstattungen, im Internet sowie in Fanzines und auch in der Fachpresse treten die Subjekte in öffentliche Wertediskurse über das Hobby und die Bedeutung eines Groundhoppers ein. Die Personen, die sich selbst als Groundhopper sehen, richten ihre Selbstkonstruktionen häufig an dem von außen herangetragen Bild eines Groundhoppers aus. In diesen Diskursen müssen sie sich zur Erzeugung von Skurrilität positionieren. Dies geschieht, indem sie als selbstbewusste Persönlichkeiten virtuos auftreten und die Wertigkeit, die sie ihrem Hobby beimessen, vermitteln. Sie erzeugen somit kontinuierlich ein neues Bild eines Groundhoppers, welches mit verschiedenen Bedeutungen aufgeladen wird. Das Hobby spielt dementsprechend eine entscheidende Rolle für die eigene Selbstverwirklichung und -kreation. Aus ihrer eigenen Sicht beherrschen sie die Kreativitätsanforderung der heutigen Gesellschaft und statten ihr Hobby mit einer hohen Wertigkeit für sich aus. Das Handeln als Groundhopper ist aus ihrer Sicht eine kreative Tätigkeit, da dieses ihr eigenes geistiges Erzeugnis ist und sie mit jeder Tour etwas dynamisch Neues erzeugen (Reckwitz 2014: 10).

Da diese Sichtweise konträr zur Erzeugung von Skurrilität durch die Medien steht, kann es auch zu Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Parteien kommen: so berichtete mir ein Interviewpartner in einem weiteren Gespräch, dass Freunde von ihm sich auf einer Tour nach Dänemark noch vor der dänischen Grenze von dem Journalisten, der sie begleitete, trennten. Die Berichterstattung kam somit aufgrund von differenten Anschauungen nicht zustande.

Dass es viele unterschiedliche Zuschreibungen für die Eigenschaften eines Groundhoppers gibt und der Einzelne sich zu den von außen herangetragenen Konstruktionen positionieren muss, wird auch in der Bewertung der medialen Berichterstattung deutlich:

»Also erstmal, dass die Medien darüber berichten ist schon mal sehr, sehr gut, weil es dadurch auch leichter fällt den Leuten das zu erklären. Also hätt ich vor 7, 8, 9 Jahren ich fahr hoppen, so was ist das denn und jetzt kann man das erklären, oder ich sach ja ich fahr zum Fußball, ah du machst Groundhopping so, dann die kennen sich damit schon mal aus, aber in den Medien kommen immer nur die Leute zu Wort, die auch wirklich das Hobby massiv betreiben und dementsprechend auch vielleicht bisschen falsches, nich falsches Licht auf die Szene werfen, aber ja, die sind schon bisschen krasser drauf, lässt sich aber auch besser verkaufen in so 'ner Doku halt« (Interview Markus, 21.11.2012).

Die massenmediale Berichterstattung hat für meinen Interviewpartner somit sowohl einen Vor- als auch einen Nachteil. Positiv hervorzuheben ist für ihn, dass das Hobby bekannt wird und leichter vermittelbar ist – negativ allerdings, dass in den Medien nur eine bestimmte Sichtweise auf das Hobby präsentiert wird. Seiner Bewertung der medialen Berichterstattung ist ebenfalls zu entnehmen, dass sich die meisten Groundhopper nicht komplett mit den jeweiligen Protagonisten identifizieren können und somit ebenfalls viele unterschiedliche Konstruktionen der Vorstellung eines Groundhoppers innerhalb der Szene existieren.

Der Kampf um die Deutungshoheit, definieren zu können was ein Groundhopper ist, wird auch in der Facebook-Gruppe *Groundhopping*

deutlich.³⁷ Dort veröffentlichte eine Userin den Link³⁸ zu einem *Zeit Online* Artikel über Groundhopping.³⁹ Bereits kurz nach der Veröffentlichung kommentierten einige Gruppenmitglieder diesen Post, zumeist in dem Tenor, dass der Protagonist des Artikels, David Gohla, viel zu wenig Stadien für einen Groundhopper besucht habe und somit nicht als richtiger Groundhopper zu bezeichnen sei. Wenige Mitglieder der Gruppe äußerten sich auch direkt zu der Kritik, die dem Protagonisten entgegen gebracht wurde, wobei ein User mit einem kurzen Kommentar darauf einging, dass die Freizeitaktivität Groundhopping auch mit anderen Aspekten des Lebens vereinbar sein muss. Hervorzuheben ist, dass keiner der 42 Kommentare⁴⁰ auf den Bericht selbst eingeht, sondern zumeist David Gohla im Fokus steht oder sich die Kommentare auf vorherige beziehen.

Der Kampf um die Bedeutung der Zuschreibung als Groundhopper wird hier besonders deutlich: Die meisten haben ein ganz eigenes Verständnis davon, was einen Groundhopper ausmacht und ihre Zuschreibungen decken sich regelmäßig nicht mit den medialen.

Dies macht deutlich, dass die Bezeichnungen Groundhopper und Groundhopping jeweils eine individuelle Konstruktion der dieses Hobby ausübenden Personen sowie der Medien sind. Jeder Einzelne hat dementsprechend eine andere Vorstellung davon, was ein Groundhopper ist und was ihn und das Groundhopping ausmacht. Gleichzeitig stellt der eigene Entwurf für einige Personen die Basis für eine neue hiermit verbundene Handlung dar: so verbinden Einzelne den Stadionbesuch mit dem Testen der lokalen Gastronomie, andere wiederum mit dem Hobby der Fotografie.

³⁷ <https://www.facebook.com/groups/164951646881378/> (15.4.2015). Die Gruppe hat aktuell ca. 1.800 Mitglieder.

³⁸ <http://www.zeit.de/hamburg/stadtleben/2015-04/groundhopper-fussballtourist> (15.4.2015).

³⁹ Groundhoppers Reisen. Siegen, Sarajevo, Shanghai: jeder Stadionbesuch ein Punkt. Der Hamburger David Gohla sammelt Fußballspiele wie andere Münzen. Er ist Fußballspieltourist – Groundhopper.

⁴⁰ Stand 15.04.2015 11:28.



Es liegt nahe, dass hierin auch einer der Gründe für die Auflösung der Vereinigung der Groundhopper Deutschlands lag. Die Vereinigung konnte die Mannigfaltigkeit dieses Hobbys, welches mit immer neuen und unterschiedlichen Zuschreibungen ausgestattet wird, nicht bedienen. Aufgrund der geringen Mitgliederzahl und des Desinteresses war es ebenfalls nicht möglich, bei einer als äußerst kreativ empfundenen Tätigkeit die gewünschte institutionelle Kontrollfunktion (Berger, Luckmann 1980: 58ff.) mit Hilfe eines Regelwerks auszuüben.

Literatur

Primärliteratur

Heinisch, Jörg (2000)

Abenteuer Groundhopping. Wenn Fußballfans Stadien sammeln. Kassel (2., überarb. und erw. Aufl.).

Heinisch Jörg (2004)

Das Abenteuer Groundhopping geht weiter. Band 2 zu Stadien sammelnden Fußballfans. Kassel.

Heinisch Jörg (2008)

Abenteuer Groundhopping kennt keine Grenzen. Kassel.

Sekundärliteratur

Berger, Peter L., Thomas Luckmann (1980)

Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.

Böhme, Gernot (1995)

Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt a. M.

Elias, Norbert (1991)

Was ist Soziologie? (Grundfragen der Soziologie). Weinheim, München (6. Aufl.).

Foltin, Robert (2010)

Die Körper der Multitude. Von der sexuellen Revolution zum queer-feministischen Aufstand. Stuttgart.

François, Etienne, Hagen Schulze (2001)

Einleitung. In: Dies. (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte I. München (2., durchges. Aufl.), S. 9-24.

- Goffman, Erving (1980)
Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt a. M.
- Goffman, Erving (2012)
Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M. (21. Aufl.).
- Hahn, Alois (1987)
Identität und Selbstthematization. In: Alois Hahn, Volker Kapp (Hg.): Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt a. M., S. 9-24.
- Heller, Agnes (1981)
Theorie der Gefühle. Hamburg.
- Hengartner, Thomas (2007)
Volkskundliches Forschen im, mit dem und über das Internet. In: Silke Göttisch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin (2., überarb. und erw. Aufl.), S. 189-218.
- Hitzler, Roland, Arne Niederbacher (2010)
Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute (Erlebniswelten, Bd. 3). Wiesbaden (3. Aufl.).
- Pingel, André (2012)
Der VfB Oldenburg und das alte Donnerschweer Stadion. »Die Hölle des Nordens«. In: Mareike Witkowski (Hg.): Oldenburger Erinnerungsorte. Vom Schloss bis zur Hölle des Nordens, von Graf Anton Günther bis Horst Janssen. Oldenburg, S. 377-392.
- Pomian, Krzysztof (1988)
Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln (Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 9). Berlin.
- Reckwitz, Andreas (2010)
Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist (unveränd. Nachdr. der Erstausg.).
- Reckwitz, Andreas (2014)
Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin (4. Aufl.).
- Roose, Jochen, Mike S. Schäfer, Thomas Schmidt-Lux (2010)
Fans in der soziologischen Theorie. In: Dies. (Hg.): Fans. Soziologische Perspektiven. Wiesbaden, S. 27-45.
- Rössler, Patrick, Werner Wirth (2001)
Inhaltsanalysen im World Wide Web. In: Werner Wirth, Edmund Lauf (Hg.): Inhaltsanalyse: Perspektiven, Probleme, Potentiale. Köln, S. 280-301.

Schmidt, Andreas (2013)

Subjektpositionen, Multitude und die Potenzialanalysen. Eine Einführung (unveröffentl. Manuskript).

Virno, Paolo (2007)

Multitude und das Prinzip der Individuation. In: Marianne Pieper, Thomas Atzert, Serhat Karakayli, Vassilis Tsianos (Hg.): *Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri*. Frankfurt a. M., New York, S. 35-47.

Virno, Paolo (2008)

Grammatik der Multitude. Mit einem Anhang: Die Engel und der General Intellect (Es kommt darauf an, Bd. 4). Wien.

Zinganel, Michael, Christian Zillner (2005)

Stadien der Auflösung. Ephemere Stadien oder die Auflösung des Stadions in der Eventgesellschaft. In: Matthias Marschik, Rudolf Müllner, Georg Spitaler, Michael Zinganel (Hg.): *Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie*. Wien, S. 365-394.

Interviews

Interview Max, 29.6.2012.

Interview Michael, 29.6.2012.

Interview Andrea, 29.6.2012.

Interview David und Stephan, 23.7.2012.

Interview Peter, 6.8.2012.

Interview Markus, 21.11.2012.

Internetquellen

<http://www.11freunde.de/artikel/best-2012-mit-deutschlands-bekanntestem-groundhopper-am-polarmee?page=1> (5.2.2014).

<http://www.11freunde.de/artikel/best-2012-mit-deutschlands-bekanntestem-groundhopper-am-polarmee> (5.2.2014).

<http://www.agon-shop.de/buch-groundhopping-informer-20132014-p-4239.html> (16.4.2014).

<http://www.agon-sportverlag.de/Reihen/Groundhopping.htm> (7.1.2015).

<http://www.ballesterer.at/ueber-uns/team/team.html> (27.6.2015).

<http://www.borussia-neunkirchen.de/vortrag-zur-geschichte-des-ellenfeld-stadions> (18.4.2015).

<http://www.daserste.de/information/ratgeber-service/auto-reise-verkehr/sendung/sr/sendung-vom-22062014-stadiontouren-100.html> (28.12.2014).

<http://www.die-fussballreise.de> (23.1.2015).

<http://einerobbeaufreisen.over-blog.de> (16.6.2015).

<http://www.erdinger.de/de/erdinger-weissbier-erleben/events/groundhopping-tour.html#Groundhopping-Tour> (7.11.2012).

<http://www.europlan-online.de> (27.5.2014).

<http://www.europlan-online.de/index.php?s=vdgd> (17.6.2013).

<https://www.facebook.com/groups/164951646881378> (15.4.2015).

<http://fan-geht-vor.de/pages/cds-und-dvds--hoerbuecher-lieder-groundhopping-futbol-fanatico/abenteuer-groundhopping-buecher-und-hoerbuch/einfuehrung-in-groundhopping.php> (28.8.2015).

<http://www.fussballtouren.de> (23.1.2015).

<http://groundhopping.kostenloses-forum.be> (24.1.2015).

<http://www.icehopper.de/wbblite> (22.1.2015).

<http://www.maz-online.de/Lokalsport/Teltow-Flaeming/Tausend-gute-Grounde> (19.12.2014).

<http://spfl.co.uk> (22.1.2015).

http://www.nofb-shop.de/buchhandlung/magazine-hopping-c-2_32.html?osCsid=595ab84382e43881928a87c35bfe6415 (17.4.2015).

<http://web.archive.org/web/20020804183508/http://www.europlan-online.de/Info/VdGD-Info.htm> (7.1.2015).

<http://www.zeit.de/hamburg/stadtleben/2015-04/groundhopper-fussballtourist> (15.4.2015).

Mediale Quellen

Deutsches Sportfernsehen (1998)

DSF Reportage – Die Groundhopper.

(<https://www.youtube.com/watch?v=UwSu3cpioaY>).

HR-Info (2012)

Menschen. Vom Glück des Stadion-Sammelns – der hessische Groundhopper Thors-ten Mankel



(http://mp3.podcast.hr-online.de/mp3/podcast/hrinfo_menschen/hrinfo_menschen_20120612.mp3).

Westdeutscher Rundfunk (2005)

Wat is – Jetzt neu!

(<https://www.youtube.com/watch?v=x5ksGwCUfmA>).

Westdeutscher Rundfunk (o. J.)

Groundhopper Nachtsicht – Stadion der Sucht

(<https://www.youtube.com/watch?v=E1AKW5YNZ1c>).

ZDF-Info (2012)

Verrückt nach Fußball – Groundhopping in Polen und der Ukraine

(<https://www.youtube.com/watch?v=6keqkeNFuuI>).



Oleg Pronitschew

»Seine eigene Stimme finden« Subjektivierungsformen und Handlungspotenziale in Musikerinterviews

Geschichten

Was sind Musiker?

Im 21. Jahrhundert ist die Frage danach, was einen Musiker als solchen ausmacht, keine, die einfach beantwortet werden kann. Die Möglichkeiten, sich mit Musik zu beschäftigen, sind in einer historisch bis dato einzigartigen Größenordnung vorhanden. Ein hochspezialisierter Professionalisierungsvorgang zum Berufsmusiker gilt nicht mehr als Garant dafür, auf dem zeitgemäßen Musikmarkt zu bestehen, wo Musizierende mit unterschiedlichsten Kenntnissen, Befähigungen und Kompetenzen aufeinandertreffen. Sollte im 19. Jahrhundert eine Salongesellschaft unterhalten werden, bedurfte es noch eines livespielenden Musikers, während es heute übliche Praxis ist, Gesellschaften mit Musik aus elektronischen Wiedergabegeräten zu begleiten. Tatsächlich ist die Rationalisierung im Musikgewerbe so fortgeschritten, dass es überhaupt nicht mehr menschlicher Akteure braucht, um diese Handlung zu vollziehen. Vollautomatisierte Musikwiedergabe ist in Form von Einkaufs- oder Fahrstuhlmusik mittlerweile gängig. Die modernen elektronischen Medien ermöglichen es, auch ohne Kenntnisse in der Nutzung von Instrumenten, Musikstücke zu komponieren und zur Aufführung zu bringen. Solch elektronisch produzierte Musik ist so spezialisiert und wirkmächtig, dass selbst traditionelle Instrumentalisten darauf zurückgreifen (Smudits 2007: 136ff.). Musikschafter teilen sich in Amateur-, halbprofessionelle und professionelle Szenen auf, die unterschiedlichen Genres zugehörig sind und in Hinblick auf ihre ökonomischen Interessen eigene Kulturindustrien verwalten. All diese Szenen vertreten eigene Musiker-Definitionen, gleichwohl die Übergänge zwischen ihnen fließend sind (Diaz-Bone 2010, Pape 2007). Auf die Frage danach, was ein Musiker ist, gibt es demzufolge unzählige Antworten. Im gesellschaftlichen Kontext



ist allerdings nicht allen Produzenten von Musik vergönnt, eine allgemeine Anerkennung als Musiker zu beanspruchen, die sich z. B. in einer eigenen Kulturpolitik mit eigenen Verwertungsgesellschaften ausdrückt (Smudits 2007: 120). Im Rahmen einer kulturwissenschaftlichen Erforschung der Formen, wie Menschen sich und ihrer Umwelt im Alltag nachvollziehbare Bedeutungen beimessen, erscheint eine spezifischere Frage erkenntnisreicher, als die danach, was einen Musiker ausmacht: Wer kann sich auf welche Weise als Musiker präsentieren und damit öffentliche Anerkennung finden?

Musikergeschichten

Die soziale Rolle von Künstlern hat laut Alfred Smudits in den letzten zweihundert Jahren grob drei Phasen durchschritten: die Patronage, die Zeit der Künstler und das moderne Stadium der Kulturindustrie bzw. Musik-Vermittler (Smudits 2007: 111f.). Bis Ende des 18. Jahrhunderts standen Musikern unterschiedliche Arbeitsverhältnisse offen: Musik konnte einerseits angebunden an die Zunftordnung als Handwerk betrieben werden, so z. B. zur Untermalung von gesellschaftlichen Ereignissen wie Hochzeiten oder Dorffesten. Andererseits bestand die Möglichkeit, als Hofmusiker bestellt und in das Patronagesystem eingebunden zu werden. Hier richteten Hofmusiker ihre künstlerischen Erzeugnisse auf die Repräsentation ihrer adeligen Vormunde, die ihnen finanzielle und soziale Sicherheit versprachen, aus und waren von deren Gunst abhängig. Mit dem Ende des Feudalsystems und den Anfängen der bürgerlichen Gesellschaft veränderten sich diese Strukturen maßgeblich (Smudits 2007: 112).

Im Zuge des kulturellen und sozialen Wandels im 19. Jahrhundert vollzog sich die institutionelle Abgrenzung in Musikkonsumenten und -produzenten. Die Musikertätigkeit veränderte sich durch die zunehmende Spezialisierung in die Bereiche Kreation, Komposition, Interpretation und Distribution von Musik. Sie schuf ein Marktsystem mit eigenen Formen der Arbeitsteilung, die in einer spezifischen Infrastruktur verfestigt wurden. In diesem Wandel drückte sich die neue ideologische Sicht des Bürgertums auf Musik aus. Der Wert von Musik wurde nicht mehr über die Selbstre-

präsentation von Mäzenen bemessen, sondern über Marktprinzipien. Als Abnehmer wirkten Akteure des Bürgertums, die ihre Stellung im Kultur- und Wissenschaftsleben geltend machten. »War für die Aristokratie musikalische Praxis primär mit Zeitvertreib, für die Kirche mit religiöser Funktionalität verbunden, so strebte das Bürgertum mit Musikkultur in erster Linie nach Erbauung, Bildung und Repräsentation« (Smudits 2007: 120). Um als bildende Kunstform wirken zu können, wurde die Musik durch bürgerliche Akteure verstärkt von ihrer alten Funktion als Gebrauchsmusik abgegrenzt. Losgelöst von ihren ursprünglichen gemeinschaftsbildenden Funktionen rückte die Musik selbst in den Mittelpunkt und wurde zu einer Kunstform erhoben. Das Wissen um die damit verbundene Theorie, die Geschichte, die Akteure und die Praktiken vervielfachte sich. Das Verfügen über diese Kenntnisse wurde zu einem wichtigen Distinktionsmerkmal, da es mit diesem Wissen möglich war, Konzerte und andere Musikaufführungen kenntnisreich zu verfolgen (Smudits 2007: 121). »Das Wissen über die Musik, über Komponisten, Stile und Sänger ist Herrschaftswissen, an welchem die Eingeweihten erkennen, wer zu ihnen gehört und wer nicht« (Müller 2014: 14). So wurde die Kommunikation zwischen Musikern und ihrem Publikum zu einem Schlüsselement, das die öffentliche Musikdarbietung und die Vermittlerinstanzen wie Verlage oder Musikkritiker aufwertete (Müller-Jentsch 2015: 170). Diese Akteure legten fest, wie Musik als gesellschaftliche Praxis zu realisieren und zu bewerten sei (Münch 2007: 51). Zugleich konstituierten sie den Musikmarkt, der die finanzielle Unabhängigkeit der Künstler sicherte und ihr Schaffen an das Wohlwollen des Publikums band (Müller-Jentsch 2005: 160).

In diesem Distinktionsprozess wurden die Grenzen zwischen Musikproduzenten und -konsumenten verfestigt. Das äußerte sich zum einen in der neuen Rolle des Publikums als Beobachtungs- und Bewertungsinstanz in Konzerten. Zum anderen in der Institutionalisierung des Musikerberufes, dessen Mitglieder sich zunehmend über Ausbildungsnachweise und Gewerbeordnungen als professionelle Musikschafter abgrenzten. Die Voraussetzung für die Professionalisierung des Musikers bildete die Verfügbarkeit von Lern- und Lehrmaterial, wodurch Musikstücke und Musizier-

praktiken nicht mehr primär auf die Vermittlung durch Menschen angewiesen waren, sondern vermehrt autodidaktisch angeeignet werden konnten. Es entstanden akademische Ausbildungsformen, ein System von Musizierlizenzen und neue Formen der Musikdarstellung. Der Diskurs um musikalische Wissensformen führte zu einer steigenden Komplexität von Musizierpraktiken, die vertiefte Kenntnisse von Technik, Ausführung und Musiktheorie verlangten. Statt unterschiedlich einsetzbaren Multiinstrumentalisten zählten von da an – zumindest im Kontext der Kunstmusik – Akteure mit einem hohen Spezialisierungsgrad für ein Instrument (Kim 2000: 211). Der Berufsstand differenzierte sich in unterschiedliche Formen aus, z. B. Kapellenleiter, Ensemblemitglieder, Orchester- oder Unterhaltungsmusiker (Salmen 1997: 44).

Die steigende Popularisierung der Musik, des Musizierens und des Musikerberufes definierte nicht nur das Verhältnis zwischen dem Musiker und seinem Publikum, sondern radikalisierte auch unterschiedliche Grade der Bekanntheit in dem Berufsstand. Während zahllose Orchestermusiker kaum Beachtung fanden, avancierte die Idee des Virtuosen zur öffentlichen Projektionsfläche musikalischer Ideale und eines freizügigen Lebensstils (Salmen 1997: 72). War die Idee im 16. und 17. Jahrhundert noch an überdurchschnittlich Begabte aller Kunstsparten gekoppelt, band sie sich ab dem 18. Jahrhundert explizit an Musiker, die durch exzellente Einzelleistungen hervortraten. Spezielle, unbekannte, vom Standard abweichende instrumentelle Spielmöglichkeiten galten als Markenzeichen von Virtuosität. So orientiert sich bis heute die musikalische Geschichtsschreibung an den Klavierfähigkeiten eines Franz Liszt, dem Violinspiel eines Niccolò Paganini oder der Gesangkunst eines Carlo Broschi. Die gleichzeitige Orientierung am Standard und dessen Überschreitung markieren das Profil des Virtuosen. Die außergewöhnlichen Darbietungen der Virtuosen wurden zum Vorbild aller nachrückenden Musiker. Musikalische Erzeugnisse mussten sich zunehmend an herausragenden Standardwerken messen lassen. Das erlaubte Virtuosen, sich durch die Interpretation bekannter Musikstücke zu profilieren (Borgstedt 2008: 24). Hieraus ergibt sich die Doppelung von öffentlicher Bedeutsamkeit (Prominenz als Prototyp des Star-

systems) und idealtypischer Repräsentation einer Musikerbiographie. Es etablierte sich das Bild vom Musiker als einem autonomen Künstler, dessen kreativer, selbstbezogener Schaffenstrieb von gesellschaftlichen Konventionen losgelöst war.

»Im Konzertsaal selbst wurden die Virtuosen (Liszt, Paganini) – als die ersten Stars des bürgerlichen Musiklebens – zu einer Attraktion und damit zu einem marktbelebenden Element. Schließlich stellten die bürgerlichen Schichten auch eine Klientel für Musiklehrer dar, so daß sich mit der pädagogischen Tätigkeit eine zusätzliche Bereicherung des Berufsbildes von Musikschaffenden ergab« (Smudits 2007: 118).

Das Streben nach Virtuosität wurde zu einem konstitutiven Bestandteil der Musikpädagogik. Dadurch wurde das Angebot und die Nachfrage nach Notenmaterial, Lehrbüchern und privatem Musikunterricht gefördert. Die Differenz zwischen Anbietern und Konsumenten solcher musikalischen Erzeugnisse spiegelte sich anhand der zunehmenden Unterscheidung in professionelle und Amateur-Musiker. Mit Professionalität war hohes musiktechnisches Können verbunden, mit dem Amateurstatus eine reduzierte Könnerschaft bis hin zum Dilettantismus. Damit unterschied sich die Idee vom Amateur grundlegend von der bis dahin gültigen Bedeutung als einem nicht hauptberuflich tätigen Musiker. Die Amateurmusiker rekrutierten sich bevorzugt aus bürgerlichen Kreisen (Pape 2007: 246).

»Die enorme Präsenz selbst klanglicher und performativer Spezifika populärer Stars versuchte die Musikindustrie im 19. Jahrhundert mit den technischen Mitteln des Musikdrucks zu reproduzieren und am Markt zu vertreten: Zahlreiche ›As-sung-by‹-Ausgaben versprachen ihren Käufern realistische Starreproduktionen« (Grosch 2014: 19).

Durch ihre konstante Präsenz spielten Amateurmusiker eine zentrale Rolle für den Absatzmarkt musikalischer Waren. Sie bildeten eine wichtige Teilöffentlichkeit zwischen Musizierenden und Publikum. Neben einer Distinktion über die Professionalität wurden Musiker auch zunehmend über ihre Tätigkeit in der Kunst- oder Unterhaltungsmusik abgegrenzt.

Trotz der Etablierung eines eigenen Musikmarktes genossen Unterhaltungsmusiker nicht das gleiche gesellschaftliche Ansehen wie Musiker der Kunstmusik (von Appen 2014: 125f.). Als Medium zur Unterhaltung und Zerstreuung haftete dieser Musikform das Ansehen als Gebrauchsmusik an, womit sie diametral zur selbstreferentiellen Definition der Kunstmusik stand. Noch im 18. Jahrhundert fielen unter diesen Typus der Musikschaaffenden alle Musizierenden, die bei gemeinschaftlichen Aktivitäten für eine musikalische Untermalung und somit Unterhaltung zuständig waren. Als Variante des musikalischen Erwerbs war sie für alle dahingehend Befähigten offen, die über ein umfangreiches Repertoire verfügten und damit flexibel umgehen konnten (Wicke 2007: 222). Mit der zunehmenden Bürokratisierung von musikalischen Veranstaltungen Anfang des 19. Jahrhunderts wurde auch diese Tätigkeit professionalisiert. Der Unterhaltungsmusikmarkt wuchs stark an und bot dieser Berufsgruppe die Möglichkeit, Musik als Haupterwerb zu bestreiten. Statt der bis dahin bestehenden Spendenpraxis seitens des Publikums waren die Musiker nun an den Gesamteinnahmen der Konzerte finanziell beteiligt (Wicke 2007: 225). Unterhaltungsmusiker wurden zu flexiblen Multiinstrumentalisten, die sich in unterschiedlichen losen Musikensembles versammelten, mit denen sie in diversen Regionen und auf spezifischen Veranstaltungsarten auftreten konnten. Die neue hohe Verfügbarkeit von Notenmaterial erlaubte es, ein musikalisches Repertoire in schriftlicher Form festzuhalten und in hoher Stückzahl zu vervielfältigen. Unterhaltungsmusiker wurden fortan nicht mehr nach den geteilten, zumeist oral tradierten Kenntnissen von Musikstücken ausgesucht, sondern nach der Fähigkeit, vom Blatt zu spielen. Musikalische Formationen konnten auf diese Weise zunehmend personenunabhängig gebildet werden (Wicke 2007: 226).

Der Wandel durch den Einfluss technologischer Neuerungen wurde im 19. Jahrhundert zu einem Spezifikum der Musikkultur. Dieser Prozess intensivierte sich im 20. Jahrhundert und begründete den Wandel der Unterhaltungskultur zur massenkulturellen Unterhaltungsindustrie. Neue Medien etablierten sich in Form der Schellackplatte, des Grammophons (ab 1887), des Unterhaltungsrundfunks (ab 1923) und des Tonfilms (ab 1929), die die

Verfügbarkeit und einen entsprechenden Konsum musikalischer Erzeugnisse steigerten (Rumpf 2011: 5). Das Aufkommen der kapitalistischen Massenkultur begründete eine Kulturindustrie, auf der Tonträgerunternehmen und Rundfunkanstalten die dominanten Akteure bildeten. Um neue Musikströmungen wie Schlager oder Jazz bildete sich ein eigenes Verlagswesen, das seine Produkte über die aufkommenden Massenmedien vertrieb (Limper, Lücke 2013: 36).

Der Unterhaltungsmusiksektor entwickelte sich zum primären Erwerbsbereich von Berufsmusikern, wohingegen die traditionelle Kunstmusik zunehmend auf die Erhaltung durch eine subventionierende Kulturpolitik angewiesen war. Die Beschäftigung von Musikschaffenden in Dienstleistungsverhältnissen wurde zum Regelfall (Smudits 2007: 125). Unterhaltungsmusiker waren in den Aufnahmestudios der Plattenfirmen, den Rundfunksendungen und Kinoorchestern tätig. Öffentliche Musikensembles mussten sich fortan nicht nur neben regionalen Konkurrenten, sondern auch gegen Musikmedien behaupten. Letztere machten Musik im Alltag verfügbar und positionierten zugleich lokale Musizierende zu einer internationalen Szene. Die technische Rationalisierung des Musikmarktes durch Musikautomaten und Radioempfänger beschränkte die Beschäftigungsmöglichkeiten von Berufsmusikern aller Sparten zusätzlich (Wicke 2007: 228). Als Folge davon waren gegen 1930 ca. 60 % aller gewerblich tätigen Musiker arbeitslos (Wicke 2007: 228).

Hochspezialisierte Studiomusiker sicherten sich wiederum durch eine Anpassung an industrielle Formen der Musikproduktion ein konstantes Einkommen (Wicke 2007: 229). Musikkapellen versuchten von den neuen Medien zu profitieren, indem sie ein spezifisches Repertoire als Alleinstellungsmerkmal konstruierten (Wicke 2007: 230). Aus dieser Entwicklung erfolgte eine Verschiebung der Aufmerksamkeit von dem Liedgut der Komponisten und Interpreten auf die Darbietenden selbst. Herausragende Musiker der Swing-Ära in den 1930er Jahren, wie Duke Ellington, Glenn Miller und Charlie Parker, wurden zu den ersten Protagonisten des Star-Systems (Wicke 2007: 231). Die Medien machten Akteure der populären Kultur immer bedeutsamer. Einst durch die Professionalisierung aus-

geschlossene Autodidakten erhielten durch das Star-System neue Möglichkeiten, anerkannte Vortragskünstler zu werden. In diesem Verlauf konnten Autodidakten, zumeist Vokalsolisten, zu populären Darstellern avancieren, die neben Vokal- und/oder Instrumentalbefähigungen auch Charisma, spezifische Bewegungsmuster und schauspielerisches Talent darboten (Wicke 2007: 233). Das kollektive Bild des Musikers erhielt Assoziationen mit einem erreichbaren und Prestige behafteten Lebensstil (Wicke 2007: 234). Die Professionalisierung der im Hintergrund agierenden Berufsmusiker passte sich hingegen den industriellen Produktionsverhältnissen in den Musikerberufen an (Smudits 2007: 127). In Deutschland gestaltete ab 1933 der Propagandaapparat der nationalsozialistischen Regierung die Massenkultur für seine ideologischen Zwecke um. Musikalische Programme und Gruppen, die der geltenden NS-Doktrin nicht entsprachen, wurden verboten oder zumindest zensiert. Filme, Musiksendungen und Musikensembles, die für eine politische Agitation nützlich waren, erhielten hingegen Förderungen (Rumpf 2011: 21).

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg orientierte sich der Musikmarkt der Bundesrepublik Deutschland verstärkt an musikalischen Moden und Stilen aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Die sich intensivierende Globalisierung prägte die Entwicklungen im deutschsprachigen Raum. Der technische Fortschritt trieb in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Entwicklung des Musikmarktes rasant voran und ordnete die Verhältnisse zwischen den Akteuren immer wieder neu.

1950 – 1960

Ab den 1950er und 1960er Jahren wurde die Schallplatte endgültig zum neuen Leitmedium, deren Verkauf populäre Musikstile wie Rock'n'Roll und Beat förderten (Gebesmair 2014: 83). Die schnelle und kostengünstige Fertigung von Singles auf dem neuen Trägermaterial Vinyl, das die Schellackplatte ablöste, trieb die Verbreitung populärmusikalischer Genres voran (Gebesmair 2014: 84).

Den Musikern boten sich in den 1950er und 1960er Jahren zahlreiche Möglichkeiten der musikalischen Präsentation. Sie konnten in Tanz- und

Unterhaltungssorchestern, die jeder öffentlich-rechtliche Sender einrichtete, beschäftigt sein. Zudem boten ihnen die neuen technischen Möglichkeiten der Konservierung von Musik auf Vinylplatten die Chance, ihre Erzeugnisse weltweit verfügbar zu machen. Die Verfügbarkeit der Musikerzeugnisse und die verbesserte Beschäftigungssituation für Musiker führte zwischen 1959 und 1969 zu einer Verdopplung der Umsätze auf dem Musikmarkt (Rumpf 2011: 45).

Die Musikproduktion verlagerte sich ab den 1960er Jahren zunehmend in die Tonstudios und die Verbreitung von Musik erfolgte im multimedialen Verbund (Wicke 2007: 238). Gleichzeitig vollzog sich die Tonträgerentwicklung fortwährend rasanter. 1963 führte der Philips-Konzern die wiederbespielbare Audiokassette ein, die ein erstes Kopiermedium darstellte (Limper, Lücke 2013: 44).

Ab Ende der 1960er Jahre wurden Pop und Rock durch den öffentlich-rechtlichen Rundfunk im deutschsprachigen Raum gesendet (Gebesmair 2014: 86). Es begann eine stilistische Ausdifferenzierung in der Unterhaltungsmusik, die Selbstverständigungsdiskurse zur Folge hatte. Akteure aus dem Jazz-Bereich hinterfragten den kommerziellen Anspruch musikalischer Erzeugnisse und rückten den Kunstanspruch in den Vordergrund. Ein daraus hervorgegangener Antagonismus von Kunst gegen Kommerz ging in das Bild popkultureller Musikformen ein (Wicke 2007: 236). Es vollzog sich ein ähnlicher Prozess wie bei der Genese der Kunstmusik. Aus dieser Entwicklung gingen unterschiedliche Semantiken der Stile hervor wie das Intellektuelle des Jazz, das Rebellische des Rock'n'Roll oder das Kommerzielle des Pop (von Appen 2014).

Gleichzeitig begünstigte diese Entwicklung die Gründung von kleinen Plattenfirmen, die das Angebot auf dem Musikmarkt vervielfältigten und anfangen, mit den etablierten Konzernen zu konkurrieren. Durch die Gründung von Sublabels und das Aufkaufen von kleinen Independent-Plattenfirmen konnten die etablierten Tonträgerkonzerne ihre Stellung halten und auch neue Strömungen in der Unterhaltungsmusik bedienen. Bis zu den 1970er Jahren erlangten sie die Kontrolle über weite Teile des Musikgeschäfts zurück (Gebesmair 2014: 84f.).

1970 – 1980

In den 1970er Jahren fand eine starke stilistische Ausdifferenzierung in der populären Musik statt. Das Einverleiben der Independent Labels stand symbolisch für die kommerzielle Reproduktion von Musikstilen, die in den jugendkulturellen Strömungen der 1960er Jahre ihren Ursprung hatten (Diederichsen 2014: 373; Flender, Rauhe 1989: 154). Als besonders profitabel erwies sich die Aufnahme von jugendkulturellen Mustern in die Inszenierung von Moden, die von der Popkulturindustrie verbreitet wurden (Ferchhoff 2013: 34). Auf diese Weise konnte die Musikindustrie neue Hörschichten für sich erschließen. Für musikalische Mittlerinstanzen, wie Plattenfirmen, trat die Zielgruppenbindung dieser Hörer zunehmend vor die Massenproduktion (Smudits 2007: 139).

Besonders prägnant zeigte sich diese Entwicklung an der Rockmusik. Der Rock'n'Roll der 1960er Jahre differenzierte sich in unterschiedlichste Formen aus, die von Progressive Rock über Glam Rock bis Jazz Rock reichten (Faulstich 2004: 131). Gleichzeitig veränderte sich seine Semantik. Die Rockmusik stand in den 1960er Jahren für das Rebellische von Gegenkulturen wie den Hippies, Rockern oder Mods. In den 1970er Jahren bildete sie die Grundlage für die Etablierung massentauglicher Musikmuster der Popmusik (Reckwitz 2006: 479). Durch diese Verbreitung entwickelte sich in Deutschland mit Konzerten, Auftrittsorten oder Radioprogrammen eine eigene Infrastruktur für Rockmusik (Flender, Rauhe 1989: 127). Die zunehmende Kommerzialisierung der Rockmusik erzeugte auch Gegenbewegungen wie die Punkmusik (Middleton 2001: 93). Die kommerzielle Variante der Rockmusik trieb die Entwicklung einer allgemeinen Popmusik an, die sich der Stilelemente unterschiedlichster Genres bediente und diese massentauglich reproduzierte. Von Disco über Reggae bis zu elektronischer Musik wurden immer mehr Genres im popmusikalischen Gewand global vermarktet (Faulstich 2004).

Diese Entwicklungen wirkten sich entscheidend auf die Infrastruktur des Musikmarktes aus. Viele Musizierende der neuen populären Musikstile waren Autodidakten mit heterogenen Kenntnissen in Musiktheorie und

Musizierpraxis. Zumeist konnten sie nicht wie professionelle Unterhaltungsmusiker unterschiedliche Stile bedienen, sondern zeichneten sich durch das authentische Spiel ihres jeweiligen Genres aus (von Appen 2003: 76, Diederichsen 2014: 48). Sie entwickelten für sie charakteristische Spiel- und Singstile, die als ihre Alleinstellungsmerkmale auf dem Musikmarkt galten (Helms 2011: 33). Über diese Spezialisierung etablierten sie eigene spieltechnische Maßstäbe für ihre Professionalität (Flender, Rauhe 1989: 134). Die Produktion von Musik stellte sich vermehrt auf die Verwertung dieser Potenziale um. Es bildeten sich Spezialgruppen um den Musiker für Bereiche wie Soundbearbeitung, Live-Auftritte, Bühnengestaltung oder Distribution (Wicke 2007: 237). Musikschafter wurden zunehmend durch Tontechniker, Bühnendesigner, Produzenten und Manager etc. professionalisiert (Wicke 2007: 236). Auf diese Weise konnten immer mehr Amateurmusiker in den professionellen Musikbereich übergehen.

Die neuen Akteure und Genres auf dem Musikmarkt beeinflussten die Arbeitsumstände der professionellen Berufsmusiker in der Unterhaltungsmusik. Rock- und Popmusik dominierte zunehmend die Rundfunklandschaft und brachte die etablierten Rundfunkorchester in Zugzwang, sich ein entsprechendes Repertoire anzueignen. Traditionell dem Swing verhaftet, war die Umstellung für viele Klangkörper problematisch, da die neuen Genres andere Anforderungen an die Instrumentierung und die Spielweisen stellten, um einen authentischen Sound zu schaffen. So manche Formation musste aus dieser Entwicklung Einbußen hinnehmen, wie die Big Band des Westdeutschen Rundfunks, deren Etat 1973 um mehr als die Hälfte gekürzt wurde (Schormann 2004: 122). Auch in den Musikstudios limitierten sich die Arbeitsstellen. Durch die Nutzung von Mehrspuraufnahmen wurden Studiomusiker entbehrlicher. Musikaufzeichnungen gaben nicht mehr eine lineare Aufnahme wieder, sondern waren das Ergebnis des Zusammenfügens von musikalischen Versatzstücken (Wicke 2001: 35). Alternative Arbeitsorte für Berufsmusiker ergaben sich hingegen durch die Aufnahme von Jazz-, Rock- und Popmusik in universitäre Forschungs- und Lehreinrichtungen (Smudits 2007: 127). Auf diese Weise konnten sich Unterhaltungsmusiker erstmalig akademisch profes-

sionalisieren und sich auch Arbeitsplätze in musikpädagogischen Bereichen sichern (Lehmann-Wermser u. a. 2007: 355).

Trotz neuer Produktionsformen und Musikformate erlebte der allgemeine Musikmarkt gegen Ende der 1970er Jahre eine Rezession. Die Audiokassette hatte sich als ein Kopiermedium etabliert. Die Musik-Konsumenten erhielten durch sie die Möglichkeit, ihre eigene Musik zusammenzustellen und außerhalb der etablierten Distributionsformen zu vervielfältigen (Garofalo 2001: 145). Gleichzeitig wurden die Kassetten mit dem 1979 eingeführten Walkman portabel und emanzipierten ihre Hörer von Medien wie dem Radio (Limper, Lücke 2013: 44; Faulstich 2005: 187). Deshalb gingen die Einnahmen der Tonträgerunternehmen zurück. Diese Entwicklung bewegte die großen Plattenfirmen dazu, ihre Produktions- und Vertriebsformen zu verändern. Die allgemeine Verbreitung von Musik verteilte sich auf einen multimedialen Verbund, während ihre Produktion gestrafft und rationalisiert wurde (Faulstich 2005: 187). Diese Entwicklung wurde durch die in den 1980er Jahren einsetzende Digitalisierung ermöglicht, wodurch analoge Medienpraktiken zunehmend in elektronische überführt wurden. 1981 ging der US-amerikanische Musikkanal MTV auf Sendung und half der Musikdistribution, ein globales Publikum zu erreichen (Gebesmair 2014: 87). Im Jahr 1987 folgte sein europäisches Pendant mit MTV Europa (Faulstich 2005: 183). Das 1983 von den Unternehmen Philips und Sony eingeführte Tonträgerformat Compact Disc (CD) trieb das Wachstum der Phonobranche deutlich voran (Gebesmair 2014: 86). 1984 wurde in Deutschland der Duale Rundfunk eingeführt, auf dem öffentlich-rechtliche und private Anbieter tätig sein konnten (Limper, Lücke 2013: 41). Die Medien wirkten komplementär: Durch die Videoclips und das Musikfernsehen wurden Werbeeinnahmen erzielt und der Verweis auf die Musik steigerte den Verkauf von Tonträgern (Faulstich 2005: 183).

Mit dem neuen Medienverbund verbreitete sich eine größere Vielfalt an populären Musikgenres. Die Distribution förderte gleichzeitig die Umsätze in der Musikbranche (Wicke 2001: 38). In der Popmusik fanden Künstler von Heavy Metal über Country bis Synthie-Pop Platz. Megastars wie Michael Jackson oder Madonna etablierten sich und brachten der Ton-

trägerindustrie neue Rekordumsätze (Faulstich 2005: 187, Garofalo 2001: 147). Im deutschen Raum erfreuten sich besonders Formate der Volksmusik, des Musicals und der deutschsprachigen Neuen Deutschen Welle großer Beliebtheit (Schormann 2005: 177).

Trotz dieser neuen Überfülle an Musikstilen, -formen und -formaten gab es keinen übermäßigen Zuwachs an Beschäftigungsmöglichkeiten für professionelle Musiker. Die Musikindustrie betrieb eine effiziente Engführung der Produktions- und Vertriebsformen. Neuauflagen von Vinylaufnahmen auf CD und der Rückgriff auf erprobte Produkte im Format der Revivals garantierten Einnahmen. Der Kreis der großen Plattenfirmen reduzierte sich auf immer weniger Akteure, die mit weniger Personal mehr Gewinn machten (Faulstich 2005: 187). Durch digitalisierte Produktionsprozesse war der Einsatz von lebendigen Interpreten fast obsolet.

»Eine der einschneidensten Innovationen war die Einführung des MIDI-Systems, die Samplingtechnik und der Einzug des Computers in die Tonstudios. Soundgestaltung war jetzt nicht mehr unbedingt an die Musiker gebunden, sondern wurde durch die Studioteknologie auf einer anderen Ebene machbar« (Schormann 2005: 175).

Von der Volksmusik bis zu der elektronischen Musik gab es eine Tendenz, mit elektronischen Mitteln wie Drum-Computern oder Synthesizern Musik aufzunehmen. Der Markt für Studiomusiker schrumpfte, während Tontechniker und Produzenten mit ihren Kompetenzen für die Umsetzung und die Organisation der Studioarbeit zu zentralen Akteuren der Musikproduktion wurden. Die Unterhaltungsmusikbranche bot gegen Ende der 1980er Jahre für Berufsmusiker ohne Star-Status generell weniger Beschäftigungsmöglichkeiten als in den drei Jahrzehnten davor (Smudits 2007: 137). Ihr Distributionsumfeld war hingegen ökonomisch gesichert. Davon zeugten nicht zuletzt die neuen Rekordgewinne der etablierten Plattenfirmen (Gebesmair 2014: 87).

Ab 1990

Hatte sich das Musikgeschäft von 1950 bis 1990 zu einem oligopolitischen Markt entwickelt, auf dem immer weniger Unterhaltungskonzerne

agierten, erlebte es seit der darauffolgenden Einführung des Internets eine Dezentralisierung. 1992 führte das Fraunhofer Institut für integrierte Schaltungen den »MPEG 1 Audio-Layer III« (MP3) ein, was den Ausgangspunkt für die Verbreitung von Musik über das Internet bildete (Limper, Lücke 2013: 48). Durch diesen Schritt gaben die marktdominierenden Unterhaltungskonzerne unfreiwillig Teile ihres Einflusses über die Verfügbarkeit von Musik auf. Nachdem ihre eigenen Distributionsdienste aufgrund mangelnden Nutzerkomforts gescheitert waren, erhielten sie durch illegale Peer-to-Peer-Tauschbörsen, wie die 1998 gestartete »Napster«-Tauschbörse, Konkurrenz (Limper, Lücke 2013: 49). Ihre etablierte Rolle kontrollieren zu können, wer und was auf den Musikmarkt Eingang finden kann, geriet in Bedrängnis (Limper, Lücke 2013: 55). Die Tonträgerumsätze der Plattenfirmen machen längst nicht mehr die Haupteinnahmen der Musiker aus. Durch die Verfügbarkeit von elektronischen Audioaufnahme- und Audiotbearbeitungsprogrammen sind einerseits die professionellen Tonstudios in Bedrängnis geraten und andererseits Möglichkeiten eröffnet worden, den Produktionsprozess in einer »Do-It-Yourself«-Manier vollständig autonom zu bestreiten (Ruschkowski 2009: 295). Die Musikaufführung hat als Einnahmequelle für Musikschafter hingegen wieder an Bedeutung gewonnen (Gebesmair 2014: 89). Aktuell ist der Musikmarkt in einem stilistisch nicht mehr überschaubaren Ausmaß ausdifferenziert. Auf ihm herrschen einerseits jahrhundertealte Konventionen der Aufführung und des Urheberrechts. Andererseits sind seine Akteure mit nahezu täglichen technischen Neuerungen konfrontiert, die ihre Musizierpraxis beeinflussen. Die Verhältnisse zwischen Marktakteuren wie Plattenfirmen, Künstlern, Veranstaltern, Verlagen usw. werden so immer kontinuierlich neu bestimmt (Gebesmair 2014: 73).

Die Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts brachten ein Musiker-Subjekt hervor, das zwischen den Polen eines autonomen Kunstschaffens und einer kommerziellen Leistung angesiedelt ist. Diese beiden Paradigmen prägen die Entwicklung bis in die Gegenwart. Musikalische Kreativität ist in das kollektive Bild des Musikers eingegangen, wobei sie selbst als solche nur im Rahmen tradierter Konvention deutbar ist (Münch 2007:

35). Die Entwicklung des Musikers wirkt als Indikator allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklungen hin zum Postfordismus.

»Vom modernen Subjekt wird erwartet, daß es zu einer eigenen Selbstfindung und Selbstverwirklichung gelangt und dabei zugleich ein Höchstmaß der Fähigkeit zur Koordination von Loyalitäten und Solidaritäten, zum Lernen durch neue Erfahrungen und zur Reflexion und Erweiterung des kulturellen Horizonts erreicht. Der Künstler – und damit auch der Musiker – ist eine Person, die dieses spezifisch westliche Verständnis von Identität in besonders ausgeprägter Weise verkörpert« (Münch 2007: 42).

Aufgrund der Diversität musizierender Berufsgruppen gibt es auch eine unterschiedliche Verteilung von Prominenz und Prestige (Salmen, Neuhoff, Weber-Krüger 2007: 186). Durch den für die Öffentlichkeit überwiegend unzugänglichen Lernakt von musikalischen Praktiken bleiben auch entsprechende Aufwendungen dafür unbeachtet (Salmen, Neuhoff, Weber-Krüger 2007: 189). Die Rolle des Publikums ist durch die Möglichkeiten der Beobachtung und Wertung des Angebots sowie des Produktionsprozesses wichtiger als je zuvor (Smudits 2007: 143). »Verkaufszahlen, Reichweiten, Besucherzahlen entscheiden über Produktionen, Programme, Repertoires« (Smudits 2007: 143). Der Stellenwert des Publikums verleiht auch den Amateurmusikern eine Schlüsselposition als konstante Konsumentengruppe für die Erzeugnisse von Berufsmusikern. Noch immer bilden sie wichtige Teilöffentlichkeiten des Musikmarktes, mit teilweise fließenden Übergängen zum Semi-Profi- und Profi-Bereich (Pape 2007: 248). »Gemeinsam ist den vor Publikum auftretenden Profi- und Amateurmusikern, daß sie in ein wechselseitiges Beziehungsgefüge von Professionalität, Amateurstatus und Öffentlichkeit eingebunden sind« (Pape 2007: 249). Da sich Amateurmusiker überwiegend intrinsisch anhand von medialen Bildern und Instrumentenfaszination motivieren und ihr musikalisches Können aneignen, ist es sinnvoll, sich Formen anzuschauen, die gerade diese Aspekte bedienen (Pape 2007: 252).

Die Rolle von Zeitschriften für ein Feld

Laut Howard S. Becker funktioniert ein Kunstmarkt nach spezifischen Prinzipien. Kunstobjekten ist ein bestimmter Wert nicht objektiv inhärent, sondern wird erst durch die Akteure des Marktes in einem dynamischen Prozess der Wertung festgelegt (Becker 2011: 26). Eine Diskursivierung von kulturellen Objekten und Praktiken macht diese erst sinnhaft und entsprechend adaptierbar als Referenzen für Lebensstile (Diaz-Bone 2010: 17). Die Lebensführung ist in einem hohen Maß von der institutionellen Struktur eines Feldes¹ abhängig. Diese Struktur setzt sich aus Akteuren (wie Kritiker oder Verleger) zusammen. Diese tradieren Normen, durch die sich Akteure als einer Szene zugehörig ausweisen und von Außenstehenden abgrenzen können (Diaz-Bone 2010: 141f.). Dem Institutionalismus-Ansatz der US-amerikanischen Kulturosoziologie entstammt das Konzept der »Kulturwelten«: Kollektive, die sich durch einen diskursiv erzeugten Lebensstil konstituieren. Eine besondere Bedeutung nehmen laut diesem Ansatz Institutionen ein, die im höchsten Maß an der Wissensproduktion und Marktpassung dieser Szenen beteiligt sind (Diaz-Bone 2010: 144). Genres sind demzufolge diskursive Konstruktionen, die durch ästhetische Formen und Schemata voneinander abgegrenzt werden (Diaz-Bone 2010: 163). Szeneintern stellen Zeitschriften Kommunikationsmedien zwischen Amateur- und Profimusikern dar, in denen wesentliche Anforderungen des Rock/Pop/Jazz-Musikmarktes an Musikschaffende dargelegt werden: Medien fällt bei der Formierung von Kulturwelten eine zentrale Rolle zu, da erst sie Dingen und Praktiken eine spezifische Semantik geben, die sie in den Kontext dieser Szenen integrierbar machen (Diaz-Bone 2010: 178). Diese Funktion wird u. a. von Zeitschriften erfüllt.

»Kulturweltliche Medien verschaffen den Repräsentanten der Kulturwelt besonderes symbolisches Kapital, indem sie sie als Sprecher ästhetischer Gemeinschaften einsetzen. Das vermittelnde Bindeglied zwischen Kollektiven

¹ Der Terminus verweist auf eine Definition Pierre Bourdieus. In seinen Untersuchungen zu den sozialen Feldern der Gesellschaft verwies er auf die speziellen Eigenheiten des Feldes der Kunst, auf dem Akteure mit ihren Kapitalsorten um eine dominante Deutungsfunktion ringen (Bourdieu 1982: 355).

und Kulturformen (Objekten, Praktiken und Sitten) sind hier die Redaktionen. Diese stellen die ›Zentralorgane‹ der medialen Distinktion für Milieus dar« (Diaz-Bone 2010: 178).

Redaktionen bilden Diskursgemeinschaften, deren Teilnehmer meistens dem Milieu entstammen, für das sie diese diskursive Arbeit verrichten und für die sie diese Zeitschriften zu einem Szene-Sprachrohr gestalten (Diaz-Bone 2010: 179).

»Solche Magazine versuchen sich einem spezifischen kulturellen Feld oder Teilfeld als dessen publizistisches Organ anzudienen, sie versuchen, die Sache eines Publikums zu ihrer Sache zu machen und sie vernetzen den einen, ausgewiesenen (und oft im Titel aufgenommenen) Interessensgegenstand, den Anlass ihres Erscheinens, mit einem weiten thematischen Zusammenhang« (Diaz-Bone 2010: 209).

Eine lebensweltliche Relevanz erfährt der Gegenstand durch eine Anknüpfung an die Lebensführung der Kulturwelt-»Bewohner« und die Abgrenzung von Mustern, die anderen Kulturwelten zugehörig sind (Diaz-Bone 2010: 210). Diese Zeitschriften verfügen stellvertretend für ihre Zielgruppe über eine hohe Deutungsmacht. Fachblätter mit einem Fokus auf Instrumentalmusik leisten einen großen Beitrag für die Selbstbeschreibung einer Musikerszene und fördern ihre kollektive Identität.

»Demnach geht die Markierung der medialen Persönlichkeit auf eine additive Identitätsarbeit zurück, die nur ausschnitthaft über die personale Identität informiert – ein Tatbestand, aus dem journalistische Produkte wie Homestories oder Boulevard-Magazine ihren spezifischen Reiz beziehen. Eine Künstleridentität ist in der Folge vorstellbar als medial vermittelte Handlungsgeschichte« (Jost 2011: 4).

Anerkennung

Forschungsgegenstand & Forschungsziel

Der Schwerpunkt der nachfolgenden Betrachtung liegt auf Musikfachzeitschriften für Instrumentalmusiker aus dem Jazz-, Rock- und Popbereich. Die Musik-Fachblätter (oder Musikmagazine) sind den Publi-

kumszeitschriften zugehörig und lassen sich der Untergruppe der Very-Special-Interest-Zeitschriften zuordnen, die Aspekte der Musikproduktion darstellen (Limper, Lücke 2013: 125).² Als Publikumszeitschriften zielen sie auf ein Experten- wie Laienpublikum ab und vertiefen, als Very-Special-Interest-Zeitschriften »Einzelaspekte der Musikproduktion«: ein Umstand der sich aus der sozialen Stellung des Musikers ergibt, die nicht professionell geschlossen ist und eine Berufspraxis nicht auf institutionell ausgebildete Musikschafter reduziert. Ihre Umsätze machen diese Zeitschriften über Verkauf und Werbefinanzierung (Krause, Weinacht 2009: 333). Über diese Art der Magazine wird, musikwirtschaftlich betrachtet, eine Zielgruppe direkt für ein neues Produkt angesprochen (Limper, Lücke 2013: 127).

Der Ursprung dieser Publikumszeitschriften liegt in dem Aufkommen eines Angebotes an Periodika im 18. Jahrhundert, die auf musikwissenschaftliche und –ästhetische Auseinandersetzungen mit Musik zielten. Meistens handelte es sich um Veröffentlichungen von einzelnen Personen. Publikationen wie die *Wöchentliche Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend* (1766) bildeten die ersten Publikumszeitschriften, die sich auch an eine Liebhaber-Leserschaft wandten. Solche Publikationen hielten sich aufgrund der durch technische Möglichkeiten beschränkten Druckauflagen und entsprechenden mangelnden Einnahmen nicht lange. Dafür begründeten sie eine neue Form der literarischen Musikbeschäftigung, die weniger auf eine Experten- als eine Amateurauseinandersetzung mit unterhaltendem Charakter ausgerichtet war (Krause, Weinacht 2009: 337f.). Die erste dezidierte Musikerzeitschrift erschien 1791 mit der *Neue Musikalische Zeitschrift*. Sie enthielt ein für das Laienmusikerpublikum optimiertes Notenmaterial und bearbeitete Musikstücke. Das Musikzeitschriftenwesen

² Fachzeitschriften sind in der Gruppe der Literaturformate den Publikumszeitschriften zuzuordnen. Sie sprechen ein Fachpublikum an, das für die enthaltene Information ein entsprechendes Expertenwissen haben muss. Special-Interest-Hefte sind hingegen an ein Thema gebunden, das keinen Berufskontext hat (Meyn 2004: 114f.). Nachfolgend wird für den Begriff der Musikerfachzeitschrift auch der Begriff »Fachblatt« verwendet.

erlebte mit dem Aufstieg des bürgerlichen Musikmarktes eine Ausformung seiner Infrastruktur, die nicht nur informierte, sondern auch in Form von Musikkritiken musikalische Erzeugnisse bewertete (Krause, Weinacht 2009: 338). Periodika wie die *Allgemeine Musikalische Zeitung* (1798) bildeten die ersten Formate, die sich längerfristig halten konnten und einen wachsenden Mitarbeiterstab beschäftigten. Der Grund dafür lag in ihrem Fokus auf eine breit angelegte Zielgruppe vom Experten bis zum Amateur (Krause, Weinacht 2009: 339). Ab 1861 erschien mit *Die Sängerballe* die erste Zeitschrift, die sich explizit an eine Musikerschaft richtete. Ihr Aufstieg wurde durch das Populärwerden von Gesangsvereinen und Sängersfesten in dieser Zeit begünstigt, die damit eigene Vermittlungsorgane erhielten (Krause, Weinacht 2009: 342). Das erste speziell auf Instrumente ausgerichtete Fachmagazin im deutschsprachigen Raum wurde 1880 von Paul de Witt unter dem Titel *Instrumentenbau* gegründet (Steffen 1995: 5). Der florierende Zeitschriftenmarkt kam mit den wirtschaftlichen Einschnitten des Ersten Weltkrieges ins Stocken. Zwischen den beiden Weltkriegen entfaltete sich hingegen, begünstigt durch die Verbreitung von Musikvereinen und neuen Musikgenres, die Very-Special-Interest-Zeitschrift zunehmend. Organisationen der Jugendmusikbewegung etablierten eigene Zeitschriften wie *Musik im Leben*. Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden viele Zeitschriften dieser Art entweder zensuriert oder zu Propagandamedien für eine ideologische Erziehung umgestaltet. Entscheidend ist die Hinwendung der Zeitschriften zu musikstilistischen Spezialisierungen in dieser Zeit. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts dominierten Fachblätter der Ersten Musik den Musikermarkt. In diesem Zuge erschienen vermehrt auf einzelne Fachbereiche der Musik fokussierte Periodika wie *Forum Kirchenmusik* (1950), *Das Orchester* (1953) und *Musik in der Schule* (1949) (Krause, Weinacht 2009: 344). Die fortwährende Ausdifferenzierung der Populärmusik ab den 1960er Jahren sorgte für eine große Spanne an Fachzeitschriften, die diese Entwicklungen in literarischer Form reflektierten, wie die *Sounds* (1966) (Krause, Weinacht 2009: 348). Im Zuge der aufkommenden Do-It-Yourself-Szene organisierten sich Musikerzeitschriften, die auf Instrumentalmusiker der unterschiedlichen Popu-

larmusikstile zielten. Die ersten Zeitschriften über populäre Musik kamen in den 1950er und 1960er Jahren auf und grenzten sich zu Formaten der Ernsten Musik durch ihren Fokus auf die Belange von Unterhaltungsmusikern ab. In den Magazinen wurden Instrumenten-, Ausrüstungs- und Szeneinformationen zur Verfügung gestellt. Das 1972 gegründete *Fachblatt* galt lange Zeit als Szenemonopolist bis es in den 1980er Jahren durch Formate wie *Keyboards* (gegr. 1984) oder *Musiker* (gegr. 1985, heute *Gitarre und Bass*) Konkurrenz bekam (Steffen 1995: 6). Mittlerweile gibt es in Deutschland über 3.000 Zeitungen und Zeitschriften mit einer Gesamtauflage von ca. 130 Millionen Exemplaren. 15 Millionen davon entfallen auf Fachzeitschriften (Meyn 2004: 114). Zu Beginn des 21. Jahrhunderts verlieren die Musikerzeitschriften zunehmend ihren »Informationsvorsprung« gegenüber digitalen Varianten. Eine signifikante Bedeutung kommt ihnen noch durch ihre identitätsbildende Funktion als Sammelobjekt bei der Leserschaft zu. »Jede dieser Beachtungen stellt in der Logik der werbetreibenden Wirtschaft einen ›Kontakt‹ dar. Kontakt schafft Sympathie und die ist relevant für den Kauf von Musikprodukten« (Krause, Weinacht 2009: 358).

Die Musikfachzeitschriften sind als Teil des Popmusikjournalismus-Bereichs zu verstehen. Somit kommt ihnen die Aufgabe zu, eine Öffentlichkeit für populäre Musik herzustellen (Doehring 2014: 103). Journalisten wirken meinungsbildend und beeinflussen auf diese Weise die Marktentwicklung (Jacke, Passaro 2011: 97). »Image, Mode, politische Positionierung und Biographie der Künstler sind oft wichtiger als die musikalische Performanz. Inszenierung, Versprechungen und Dringlichkeit stehen im Vordergrund« (Krause, Weinacht 2009: 330). Zielen Tonträger auf die Verbreitung der Musik von Musikschaaffenden, so profiliert die Presse die Person selbst (Krause, Weinacht 2009: 330).

Musikzeitschriften stellen laut Till Krause und Stefan Weinacht interne und externe Momentaufnahmen von Szenen dar. Anhand ihrer Themen kann man die Entwicklung ihrer Zielgruppe nachvollziehen. Die Verkaufszahlen verraten wiederum die gesellschaftliche Popularität ihrer Subkultur im Allgemeinen (Krause, Weinacht 2009: 336).

Wie Winfried Pape in seiner Studie über Amateurmusiker (1999) feststellte, ist die Nachfrage nach Musikzeitschriften bei dieser Musikergruppe besonders hoch.

»Knapp ein Viertel der Amateurmusiker liest regelmäßig bis zu drei Musikzeitschriften pro Monat (n=138; 22,7%). [...] Das Lesen von Musikzeitschriften ist eng mit den Tätigkeiten in Ensemblearten verknüpft: Besonders interessierte Leser sind Amateurmusiker in Rock-/Popbands (84,6%), weniger interessierte Leser sind Tanzmusiker (59,2%) und Amateurmusiker in Jazzformationen (44,8%)« (Pape 1999: 223).

Bis heute stellen die Fachblätter eine wichtige Instanz für die Gruppenbildung in der Musikerszene dar. Sie geben einen Überblick über Veranstaltungen, Equipment und gruppen- bzw. personenbezogene Medienereignisse. Die Fachzeitschriften bilden konstitutive Punkte eines Feldes und liefern eine Selbstbeschreibung der Musikerszene, da sie von Musikern herausgebracht, gelesen und rezipiert werden. Die Hauptgruppe der Interviewten in den Zeitschriften bilden bekannte Berufsmusiker, die sich bereits eine bestimmte Reputation in ihrem Tätigkeitsbereich *erspielt* haben. Der Terminus »bekannt« ist hier in Relation zu sehen, da die Palette von in der Öffentlichkeit breit rezipierten Stars bis hin zu nur in der Szene etablierten Musikern reicht.

Zur Untersuchung wurden die Magazine *Bassquarterly*, *Bassprofessor*, *Gitarre und Bass* und *Sticks* ausgesucht. Die Stellung und Reichweite der Formate lässt sich zumindest für die Zeitschriften *Gitarre und Bass* und *Sticks* gut bestimmen, da sie in der Auflagenzahl als deutschlandweit größte Fachzeitschriften für die in den Titeln genannten Instrumentengruppen fungieren. Diese Position ist Teil der öffentlichen Selbstdarstellung der Fachblätter, mit der auch auf den entsprechenden Internetpräsenzen geworben



wird.³ Der Selektion der Zeitschriften lagen unterschiedliche Eingrenzungskriterien zugrunde: Ein Motiv für die Auswahl der Zeitschriften stellte, bei aller Differenz zwischen Rock, Pop und Jazz, ihre gesellschaftliche Stellung als Unterhaltungsmusiken dar.⁴

Zeitschriften weisen zu anderen Formaten dahingehend Spezifika auf, dass sie Zuschreibungen in den entsprechenden Milieus mit Sinn aufladen. Hierauf gründet die hegemoniale Position der Zeitschriften, da der Leser die Bedeutungszuschreibungen nur begrenzt überprüfen kann. Gleichzeitig kann in den Zeitschriften eine Deutungshoheit behauptet werden, da Rezipienten die behaupteten Aussagen begrenzt widerlegen können (Diaz-Bone 2010: 233). So berichten Studiomusiker von einem speziellen Berufsalltag, der für die Leser nicht überprüfbar ist, da sie womöglich keinen Zugang zu einem Studio erhalten. Dagegen sind Redakteure anerkannte Szene-Vertreter, die durch ein Kollektiv aus Lesern und Kollegen mit der Legitimation ausgestattet werden, für das Milieu zu sprechen und deshalb den Zugang zu den Produktionsstätten der Musik haben. Redaktionen tradieren ein der Kulturwelt entsprechendes Wissen um Stile, Praktiken und Geschichte, das sie auf unterschiedlichste Ereignisse wie z. B. neue herausra-

³ *Sticks* hat laut der Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e. V. (IVW) für das Quartal IV/2012 eine verbreitete Print-Auflage von 4.916, eine verkaufte Auflage von 4.485, darin enthalten eine abonnierte Auflage von 2.584 Exemplaren. Auf der *Sticks*-Internetpräsenz wird eine Zielgruppe vom Anfänger bis zum Profi angegeben, deren Altersspanne zwischen 13 und 50 Jahren liegt. Zudem wird mit dem Umstand geworben, dass dieses Format »das einzige monatlich erscheinende deutschsprachige Fachmagazin für den Bereich Schlagzeug und Perkussion [ist]« (<http://www.sticks.musikmachen.de/Magazine/STICKS/Was-ist-STICKS>). *Gitarre und Bass* hat für das IVW-Quartal IV/2012 eine verbreitete Print-Auflage von 27.894, eine verkaufte Auflage von 26.943 und darin enthalten eine abonnierte Auflage von 9.994 Exemplaren. Für die Magazine *Bassquarterly* und *Bassprofessor* wurden keine öffentlich einsehbaren Auflagenzahlen zur Verfügung gestellt.

⁴ Nach Überprüfung einiger Interviews aus dem Bereich der klassischen, elektronischen, und Neuen Musik wurden diese aus dem Sample entfernt, da sich aufgrund musiksoziologischer und historischer Entwicklungen die Milieu-Ansprüche stark von traditionellen Instrumentalisten aus dem Rock-, Pop- und Jazzbereich unterscheiden.

gende Musiker oder Instrumente anwenden. Dieses Wissen wandelt sich aber nur innerhalb eines langfristigen schleichenden Prozesses (Diaz-Bone 2010: 236). Die Reputation eines Künstlers hängt entsprechend von Kollektiven ab, denen Kritiker, Verleger und andere anerkannte Experten angehören. Diese beherrschen die Sprache ihrer »Kunstwelt« und bestimmen darüber, was in diese Eingang finden kann (Diaz-Bone 2010: 145).

Die Interviewform wird von Diaz-Bone als wichtigste Vermittlungsinstanz herausgestellt: »Es ist eine journalistische Darstellungsform, die die besondere Komplizenschaft von Redakteuren und Musikern in der Produktion distinktiver Wertigkeit, d. h. die eigentliche diskursive Schematisierung organisiert« (Diaz-Bone 2010: 243). Interviews haben einen Anteil von ca. 30% am Gesamtgehalt der Fachblätter und stellen Personenbezüge für die Rezipienten her (Steffen 1995: 15). Sie weisen trotz variierender Form (Geschichte, Dialog) thematische, sowie strukturelle Analogien auf. Dominant ist ein frontales Frage/Antwort-Schema. In den dargestellten Gesprächen stellen die interviewten Personen ihr Equipment vor, bewerben die spezifische Qualität ihres Equipments und erläutern technische Aspekte. Gängige Gesprächsthemen sind Aspekte der Musikalität, Selbstverwirklichung, Problembewältigung und die Anforderungen einer hauptberuflichen Musikbeschäftigung. Weiterhin werden technische Aspekte zum Equipment der interviewten Personen besprochen und warum sie dieses Equipment benutzen.⁵ Die Form Interview wird als journalistisches Stilmittel eingesetzt.

»Die Textorganisation durch diese formalen Schemata verleiht den journalistischen Darstellungsformen unterschiedliche Wirkung. Sie statten die Rede mit besonderer Authentizität aus, lassen der künstlerischen Tätigkeit Ereignishaftigkeit zukommen oder bieten den Sprechern besondere Sprecherpositionen und stellen deren Autorität, ihr symbolisches Kapital innerhalb der Kulturwelt heraus« (Diaz-Bone 2010: 243).

⁵ Laut Andreas Reckwitz kann eine interobjektive Relation ebenfalls Bestandteil eines Subjektivierungsprozesses sein (Reckwitz 2006: 38ff.).

Das Interview ist im Vorfeld durch den Interviewer und/oder die Redaktion mit einer Leseanleitung versehen: Durch große Schrifttype hervorgehobene Schlagsätze lenken das Interesse des Lesers, legen Interviewschwerpunkte fest und fassen sie zusammen. Der gesprächsführende Redakteur setzt durch seine Ausführungen als Interviewer die Rahmenbedingungen des Gesprächs und koordiniert es durch Fragen. Durch stetiges Beziehen und Verweisen wird der Interviewte in ein intertextuelles Bedeutungsnetzwerk eingebunden, das den Stellenwert des Interviewten in der Szene benennt und durch die Dialogform aktualisiert wird (Diaz-Bone 2010: 243).

Eigenschaftszuschreibung/Feldverortung

Der formale Aufbau des Interviews unterstützt die Darstellung der vorgestellten Musiker.

»Als eingefleischter E-Bassist würde er sogar sein Instrument auf eine einsame Insel mitnehmen. Seit 20 Jahren ist er Bassist bei der hr Big Band und dozent [sic!] an der Musikhochschule Frankfurt. In den 70er- und 80er Jahren sorgte er als ›Gelbfüßler-Jaco‹ für Furore. Die Rede ist von Thomas Heidepriem, der in der Vergangenheit mit Musikern wie Albert Mangelsdorff, Michael Sagmeister, Joachim Kühn, Alphonse Mouzon, Eugen Cicero oder Christoph Lauer gespielt hat« (Heidepriem 2013: 12).

In der Einleitung erfolgt eine erste Eigenschaftszuschreibung, womit die Rahmenbedingungen zur Wahrnehmung des Musikers gesetzt werden. Der Bassist Thomas Heidepriem wird einer Instrumentengruppe zugeordnet und seine biographischen Stationen benannt. Anhand dieser Merkmale wird Heidepriem in der Musikerszene platziert. Die kontextlose Nennung anderer Musiker setzt eine Szenekenntnis der Leser voraus. Die Intervieweinleitung bezeichnet die Tätigkeit und Reputation des Musikers und statet ihn mit ersten Attributen aus, die ihn im Feld positionieren. Die Arbeit mit statusbetonenden Benennungen ist in Interviews der Regelfall, so etwa, wenn Gebauer als »graue Eminenz der Bassszene« (Gebauer 2013: 64) benannt wird. Eine entsprechende Betonung ist notwendig, um die Reputation eines Musikers zu kennzeichnen und um zu begründen, weshalb dieser überhaupt in einer Fachzeitschrift als Repräsentant einer Szene Erwäh-

nung findet. Außer externen Verweisen kann im Fall einer entsprechenden Reputation die Person des Interviewten selbst als Referenz dienen.

»Interviewer: ›Du hast mal in einem Interview gesagt, dass dir der Beifall vom Publikum nicht so viel bedeutet wie das Wohlwollen eines Produzenten.« [...] Interviewer: ›Du hast mal berichtet, dass du im Studio während des Spielens kurz eingeschlafen bist. Hast du irgendwelche Erfahrungen oder Kenntnisse über diese meditative Seite von Rhythmus««(Gebauer 2013: 65)?

An den deutschen Studiobassisten Günther Gebauer werden Zu- und Beschreibungen herangetragen, die seine lange Karriere charakterisieren sollen. Damit einher geht die Aktualisierung eines vorgeprägten Bildes. Seine Rolle in der Szene ist verfestigt und legitimiert ihn dazu, als mediales Sprachrohr einer Musikergruppe aufzutreten, in diesem Fall der Studiomusiker.

Es ist den Interviews zu entnehmen, dass die Anerkennung als Musiker er- und bearbeitet werden muss und dass daraus Glaubwürdigkeit erwächst. Ein Mittel der Bearbeitung von Anerkennung ist es, anzuführen, mit welchen anderen musikalischen Größen man bereits zusammengearbeitet hat.

»Und wir haben diese Band mit hervorragenden Musikern – Adam Holzman, Nick Beggs, Guthrie Govan, Theo Travis – alles Leute, die in Harmonie mit sich selbst sind und mit dem, was sie tun. Diskussionen befassen sich nicht mit ›richtig‹ oder ›falsch‹ – alles geschieht im Einklang mit der Musik« (Minne-
mann 2013: 17).

Marco Minnemann, ein gefragter Tour- und Studioschlagzeuger, stellt seine Bandmitglieder als hervorragende Mitmusiker vor und schreibt ihnen eine innere Gefasstheit zu.

»Aber das Umfeld erwächst aus sich heraus, eben durch die Szene von Musikern, in der man sich bewegt. Diese komplexe Musik kann nicht jeder spielen, und daher finden sich in diesen Kreisen häufig dieselben Musiker« (Minne-
mann 2013: 22).

Eine Kennzeichnung der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die hier durch besondere spieltechnische Eigenheiten geeint wird, stellt eine Distinktionsstrategie dar. Mit dem Verweis findet eine interdependente Aufwertung der



Positionen statt, da sich der Interviewte als diesem Zirkel zugehörig kennzeichnet. Der Bezug auf etablierte Charaktere innerhalb des Feldes betont die eigene Position der Interviewten und erleichtert die Einordnung in einen bestimmten Stil oder eine Instrumentengruppe. Gleichzeitig markieren die Zuordnungen eine Gruppe als besonders und grenzen sie von anderen Feldteilnehmern ab. Verweise auf Alleinstellungsmerkmale sind auf dem zeitgemäßen Musikmarkt zunehmend essentieller geworden.

Aufmerksamkeit

Ansehen ist zu einer Ressource geworden, die auf dem Musikmarkt von Personen und Gruppen umkämpft wird.

»In den modernen Gesellschaften ist das Prestige (Ansehen) von Berufen nicht einfach festgeschrieben. Es resultiert aus der gegenseitig zugeordneten Wertschätzung der jeweiligen Tätigkeit durch die Gesellschaftsmitglieder, wie sie in den gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen (personalen, medialen) zum Ausdruck gebracht wird. Die aktuelle allgemeine Wertschätzung eines Berufs (einer Berufsgruppe) baut meist auf historischen Vorgaben auf, diese müssen aber durch die Gesellschaftsmitglieder reproduziert werden und sind dabei oft Gegenstand von Aushandlungsprozessen« (Salmen, Neuhoff, Weber-Krüger 2007: 185).

Das System der öffentlichen Anerkennung ist auch innerhalb einer Szene gültig. Im Buch »Ökonomie der Aufmerksamkeit« erläutert Georg Franck, wie in der modernen Gesellschaft Subjekte und Gruppen durch gegenseitige Beachtung strukturiert werden.

»Um für kompetent zu gelten, muß man zunächst einmal in der Szene Anerkennung finden. Umgekehrt haben es alle, die in der Fachwelt für kompetent gelten, zu einem gewissen Vermögen der Beachtlichkeit gebracht. In diesem Vermögen ist nicht einfach Beachtung, sondern Beachtung, gewichtet nach Kompetenz beziehungsweise Reputation der jeweils beachtenden Person, akkumuliert« (Franck 1998: 161).

Die Stellung als eine beachtete Persönlichkeit ist, wie Franck es umschreibt, eine umkämpfte, aber zugleich ist sie mit der Macht der Anerkennung versehen, die wiederum eine anziehende Wirkung entfaltet. Durch die ihnen

zugeschriebene Position führen die Interviewten vor, wie ein Musiker Aufmerksamkeit adaptiert und somit das symbolische Kapital akkumuliert, um auf dem Feld der Kunst zu bestehen.

»Stars werden nicht – jedenfalls nicht nur – angehimmelt, weil die Leute Lust am Anhimmeln hätten, sondern weil sie sehen und lernen möchten, wie man es macht, zu glänzen. Idole werden nicht aus Versehen zu Vorbildern. Sie werden Vorbilder, indem sie vormachen, wie man die Blicke auf sich zieht« (Franck 1998: 169).

Die Fachzeitschriften bilden Instanzen, die Aufmerksamkeit als symbolisches Kapital festlegen. Auf diese Weise kann ein Publikum erreicht und erweitert werden. Die Generierung von Aufmerksamkeit ist nicht zwingend mit ökonomischem Erfolg kohärent:

»Ich wollte mehr über die wirkliche Welt lernen. Und Institutionen wie eine Universität bringen dir über das wahre Leben nichts bei. Da lernst du nichts über das Scheitern, stattdessen geht es um Lernerfolge. Aber im Leben gibt es nun mal viel mehr Scheitern als Erfolg und vom Scheitern lernt man einfach viel mehr. Ich wollte lernen, wie es ist, kein Geld zu haben und kämpfen zu müssen. Ich wollte Musiker sein« (Winston 2012: 65).

In den Aussagen werden vor allem unsichere Beschäftigungsverhältnisse angesprochen. Diese prekären Arbeitsverhältnisse werden als strukturelles Merkmal einer hauptberuflichen Beschäftigung als Musiker benannt. Die Darstellungen der Arbeits- und Lebensbedingungen sind mit Eigenschaften verbunden, die man für ein Bestehen auf dem Feld benötigt. Über Verweise auf spezifische Attribute versuchten die interviewten Musiker Aufmerksamkeit zu generieren. Dazu gehören musikalische Vielseitigkeit, Kontaktpflege oder eine entsprechende Charakterstärke sowie die Fähigkeit, Aufmerksamkeit zu generieren. Sie werden zu einem Mittel, um eine Deutungsmacht aufzubauen, und gleichzeitig zu einem Diskursgegenstand. Sie bieten damit eine Anleitung für *Bewegungsmöglichkeiten* auf dem modernen Musikmarkt:

»Er kann sowohl aus der komplexen sozialen Einbindung (sub)kultureller Zusammenhänge heraus agieren (Punk, Rap, Hip-Hop) als auch die gecastete



Personifizierung eines synthetischen Produkts sein (Boygroups, Girlgroups). Er kann als solipsistische Künstlerpersönlichkeit ganz auf sein Instrument fixiert sein (viele Jazz-, insbesondere Free-Jazz-Musiker) oder in der Rolle des Folk Hero als Sprachrohr seiner Fans agieren (Dylan, Springsteen, Grönemeyer). Er kann sich als solider Handwerker verstehen (Session- und Studiomusiker), aber auch als Kopf und Aushängeschild eines Multimedia-Entertainment-Konzerns (Michael Jackson, Madonna) fungieren« (Wicke 2007: 239).

Deutungsmacht

Durch ihre renommierte Position können die Musiker eine Deutungsmacht über Eigenschaften beanspruchen, die es braucht, um auf dem Feld zu bestehen.

»Interviewer: ›Was ist deiner Meinung nach das Wertvollste, das du in deiner bisherigen Karriere als Bassist gelernt hast?«

Robbee Marino: ›Am Anfang sollte man versuchen, sich ein breites Spektrum anzueignen, damit man herausfindet, was einen besonders anspricht. Das kann man nur durch Ausprobieren feststellen. Wenn es einem dann irgendwann gelingt, seine eigene ›Stimme‹ zu finden und nicht nur zu imitieren, wird man vom Musiker zum Künstler. Gerade für einen Bassisten ist es auch extrem wichtig, sich immer ins Bandgefüge einzufügen und auf den Song zu hören« (Mariano 2013: 62).

Der Bassist Robbee Mariano nimmt in dieser Passage auf seine Berufserfahrung Bezug. Die Befähigung, unterschiedliche Musik spielen zu können und seine Rolle in einem Ensemble zu kennen, verweist auf eine Bassisten-Position zwischen künstlerischer Individualität und musikalischer Dienstleistung.⁶ Die Interaktion der Subjektelemente der Erfahrung und der Reputation kennzeichnet die geforderte Aussage als deutungsmächtig, da sie eine bewährte Handlungsanleitung darstellt, mit der sich ein Akteur in eine anerkannte Position gebracht hat. Normative Aussagen über Berufsalltagsbeschreibungen, Arbeitsprozesse und generelle Anforderungen des Musikerberufes finden sich häufig in biographischen Kontexten. In den Inter-

⁶ Die Bias zwischen Selbst und Kollektiv wird im weiteren Verlauf dieser Abhandlung erneut thematisiert, sobald die Musikertypologie klarer umrissen ist.

views werden verschiedene Entwicklungsstufen des Musikers thematisiert, um dem Leser die Möglichkeit zu geben, aus dem biographischen Erfolg Rückschlüsse zu ziehen.

»Als Musiker ist es wichtig, dass man seine eigene Sprache findet und sein Vokabular erweitert. Mein Lernkonzept ist während meiner Schulzeit durch meinen Klavierlehrer Erik Siefert entstanden. Er hat mir gezeigt, wann ich eigentlich was kann. Ich war ein fauler Schüler und wir haben erst dann das nächste Stück gespielt, als ich es richtig konnte. Dieses Modell habe ich für alles später angewendet. Häufig arbeiten Lehrer mit ihren Schülern nur oberflächlich die Übungen durch. Das oberflächliche Können unterscheidet den Amateur vom Profi« (Heidepriem 2013: 14).

In Bezug auf seinen erhaltenen Klavierunterricht zeigt Heidepriem eine beispielhafte Musikersozialisation auf. Im Text inbegriffen sind abermals Schlüsselkompetenzen, die einen professionellen Musiker ausmachen, in diesem Fall eine disziplinierte und intensive Auseinandersetzung mit musikalischen Lernstoffen. Dieser Lernzugang grenzt Amateure von Profimusikern ab. Sprache tritt als Allegorie für Musik auf und das Erlernen musikalischer Fähigkeiten bildet einen Weg zur künstlerischen »Mündigkeit«. Der Wandel vom »faulen Schüler« zum anerkannten Profi verweist auf die Bedeutung von Disziplin und die Notwendigkeit einer Selbstgestaltung. Solche Formen der Selbstgestaltung werden auch von anderen Musikern angesprochen.

»Interviewer: Was macht in deinen Augen einen guten Schlagzeuger aus?
Anthony Crawford: Allen voran kommt für mich eine stabile Time und dann die Bass Drum. Wenn die Kick Drum präsent und solide ist, kann ich mich draufsetzen und dann bringt das den gesamten Groove weiter. Bass und Schlagzeug sind eben das Fundament einer Band und das muss passen« (Crawford 2013: 74).

Die stereotype Zuschreibung, ein sicheres Rhythmusgefühl haben zu müssen verweist, auf das sich gegenseitig stützende System aus Erwartungen, wodurch ein Feld konstituiert wird. Die Rolle eines Bassisten ist festgelegt und muss im Bandgefüge »eben passen«. Positionen etablieren sich durch diese Erzählpraxis als historisch variable Norm, die stets ausgehandelt wer-

den muss.⁷ Auch als außermusikalisch geltende Qualitäten spielen bei der Positionsbestimmung eine Rolle.

»Ich bin nun mal viel unterwegs und habe immer Kontakte gepflegt. Wenn man sich im Proberaum vergräbt, dann weiß niemand von dir« (Fa 2013: 27).

Die Rolle von Netzwerken als sozialem und kulturellem Kapital ist den Musikern durchaus bewusst, wie der Tourschlagzeuger Patrick Fa ausführt. Als soziales und kulturelles Kapital bildet das Netzwerk eine Kompensation zu einem deregulierten, sich ständig wandelnden Musikmarkt, der gerade aufgrund seiner permanenten Neustrukturierung als unsicher und prekär empfunden wird. Wie Howard S. Becker in seiner wegweisenden Studie »Außenseiter« ausführte, kommt Netzwerken eine herausragende Bedeutung im Musikerberuf zu. Am Beispiel von Jazz-Musikern stellt er dar, dass der Zugang zu diesen Gruppen reguliert ist und dass hierüber die Auftragslage der Teilnehmer zu sichern versucht wird (Becker 1973: 94). Die Notwendigkeit der Absicherung ist ein Bestandteil des Berufes:

»Leider werden die Spielmöglichkeiten für gut bezahlte Jobs immer weniger. Immer mehr Veranstalter nutzen es aus, dass viele Musiker gerne spielen und es ihnen egal ist, ob sie dabei noch etwas verdienen. Wenn die Musiker meiner Generation das auch noch machen würden, hätten die jungen Musiker überhaupt keine Chance mehr« (Heidepriem 2013: 13).

Der Bassist Thomas Heidepriem verweist mit dieser Aussage auf das Kompetitive des Musikmarktes. Konkurrierende Gruppen werden hierbei nach dem Alter abgegrenzt. Gleichzeitig konkretisiert der Interviewte seine Position nicht nur auf die Zugehörigkeit zu einkommensabhängigen Musikern, sondern auch zu einer bestimmten Generation, die spezifischen Problemen entgegenblickt.

⁷ Bei dieser Entwicklung muss man ebenfalls die generelle Ausdifferenzierung musikalischer Aufgaben betrachten, die das Entstehen eines ausführenden und kreativen Parts mit sich brachte. Ein Umstand, der in der breiten Rezeption von insbesondere Musikstars wenig Beachtung findet, in der häufig der ausführende Künstler mit dem Urheber eines Musikwerkes gleichgesetzt wird (Smudits 2007: 138).

In den Interviews begegnet man auch neuen Anforderungen durch die Aneignung von neuen Kompetenzen:

»Ich erzähle meinen Bass-Studenten, dass es mehr als nur das Instrument gibt. Du musst alles können – Aufnehmen, Mixen, Produzieren, Demos machen, Sounds finden. Das ermöglicht mir, meine Erfahrungen zu teilen. Leider ist es ja so, dass du als Meister deines Instruments nicht mehr weit kommst, weil das musikalische Umfeld anders ist. Du musst dich zum Beispiel sehr gut promoten können. Du brauchst Internet, du brauchst Video. Du musst dich mit einem Publikum verbinden, und das hat nichts mit deinen künstlerischen Fähigkeiten zu tun« (Henderson, Willis 2012: 80).

Gary Willis von der Band Tribal Tech führt einen weiteren Katalog an Kriterien auf, wie z. B. technische Kompetenzen und Kenntnisse über das Aufnehmen, die Distribution oder die Promotion. In diesen Eigenschaftsanforderungen spiegeln sich die Verhältnisse des zeitgemäßen Arbeitsmarktes für professionelle Musiker wider. Die Angestelltenverhältnisse in z. B. Rundfunkorchestern sind durch Sparzwänge der Kulturpolitik zurückgegangen, so dass heutige Musiker sich vermehrt in der Rolle von Freischaffenden wiederfinden. Die neue Situation bedingt eine Reihe von zusätzlichen Kompetenzen distributiver und kaufmännischer Art, die das reine Studio- und Bühnenspiel übersteigen (Smudits 2007: 137). Eine solche Einordnung entspricht den aktuellen Entwicklungen. Auch Musikhochschulen oder Ratgeberliteratur erachten solche Kompetenzen als notwendig.⁸

Die in den Interviews dargestellten Anforderungen skizzieren das Bild eines Musikers, der einer selbstgeführten Gestaltung bedarf, um im Feld zu bestehen. So werden die gesellschaftlichen Anforderungen an einen Musiker von diesem angenommen und wie selbstverständlich rekonstruiert.

»Die in einem musikalischen Akt steckende ›Disziplin‹ drückt dessen Konformität zu den gesellschaftlich verbindlichen Standards der Musik aus. Die Grundlage dafür ist eine langjährige musikalische Ausbildung und Praxis, die

⁸ Zu den aktuellen Tendenzen siehe Just 2014, Lehmann-Wermser u. a. 2007, Gembris, Langner 2005, Kim 2000.



ein hohes Maß der Disziplinierung des Musizierens beinhaltet. Perfektion läßt sich nur durch lang andauerndes, unvermeidliches Üben erreichen. De facto ist dieses Üben gesellschaftlich auferlegter und verinnerlichter Zwang. Es müssen ständig Versuche unternommen werden, bislang nicht bewältigte Partituren doch zu bewältigen, Fehler zu korrigieren, es muß schier endlos wiederholt werden, was nicht sitzt« (Münch 2007: 38).

Musikunternehmer

»Das Subjekt ist als sozial-kulturelle Form zu verstehen, als kontingentes Produkt symbolischer Ordnungen, welche auf sehr spezifische Weise modellieren, was ein Subjekt ist, als was es sich versteht, wie es zu handeln, zu reden, sich zu bewegen hat, was wollen kann. Der Einzelne – als körperlich-mentale Entität – wird zum Subjekt und existiert in der zeitlichen Sequenz seiner Existenz allein im Rahmen kollektiver symbolischer Ordnungen, die in spezifischer Weise Subjektpositionen definieren und Subjektkulturen bilden« (Reckwitz 2006: 34).

Subjekte sind laut Andreas Reckwitz immer einem gesellschaftlichen Feld zugeordnet – wie dem Feld der Politik, Kunst etc. In einer späteren Analyse definiert Reckwitz Felder als Gestaltungsräume, die eigene kulturelle Codes produzieren und damit ein ebenso feldspezifisches Subjekt; dieser Vorgang wird von ihm als »Subjektivierungseffekt« umschrieben (Reckwitz 2008: 88). Soziale Felder produzieren eigene Subjektivierungen, die bestimmte Verhaltensweisen fördern und fordern. Die Macht, welche diese gesellschaftlichen Vorstellungen in Subjekte einschreibt, wird von Ulrich Bröckling als Subjektivierungsregime begriffen, das als Struktur die Felder reguliert, die Akteure formt und durch sie wirkt.

»Was hier als Subjektivierungsregime angesprochen ist, läßt sich deshalb auch nicht auf einen moralischen Code reduzieren. Es bündelt nicht nur einen Kanon von ›Du sollst dieses‹-/›Du darfst nicht jenes‹-Regeln, sondern definiert auch die Wissensformen, in denen Individuen die Wahrheit über sich erkennen, die Kontroll- und Regulationsmechanismen, mit denen sie konfrontiert sind, die Spezialisten, deren Ratschlägen und Anweisungen sie Autorität zusprechen, sowie die Sozial- und Selbsttechnologien, [...]« (Bröckling 2007: 38).

Die Subjektivierung befähigt menschliche Akteure erst, an einem Feld adäquat zu partizipieren und sich in diesem zu behaupten. Subjektivierung ist laut Bröckling »als ein Formungsprozess zu verstehen, bei dem gesellschaftliche Zurichtung und Selbstmodellierung in eins gehen« (Bröckling 2007: 31). Die Koordination des Subjekts durch repräsentative Ordnungen steht in einer Wechselbeziehung zu seinen Handlungen. Die Spielregeln eines Feldes sind entsprechend nur so einflussreich und bestimmend, wie sie durch handelnde Menschen immer wieder hervorgebracht und bestätigt werden. Ein Subjekt bildet entsprechend ein Konglomerat von soziokulturellen Bedeutungen, das gesellschaftlich repetitiv neu ausgehandelt und von Akteuren inkorporiert und reproduziert wird. Andreas Reckwitz umschreibt diese Kulturalisierung als

»Abhängigkeit der jeweiligen Subjektivierungsweise von historisch und lokal spezifischen Repräsentationssystemen [...] Die kulturwissenschaftliche Analyse richtet sich entsprechend auf die Art und Weise, in denen solche Wissensordnungen Subjektivität definieren, produzieren und instituieren. Subjekt-Rationalitäten sind dann immer relativ zur jeweiligen Wissensordnung zu verstehen« (Reckwitz 2008: 78).

Musikalische Dienstleister/Auftragsarbeit

Wie es der Musikhistoriker Walter Salmen ausführt, folgen Musiker einer Berufung zu einer künstlerischen Leistung, aber auch einem Beruf, der mit erwerbsbedingten Dienstleistungen verbunden ist (Salmen, Neuhoff, Weber-Krüger 2007: 187). Es herrscht dabei ein Missverhältnis zwischen der beruflichen Realität des Musikers und seiner gesellschaftlichen Rezeption vor. Durch die öffentliche Dominanz des Endproduktes künstlerischer Arbeit z. B. in Form eines Albums oder einer Vorstellung, verbunden mit einer mangelnden Einsicht in entsprechende Produktionsprozesse hat sich das Bild von Kunstberufen als »spielerische[r] Alternative zur Zweckrationalität der Erwachsenenwelt« (Salmen, Neuhoff, Weber-Krüger 2007: 189) verbreitet. Die Einkommensverhältnisse pendeln zwischen dem Existenzminimum und opulenten Gagen (Salmen, Neuhoff, Weber-Krüger 2007:



194). Entsprechende Ambivalenzen werden auch in den Interviews manifest.

»Ab und zu muss ich auch mal ein paar Business-Decisions machen. Und das Angebot war so erheblich gut, dass ich ein Idiot gewesen wäre, es nicht anzunehmen. Bei Steven Wilson und Joe Satriani bin ich ganz klar der hired drummer. Da zählen dann eben auch Business-Aspekte« (Minnemann 2013: 22f.).

»Aber ich spiele solche Gigs ja gerne, sozusagen als Auftragsserienkiller. (lacht) Das ist der Job – und der muss erledigt werden« (Fa 2013: 30).

»Wenn Leute wie ich über 50 sind, dann willst du nicht mehr für umsonst touren. Ich toure, seit ich 20 bin und ich muss davon leben« (Henderson, Willis 2012: 78).

Die Ausrichtung und notwendige Veränderung in Richtung eines Musikerunternehmers impliziert eine Unterwerfung unter rein ökonomische Aspekte. Bezeichnungen wie *das Geschäftliche* oder *Business-Sachen* nehmen die Rolle von Signifikanten ein, deren Einhaltung zum strukturellen Bestehen notwendig ist. Eine Dienstleistungsebene stellt eine Möglichkeit dar, entsprechende Subjektkomponenten sinnhaft zu machen.

»Hier geht der Sound vor, egal ob das schwer zu spielen ist. Das muss ich als Spieler hinkriegen. Und man muss mit dem FOH zusammenarbeiten. Denn er hat den Überblick und weiß, wie die Drums im Kontext klingen sollen. Sein Feedback ist wichtig, weil ich das Schlagzeug ja nie von vorne höre« (Fa 2013: 28).

»Der Produzent hat natürlich das letzte Wort und so ist man gefordert, gemeinsam das Beste aus der Situation zu machen. Es muss immer ein Miteinander sein, man darf sich nie in seinem Ego verlieren« (Gebauer 2013: 66).

In der Spielpraxis erscheint der Unterschied zwischen einem eigenständigen freien Spiel und einer dienstleistungsorientierten Banddienlichkeit. Der Vorrang der banddienlichen Position findet sich bei vielen Interviewten im Motiv des »Sich-Selbst-Zurückstellens«. Diese Haltung wird durch eine Sicherstellung des reibungslosen Ablaufs begründet, die eine Kenntnis von zugewiesenen Rollen durch alle Beteiligten voraussetzt. Die wirklich-

keitsbezeugende Praxisrelevanz verweist hier insbesondere auf einen Aspekt der Kollektivität, wonach das Zurückstellen von Individualität ein gemeinsames Fortkommen fördert. Eine komplette Ausrichtung auf ein strukturelles Funktionieren von routinierten Handlungsabläufen im Musikgeschäft oder der notwendigen Einpassung in eine Profiband stellt einen wichtigen Legitimationspunkt für die Adaption von Eigenschaften her, die über den persönlichen musikalischen Ausdruck hinaus reichen und an feststehende Strukturen des Musikmarktes anschließen. Durch die Wandlung zu einem Dienstleister nimmt die Subjektivierungsform Anteile auf, die als strukturimmanente Bestandteile die Ausübung des Berufes als Musiker legitimieren. Wie es Ulrich Bröckling für die Subjektivierungsform des »unternehmerischen Selbst« feststellt, muss diese durch Technologien des Selbst angeeignet und geformt werden, damit sie als feldrelevante Subjektform gültig wird (Bröckling 2007: 39). Die Limitierung durch einen »dienstleisterischen Spielstil« stellt ein obligatorisches Moment der Subjektivierung dar, indem, laut Judith Butler, die Entwicklungsmöglichkeiten eines Subjektes eingeschränkt und den vorhandenen Elementen eine bestimmte Kontinuität zu Teil wird (Butler 2001: 82).

Selbstverwirklichung

Der Kennzeichnung eines Musikmarktes als hartem Feld, dessen Bedingungen man sich bis zu einem gewissen Grad beugen muss, steht in vielen Interviewpassagen eine freie Entfaltung durch das Musizieren entgegen.

»Ich schnappe mir meine Gitarre, spiele stundenlang vor mich hin und manchmal entsteht ein Song. Ich setze mich nie unter Druck wenn ich spiele. Es muss ein Zustand entstehen, in dem Musik aus mir herausfließt. Das ist fast wie Meditation, vermute ich mal, ein Zustand in dem Zeit nicht existiert, wo im Grund gar nichts existiert, nur die Musik. Aber dafür muss alles stimmen. Das kann man nicht erzwingen« (Soraia 2012: 57).

»Es ist wunderbar, wenn Passion, Geist und Kreativität so frei sind, dass man sich öffnet, locker spielt und alle Ideen im Fluss sind. Ich sehe Musik als Ganzes und wende alle mir erdenklichen Möglichkeiten an in der Schaffung kreativer Prozesse« (Minnemann 2013: 17).



Bei vielen Interviewten wird die kreative Verwirklichung mittels der Metapher des »Fließens« deutlich. Das Musizieren im Rahmen eines kreativen Prozesses erhält Assoziationen einer zwanglosen und erfüllenden Tätigkeit. Diese Wahrnehmung des Musizierens geht eine Verbindung mit Berufskonnotationen wie Disziplin oder Arbeit ein.

»Für mich war Musik immer ein natürlicher Weg. Und ohne Musik könnte ich mir ein Leben auch nicht vorstellen. Ich kann ja nichts anderes. (lacht) Ich hatte nie eine halbherzige Haltung und nehme meine Arbeit sehr ernst« (Minnemann 2013: 18).

»Interviewer: ›Was ist die Antriebsfeder?«

Marco Minnemann: ›Etwas eigenes zu kreieren Kraft des eigenen Willens einer musikalischen Idee – das kann man für Geld nicht kaufen. Es ist ein wirkliches Privileg, von und durch die Kreativität leben zu dürfen« (Minnemann 2013: 22).

Der Wunsch, diesen Beruf auszuüben, ist in vielen Interviews mit solchen Formen der Selbstgestaltung gepaart. Die Musiker versuchen, den Widerspruch zwischen Anpassung an strukturelle Berufsanforderungen und dem Streben nach künstlerischer Verwirklichung aufzulösen.

Durch diese essentialistische Verwebung von Person und Ausdruck erhält die Berufung zum Musiker eine Unausweichlichkeit. Ein Zustand des »Spielendürfens« ist purifizierend, wodurch die Interviewten ganz in ihrem Element sind und das ausüben dürfen, wozu sie sich bestimmt fühlen. In diese Vorstellung ist das Attribut der Kreativität fest implementiert, das auf einen individuell angesiedelten Schaffensprozess verweist.

Der Einsatz von Normen, Stereotypen oder Erzählungen objektiviert Verhältnisse. Das unternehmerische Selbst bindet damit Gegenbewegungen in seine eigene Logik ein und instrumentalisiert wortwörtlich den Selbstverwirklichungsantrieb der Künstler (Bröckling 2007: 40). Musiker agieren somit im »neuen Geist des Kapitalismus«, da ihre künstlerische Selbstverwirklichung als Antrieb für ökonomische Unterfangen dient (Boltanski, Chiapello 2003). Laut Robert Foltin muss der postfordistische Arbeiter alle seine Kapitalsorten in den Produktionsprozess einbringen. Somit werden

unterschiedliche Subjektformen zusammengeführt, die an die einzelnen Kapitalien gebunden sind (Foltin 2010: 64). Auch der Musiker muss sich den zahlreichen Anforderungen stellen und mit sich selbst (seinen persönlichen Neigungen, Wünschen, Hoffnungen, Fähigkeiten) aushandeln.

Selbstverwirklichung und Unternehmertum lassen sich auf unterschiedliche Arten in eine Subjektform integrieren. Die Musiker der Musical-Show *Blue Men Group* betonen so z. B., wie sie die Anstellung bei dieser Show von ökonomischem Druck entlastet.

»Wir zelebrieren hier den Gedanken der Community und fühlen uns durch den Input, den jeder durch seine Projekte in die Gruppe bringt, eher gestärkt. Wir als Show gewinnen dadurch. Wir alle haben durch dieses feste Engagement wunderbare kreative Freiheiten in unseren Nebenprojekten, da die finanziell nicht sofort greifen müssen. Dadurch wird im Grunde die Kunst gefördert« (Fischer, Starrett, Helow, Anania, Vonder Gret, Burkamp 2013: 40).

Ein Mindestmaß an ökonomischem Kapital wird von einigen Musikern als zweckhaft dafür empfunden, sich persönlich entfalten zu können. So stellen manche Projekte ›nur‹ Dienstleistungen dar, für die allerdings der gleiche Grad an Perfektion und Einsatz gefordert wird, wie für die eigenen kreativen Leistungen. Diese Haltung bringt widerstrebende Subjektelemente zusammen. Selbst bei strikten Mustern, wie dem Auftragsmusiker, werden noch Gestaltungsspielräume betont.

»Ich wollte nie Rockstar oder der ›Funky König von Deutschland‹ werden, sondern ein mit allen Wassern gewaschener, erfahrener Studiomusiker. Daran arbeite ich immer noch« (Gebauer 2013: 65).

Bei dem Bassisten Günther Gebauer wird die Verwirklichung des Ideals eines dienstleistenden Studiomusikers deutlich. Diese Aussage verweist auf den Zwischenraum von struktureller und persönlicher Verwirklichung, die der Musiker integrieren muss.

Diese Bedingungen relativieren sogar obligatorische Strukturanforderungen.

»Mein Job ist sozusagen ein Hybrid aus Tour-Drummer und kreativer Arbeit. Ich hab mir meinen eigenen Spot geschaffen« (Fa 2013: 27).

»Ich spiele nach wie vor auf anderen Produktionen mit, aber Bands, mit denen ich auf Tour gehe – das sind die Projekte, die mir ganz persönlich gefallen. Persönlich im wahrsten Sinne, denn es sind Menschen, mit denen ich klarkomme. Kompromisslos. Eine Tour mit Idioten in der Band würde ich nie annehmen. Ich hab schon etliche hochdotierte Angebote renommierter Bands abgelehnt« (Minnemann 2013: 22).

Beiden gemeinsam ist die Haltung eigen, durch ihre Position im Feld nicht mehr von jedem Angebot abhängig zu sein und es sich leisten zu können, die Umstände zu bestimmen, unter denen sie arbeiten wollen. Diese Vorstellung von ihrer Unabhängigkeit verbinden sie mit ihren strukturgestaltenden kreativen Möglichkeiten. Voraussetzung dafür ist die vorgängige Anpassung an die Regeln des Feldes. Eine Vereinbarkeit der Elemente hängt von einer gelungenen Integration dieser Regeln ab.

In der Selbstverwirklichung ist als Ziel die Entwicklung des Musikerberufes inhärent. Wie es Peter Wicke ausführt, breitete sich seit der Etablierung der Stile Bebop und Hardbop das Paradigma der kommerziellen und nichtkommerziellen Musik in der Popkultur aus.

»Die Basis dafür ist freilich mitnichten eine tatsächliche Verweigerung der Warenförmigkeit des Musizierens gegenüber ihrer reibungslosen Erfüllung, sondern vielmehr die Behauptung des Anspruchs auf künstlerische Selbstverwirklichung in ihr« (Wicke 2007: 236).

Die künstlerische Selbstverwirklichung und kommerzieller Erfolg bilden entsprechend zwei voneinander abhängige Pole auf dem Musikmarkt. In den Interviews werden mögliche Formen dargestellt, wie diese beiden Charakteristiken in einem Ganzen integriert werden können.

Subjektivierungsformen

Der Musiker handelt seine Position zwischen unternehmerischem und selbstverwirklichendem Selbst aus. Dieser Aushandlungsprozess lässt sich auf drei Formen verdichten:

I. **Musikalischer Dienstleister:** Diese Subjekte adaptieren überwiegend die Regeln ihres Feldes. In diesem Rahmen gehen Individuen völlig in einer Subjektivierungsform auf (z. B. als Tourschlagzeuger oder Studiobassist). Kreativität dient hier als Antrieb musikunternehmerischer Praktiken und hat einen rekombinativen Charakter, da sie sich an gefestigten Strukturen von Genres orientiert. Eine Selbstverwirklichung findet in dem Vollzug dieser Rolle statt.

II. **Kreativunternehmer:** Diese Subjektform ist eine Suchbewegung nach einem Gleichgewicht zwischen der Realisation eines eigenen autonomen musikalischen Ausdrucks und den strukturellen Anforderungen eines Arbeitnehmers. Über dienstleistende Tätigkeiten, wie z. B. als Tourmusiker, wird das Einkommen gesichert und damit Projekte finanziert, die dem Künstler als Ausdruck seines Geschmacks dienen.

III. **Autonomer Musikkünstler:** Diese Subjekte orientieren sich am romantischen Bild einer von Strukturzwängen losgelösten Selbstverwirklichung, deren oberste Prämisse der eigene Geschmack darstellt. Der Preis für diese Handlungsoption ist ein hoher Grad an Prekarität, da eine Orientierung an Restriktionen und Konventionen des Marktes abgelehnt wird. Die Tätigkeit richtet sich weniger nach Vorgaben einer Kulturindustrie als nach der persönlichen Entfaltung.

Der Fluidität des Feldes entsprechend sind die Formen ineinander übergehend. Wie es sich in den Interviews zeigte, ist es nicht selten, dass Musiker sowohl Auftragsmusiker als auch freischaffende Komponisten sind und sich ebenso zwischen diesen Polen bewegen.

Ambivalenz als Potenzialraum

Die Orientierung an Unternehmer- und Künstler-Motiven ist in unterschiedlichen Ausprägungen sichtbar. Die Interviewten zeigen Möglichkeiten auf, wie man mit diesen Bildern umgehen kann.



Individuelle Entwicklung der Akteure

Neben der Ankopplung an etablierte Subjekt-Elemente, wie z. B. die Disziplin oder das Erarbeiten eines Netzwerkes, verweisen die Fachmagazine auf die Dynamik des Musikmarktes, an die es sich anzupassen gilt.

»Das ist eine Sache des Timings. Tribal Tech hatte die Zeit der Plattenfirmen hinter sich gelassen, als das Internet startete. Aber es war noch nicht so zu nutzen, wie wir es gebraucht hätten. Und die Plattenfirmen waren nicht da, als wir sie brauchten. Es war eine verfahrenere Situation. Inzwischen ist das Internet perfekt für die Vermarktung und Plattenfirmen sind nicht mehr so wichtig« (Henderson, Willis 2012: 80).

Je von der Position der Interviewten werden Nachteile oder Vorteile der digitalen Technologien betont. Während Musiker der Fusion-Band Tribal Tech in der digitalen Distribution eine Möglichkeit sehen, ihre ökonomischen Geschicke selbst in die Hand zu nehmen, sehen Studiomusiker wie Günther Gebauer das digitale Zeitalter als Bedrohung für ihren bisherigen Unterhalt.

»Interviewer: ›Wie hat sich aus deiner Sicht die Studiosituation für Musiker von damals zu heute geändert?«

Günther Gebauer: ›Grundlegend, es hat sich alles auf den Kopf gestellt. Durch die Möglichkeit, vieles zu programmieren, und durch die Download-Angebote im Internet hat sich die Situation drastisch geändert. Studios haben zugemacht, die Firmen haben kein Geld mehr oder wollen keines mehr ausgeben« (Gebauer 2013: 66).

Die Musikerentwürfe passen sich auf je eigene Weise den Strukturveränderungen an. Ausschlaggebend ist die Position der Interviewten im Feld. Als Musikertyp, der primär mit eigenen Kompositionen und seiner Reputation als herausragendem Musiker seinen Unterhalt bestreitet, haben Tribal Tech andere Anforderungen und Möglichkeiten, das Internet als Distributionsmedium zu nutzen. Günther Gebauer rezipiert die Veränderungen aus seiner Perspektive als Studiomusiker, für den eine Verbreitung von Aufnahmetechniken eine essentielle Bedrohung darstellt. Der Beruf des Musikers ist immer von medialen Entwicklungen betroffen. Medienrevolutionen können die Reichweite von Musikern erhöhen und gleichzeitig zum Absterben

von ganzen Berufszweigen führen (Smutids 2007: 144). Vorteile und Nachteile entstehen für Musiker je nach den Abhängigkeitsverhältnissen, in denen sie sich befinden. Aus der Diskursivierung der Umstände erwachsen spezifische Positionierungsmöglichkeiten:

»Lass dich als Musiker nicht in deinem Selbstwertgefühl einschränken. Wir sind ein wichtiger Teil der Kultur und Musik darf es nicht für lau geben. Unter anderem durch die ganze Download-Thematik wird Musik in den Köpfen der Leute entwertet. Sie ist ständig präsent und viele haben mehrere Tausend Titel auf ihrem mp3-player oder Rechner. Das empfinde ich als sehr negativ. Aber ich denke, dass handgespielte Musik dennoch für ewig ihren Wert behalten wird« (Gebauer 2013: 66).

Hier ist das Musizieren unmittelbar an eine finanzielle Komponente gekoppelt, mit der eine Wertschätzung für den Musiker als Künstler einhergeht. Bezeichnend ist die Gleichstellung des Musikers mit seinen Erzeugnissen. Die digitale Verfügbarkeit stellt demzufolge eine »Entwertung« der Produktionen dar und somit eine Geringschätzung der Musikschaffenden. Ein Festhalten an der traditionellen Verwertungskette verspricht eine entsprechende Aufwertung des Musikers. Verweise auf Feldeigenheiten als Restriktionen und Subventionen finden sich auch in anderen Formen.

Umwandlung der Feldanforderungen

»Ich möchte das nicht dramatisieren, aber im eigenen Land hab ich immer die meiste Kritik erfahren. Auch aus den eigenen Reihen kam diese ablehnende Haltung gegenüber meinen Solo-Projekten. Meine musikalischen Visionen und auch komplexe Kompositionen wurden oft nicht ernst genommen oder ihnen wurde mit Ironie begegnet« (Minnemann 2013: 17).

»Ich kann mir erlauben, so was zu machen, weil ich ja keine Plattenfirma im Hintergrund habe. Und es ist total abgefahren, wenn du alleine im Studio sitzt und alles machen kannst, was deine Fantasie hergibt, weil dir keiner reinredet« (Minnemann 2013: 18).

Marco Minnemann führt seinen schwierigen, den der etablierten Struktur entgegenstehenden Weg, bis zur Anerkennung als eigenständiger Komponist an. Eine erhöhte Autonomie empfindet er als künstlerische Bereiche-



rung, die seiner Kreativität zu Gute kommt, weil sie ihm keine kommerziellen Vorgaben auferlegt, seine Produktionen an die Kulturindustrie anzupassen. Eine ähnliche Positionierung ist ebenfalls bei anderen Künstlern vorhanden, vor allem bei freischaffenden Komponisten, die von ihren eigenen Werken leben.

»Wir kümmern uns nicht darum, was die Leute von uns erwarten, uns geht es nur darum, von Album zu Album besser zu werden. Insofern forcieren wir keine bestimmten Direktiven, sondern lassen die Dinge sich natürlich entwickeln« (Demata, Greaves 2012: 49).

Mit der Intention eines radikalen Selbstaudrucks stellen sich die befragten Musiker mit ihrem Tun in eine unmittelbare Opposition zu dem bereits Abgeschlossenen (dem Getanen). Die Verhältnisse, in die Musiker als Subjekte eingebettet sind, stellen auf diese Weise nicht feststehende Fakten dar, sondern sind wandelbar. In dieser Attitüde wird eine kreative Macht deutlich, die strukturellen Vorgaben gestalterisch zu nutzen.⁹

Die aktuelle kultur- und sozialwissenschaftliche Literatur zu Subjektivierungsformen betont den Machtgehalt, der sich hinter der Konstitution von Subjektformen verbirgt. Jede Subjektform hat ihre eigenen, sie leitenden Muster, die sich überschneiden und widersprechen können. Die Inszenierung von kohärenten Idealsubjekten geschieht immer unter dem Einfluss einer Macht und hat einen holistischen Wahrheitsanspruch zum Ziel. Auf diese Art wird die Heterogenität und Inkohärenz ursprünglich widerstrebender Subjektelemente gebändigt und kann als logisches Ganzes erscheinen. Durch den hermeneutischen und situationsadaptiven Charakter von Subjektformen werden je nach Kontext andere Elemente in der Subjektform dominant (Bröckling 2007: 21).

⁹ John Holloway unterscheidet in seinem Werk »Die Welt verändern ohne die Macht zu übernehmen« zwischen zwei Machttypen. Die kreative Macht befördert ein gestalterisches Tun, das in einem Getanen mündet, welches den Ausgangspunkt für das Gegenteil des ersten Machttyps bildet, eine instrumentelle Macht, die gesellschaftliche Machtverhältnisse reproduziert und erstarren lässt (Holloway 2002: 41ff.).

»Das Subjekt ist nicht als eine vorgängige Synthese, sondern als ein potentiell heterogenes Arrangement von Dispositionen, als eine ›Dispersion‹ zu verstehen, die innerhalb von Subjektkulturen auch in ihrer immanenten Widersprüchlichkeit reguliert wird« (Reckwitz 2006: 40).

Die Kollision von Selbstentwürfen und die Bildung von Ambivalenzen ist eher die Regel, die auf die immanenten Katachresen der Subjekte verweist. Je nach Person variiert das Arrangement mit dieser Situation.

Es können hybride Entwürfe zwischen den beiden Polen entwickelt und strukturell durchgesetzt werden. Die Subjekte positionieren sich als tätige und reflektierende Individuen durch Stellungnahmen zu den sie umgebenden Verhältnissen und Entwicklungen. Subjektivierungsformen des Selbstunternehmers und Künstlers fallen je nach Kontext in eins. Je nach Gewichtung der Situation und Antrieb der Musiker, z. B. von der Musik leben zu können oder eine radikale Selbstverwirklichung zu betreiben, haben sie die Tendenz ein »Anti-Subjekt« zu bilden (Reckwitz 2006: 45). In solchen Fällen bilden sie Ambivalenzen, die eine entsprechende Kohärenzarbeit von den Akteuren einfordern, um sie wieder zu einem sinnhaften Ganzen zu integrieren.

»Ich würde in diesem Zusammenhang vielleicht nicht gerade den Terminus ›es zahlt sich gerade aus‹ benutzen, denn danach trachten wir überhaupt nicht. Für uns ist nur wichtig, dass wir weiterhin Musik machen können. Wir lieben das Abenteuer, wenn es auf Tournee geht, wir sind bei der Entstehung der Alben gerne experimentell und kreativ. Insofern denke ich, dass wir sehr viel Glück gehabt haben, überhaupt so weit gekommen zu sein, egal ob es von nun an noch erfolgreicher wird oder nicht. Denn das spielt für uns keine Rolle, solange wir weitermachen und unsere Rechnungen bezahlen können« (Demata, Greaves 2012: 49).

In dem Interviewabschnitt kommen verschiedene Entwicklungen zusammen. Nach einer Erprobung auf dem Feld der Kunst sind unterschiedliche Rückschlüsse möglich. Die performative Verwerfung der Möglichkeit eines kommerziellen Erfolgs rückt eine Betätigung mit dem Ziel der Kreativität in den Vordergrund. Erwerb ist nur soweit wichtig, als dass er die kreative Umsetzung stützt. Eine musikalische Betätigung erhält damit den Charak-



ter eines in sich geschlossenen Systems: Musik machen, um weiter Musik machen zu können.

Eine Veränderung in der Reproduktion von Feldregeln hat Rückwirkungen auf selbige. Durch eine Ausdifferenzierung der Reproduktionsarten bildet sich ein Zwischenraum der Optionen heraus.

Aus diesem Zwischenraum erwachsen Handlungspotenziale für eine Veränderung der Objektivierungen. Potenziale werden in diesem Kontext als Rekonfiguration von Subjektelementen definiert. Die Bildung von neuen Varianten einer Subjektform vollzieht sich durch eine Neuausrichtung ihrer Komponenten. Da eine solche Modifizierung durch eine Vielzahl von unterschiedlichen Variablen einen Sinn erhält und der genaue Formungs- und Anordnungsvorgang nicht nachvollziehbar ist, kann man von einem Black Box-Charakter des Potenzialraums sprechen, bei dem nur eine Relation zwischen Input- und Outputvariablen erkennbar ist (Latour 2007).

Die Umwandlung der festgelegten Struktur ist wie ein »Schrei« nach Holloway zu verstehen, aus dem eine Transformation resultiert, die einzelne Musiker als Vielheit von Singularitäten positioniert. Die interviewten, gestandenen Musiker gehen über ihre Rolle als Träger von Feldregeln und – normen hinaus. Sie führen beispielhaft aus, was für Entwicklungen im Feld möglich sind. Es kommt zur Bildung von Singularitäten im Sinne von unterschiedlichen Subjektivationen und Subjektentwürfen (Foltin 2010: 131). Durch den individuellen Umgang mit einer handlungsleitenden Struktur erhält die Musikszene einen Multitudencharakter, als Zusammenschluss von Vielheit (Hardt, Negri 2004: 99).

Fazit: Potenziale als Antrieb von Strukturmodifikationen und Innovationen

Die Auswertung der Musikerinterviews aus szenerelevanten Fachblättern zeigte auf, wie sich Musiker durch unterschiedliche Formen der Profilierung als deutungsmächtige Akteure definieren. Hierzu gehören die Herstellung von stabilisierenden Referenzen und die Aufführung ihrer Berufspraxis. Akteure vermitteln aus der Position einer authentischen Vermitt-

lungsinstant wichtige Eigenschaften wie z. B. eine bestimmte Banddienlichkeit, eine kontinuierliche Wandlungsfähigkeit, den Stellenwert von Netzwerken als sozialem und kulturellem Kapital oder einer disziplinierten Arbeitsweise. Aus den leitenden Kriterien einer obligaten Kreativität und unternehmerischen Verwertungslogik zeigten sich unterschiedliche Musikerrollen, die Rezipienten einnehmen können. Entsprechende Subjektformen sind in ihrer Entwicklung nicht absolut. Durch die Diskursivierung der Strukturen lassen sich alternative Entwicklungen denken. Für dieses Unterfangen ist eine Kohärenzarbeit notwendig, die ambivalente Positionen in einer neuen Konstellation zusammenführt. Als Rückkopplungseffekte modifizieren sie die Handlungen der Subjekte und die Struktur des Feldes, wodurch sich wiederum Selbstbeschreibungen verändern. Gerade diese Potenziale werden als Grundlage für Weiterentwicklungen des Feldes angesehen. Der zeitgemäße Populärmusikmarkt ist auf eine Verbindung von Innovation und Tradition angewiesen. Seine Struktur ändert sich fortwährend und braucht eine kontinuierliche Anpassung.

Die Potenziale verweisen auf eine mögliche Selbstverwirklichung in unterschiedlichen Betätigungsformen und eine zunehmende Individualisierung der musikalischen Tätigkeit. Amateurmusikern und potenziellen Profimusiker-Aspiranten zeigen sich Wege und Entwicklungsmöglichkeiten im Feld der Musik. Die Notwendigkeit zur Wandlungsfähigkeit zeugt davon, dass eine Einheitlichkeit der Struktur in Konflikt zu den Entwicklungsmöglichkeiten der Akteure steht. Die Ausbreitung von gültigen Subjektformen schafft möglicherweise die Rahmenbedingungen für neue rechtliche Grundlagen, wie zum Mindestlohn, zur Grundabsicherung bei Vertragsbruch durch Veranstalter oder zur Veränderung der universitären Wissensvermittlungsstruktur. Die Erzählpraktiken der Akteure des Musikfeldes müssen sich stetig am Kanon der Verhältnisse ausrichten, damit der Akteur die Rolle des Musikers als Markt- und Kreativsubjekt einnehmen kann. Ein Bild des Musikers ist somit immer von seiner Umsetzung abhängig. Die Ausrichtung an Originalität und Innovation birgt das Potenzial, auf die strukturierenden Strukturen des Musikmarktes zurückzuwirken.



Quellen

- Crawford, Anthony (2013)
Weltklasse Bass. Anthony Crawford. In: Bassquarterly. Bassplayer's Magazine 01, S. 72-74.
- Demata, Karl, Justin Greaves (2012)
Crippled Black Phoenix: Die neue Kult-Band. In: Gitarre & Bass. Das Musiker-Fachmagazin 05, S. 48-54.
- Fa, Patrick (2013)
»Im Dienst des Grooves. Patrick Fa«. In: Sticks. Magazin für Schlagzeug + Perkussion 05, S. 26-30.
- Fischer, Jens, Pete Starrett, Nadim Helow, Dave Anania, Marco Vonder Gret, Jan Burkamp (2013)
Blau gemacht. Blue Man Group. In: Sticks. Magazin für Schlagzeug + Perkussion 05, S. 34-41.
- Gebauer, Günther (2013)
Studiologende Günther Gebauer. In: Bassquarterly. Bassplayer's Magazine 01, S. 64-66.
- Heidpriem, Thomas (2013)
Thomas Heidepriem (hr Big Band). In: Gitarre & Bass 01, Nr. 68, S. 12-14.
- Henderson, Scott, Gary Willis (2012)
Gitarre & Bass bei Tribal Tech. In: Gitarre & Bass. Das Musiker-Fachmagazin 05, S. 76-80.
- Mariano, Robbee (2013)
Verlässliches Fundament. Robbee Mariano. In: Bassquarterly. Bassplayer's Magazine 01, S. 60-63.
- Minnemann, Marco (2013)
Kompromissloser Schlagwerker. In: Sticks. Magazin für Schlagzeug + Perkussion 05, S. 16-23.
- Soraia, Charlene (2012)
Charlene Soraia. Singer/Songwriter. In: Gitarre & Bass. Das Musiker-Fachmagazin 05, S. 56-57.
- Winston, Charlie (2012)
Charlie Winston. Singer/Songwriter. In: Gitarre & Bass. Das Musiker-Fachmagazin 05, S. 64-65.

Literaturverzeichnis

- von Appen, Ralf (2014)
Popmusik als Kunst. In: Ralf von Appen, Nils Grosch, Martin Pfeiderer (Hg.): Po-

- populäre Musik. Geschichte – Kontexte – Forschungsperspektiven (Kompendien Musik, Bd. 14). Laaber, S. 123-140.
- von Appen, Ralf (2003)
So You Want to be a Rock'n'Roll Star. Zur Entwicklung künstlerischer Qualitäten bei professionellen Pop- und Rockmusikern. In: Günter Kleinen (Hg.): *Begabung und Kreativität in der populären Musik (Beiträge zur Musikpsychologie, Bd. 4).* Münster, S. 69-90.
- Becker, Howard S. (2011)
Art worlds. Berkeley.
- Becker, Howard S. (1973)
Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens. Frankfurt a. M.
- Borgstedt, Silke (2008)
Der Musik-Star. Vergleichende Imageanalysen von Alfred Brendel, Stefanie Hertel und Robbie Williams (Studien zur Populärmusik 12/2007). Bielefeld.
- Bourdieu, Pierre (1982)
Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.
- Bröckling, Ulrich (2007)
Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a. M.
- Boltanski, Luc, Ève Chiapello (2003)
Der neue Geist des Kapitalismus (édition discours, Bd. 30). Konstanz.
- Butler, Judith (2001)
Subjektivierung, Widerstand, Bedeutungsverschiebung. Zwischen Freud und Foucault. In: Dies.: *Psyche der Macht.* Frankfurt a. M., S. 81-100.
- Diaz-Bone, Rainer (2010)
Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie (Theorie und Praxis der Diskursforschung). Wiesbaden (2. erw. Aufl.).
- Diederichsen, Diedrich (2014)
Über Pop-Musik. Köln.
- Doehring, André (2014)
8. Popmusikjournalismus. In: Ralf von Appen, Nils Grosch, Martin Pfeleiderer (Hg.): *Populäre Musik. Geschichte – Kontexte – Forschungsperspektiven (Kompendien Musik, Bd. 14).* Laaber, S. 103-112.
- Faulstich, Werner (2005)
Der Niedergang der Rockkultur und die Umbrüche auf dem Tonträgermarkt. In: Werner Faulstich (Hg.): *Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Kultur der 80er Jahre.* München, S. 181-190.
- Faulstich, Werner (2004)
Zwischen Glitter und Punk – die Ausdifferenzierung der Rockmusik. In: Werner

- Faulstich (Hg.): Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Kultur der 70er Jahre. München, S. 131-146.
- Ferchhoff, Wilfried (2013)
Musikalische Jugendkulturen in den letzten 65 Jahren: 1945 – 2010. In: Robert Heyer, Sebastian Wachs, Christian Palentien (Hg.): Handbuch Jugend – Musik – Sozialisation. Wiesbaden, S. 19-126.
- Foltin, Robert (2010)
Die Körper der Multitude. Von der sexuellen Revolution zum queer-feministischen Aufstand. Stuttgart.
- Flender, Reinhard, Hermann Rauhe (1989)
Popmusik. Aspekte ihrer Geschichte, Funktionen, Wirkung und Ästhetik. Darmstadt.
- Franck, Georg (1998)
Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. München.
- Garofalo, Reebee (2001)
Kapitel 3: Musik und Musikindustrie. In: Peter Wicke (Hg.): Rock- und Popmusik (Handbuch der Musik im 20. Jahrhundert, Bd. 8). Laaber, S. 107-149.
- Gebesmair, Andreas (2014)
6. Wechselnde Koalitionen. Eine kleine Geschichte der Musikindustrie. In: Ralf von Appen, Nils Grosch, Martin Pfeiderer (Hg.): Populäre Musik. Geschichte – Kontexte – Forschungsperspektiven (Kompendien Musik, Bd. 14). Laaber, S. 72-89.
- Gembris, Heiner, Daina Langner (2005)
Von der Musikhochschule auf den Arbeitsmarkt. Erfahrungen von Absolventen, Arbeitsmarktexperten und Hochschullehrern (Forum Musikpädagogik, Bd. 66). Augsburg.
- Grosch, Nils (2014)
2. Mediengeschichte der populären Musik. In: Ralf von Appen, Nils Grosch, Martin Pfeiderer (Hg.): Populäre Musik. Geschichte – Kontexte – Forschungsperspektiven (Kompendien Musik, Bd. 14). Laaber, S. 15-26.
- Hardt, Michael, Antonio Negri (2004)
Multitude. War and democracy in the age of Empire. New York.
- Helms, Dietrich (2011)
Musikgeschichte für »lange Ohren«? Gedanken zur Geschichtsschreibung nicht nur der populären Musik. In: Sabine Meine, Nina Noeske (Hg.): Musik und Popularität. Aspekte zu einer Kulturgeschichte zwischen 1500 und heute. Münster (Populäre Kunst und Musik, Bd. 2), S. 25-38.
- Holloway, John (2002)
Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen. Münster.

- Jacke, Christoph, Sandra Passaro (2011)
Pop Will Eat Itself. Will Pop Eat Itself? Aktuelle Entwicklungen der transnationalen Popmusikindustrien. Eine Expert_innenbefragung. In: Rosa Reitsamer, Wolfgang Fichna (Hg.): *They Say I'm Different... Populärmusik, Szenen und ihre Akteur_innen*. Wien, S. 94-115.
- Jost, Christofer (2011)
Identität und Musikanalyse. Grundlegende Überlegungen zu den Begriffen Habitus und Gestus im Rahmen der Populärmusikforschung. In: Ralf von Appen u.a. (Hg.): *Online-Publikationen des Arbeitskreis Studium Populärer Musik e.V. (ASPM) 10* (www.aspm-samples.de/Samples10/jost.pdf) (09.03.2015).
- Just, Steffen (2014)
Das musikschaaffende Subjekt im historischen Wandel. Vom Künstler-Ideal zum kreativ-unternehmerischen Selbst. In: *Online-Publikationen der Gesellschaft für Populärmusikforschung 12*, S. 1-16 (www.gfpm-samples.de/Samples12/just.pdf) (09.03.2015).
- Kim, Hio-Jin (2000)
Koreanische und westliche Musikerausbildung. Historische Rekonstruktion – Vergleich – Perspektiven. Hamburg.
- Krause, Till, Stefan Weinacht (2009)
Musikzeitschriften. In: Holger Schramm (Hg.): *Handbuch Musik und Medien*. Konstanz, S. 329-362.
- Latour, Bruno (2007)
Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a. M.
- Lehmann-Wermser, Werner, Beate Hannemann, Karl-Jürgen Kemmelmeyer, Hans Neuhoff (2007)
Ausbildungsstätten Musik. In: Helga de La Motte-Haber u. a. (Hg.): *Musiksoziologie. Handbuch der systematischen Musikwissenschaft*, Bd. 4. Laaber, S. 345-356.
- Meyn, Hermann (2004)
Massenmedien in Deutschland. Konstanz.
- Middleton, Richard (2001)
Kapitel 2: Musikalische Dimensionen. Genres, Stile, Aufführungspraktiken. In: Peter Wicke (Hg.): *Rock- und Popmusik (Handbuch der Musik im 20. Jahrhundert*, Bd. 8). Laaber, S. 61-106.
- Müller, Sven Oliver (2014)
Das Publikum macht die Musik. Musikleben in Berlin, London und Wien im 19. Jahrhundert. Göttingen.
- Müller-Jentsch, Walther (2005)
Künstler und Künstlergruppen. In: *Berliner Journal für Soziologie 15*, S. 159-177.

- Münch, Richard (2007)
Die soziologische Perspektive: Allgemeine Soziologie – Kulturosoziologie – Musiksoziologie. In: Helga de La Motte-Haber u. a. (Hg.): Musiksoziologie. Handbuch der systematischen Musikwissenschaft, Bd. 4. Laaber, S. 33-59.
- Ollesch, Jürgen (2002)
Die Melodie ein Kitsch, die Dichtung dazu höchst lächerlich. In: Wolfgang Braungart (Hg.): Kitsch. Faszination und Herausforderung des Banalen und Trivialen (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte, Bd. 112). Tübingen, S. 169-186.
- Pape, Winfried (2007)
Amateurmusiker. In: Helga de La Motte-Haber u. a. (Hg.): Musiksoziologie. Handbuch der systematischen Musikwissenschaft, Bd. 4. Laaber, S. 244-259.
- Pape, Winfried (1999)
Amateurmusiker: Von der klassischen bis zur populären Musik. Perspektiven musikalischer Sozialisation. Frankfurt a. M.
- Reckwitz, Andreas (2008)
Subjekt/Identität. Die Produktion und Subversion des Individuums. In: Stephan Moebius, Andreas Reckwitz (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M., S. 75-92.
- Reckwitz, Andreas (2006)
Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist.
- Rumpf, Wolfgang (2011)
Popmusik und Medien. Red Guide, Bd. 4. Berlin, Münster.
- Ruschkowski, André (2009)
Computermusik. In: Holger Schramm (Hg.): Handbuch Musik und Medien. Konstanz, S. 277-298.
- Salmen, Walter, Hans Neuhoff, Anne Weber-Krüger (2007)
Der soziale Status des Musikers. In: Helga de La Motte-Haber u. a. (Hg.): Musiksoziologie. Handbuch der systematischen Musikwissenschaft, Bd. 4. Laaber, S.183-211.
- Salmen, Walter (1997)
Beruf, Musiker. Verachtet, vergöttert, vermarktet. Eine Sozialgeschichte in Bildern. Kassel.
- Schormann, Carola (2005)
Klassik, Jazz, Schlager, volkstümliche Musik: Entgrenzung und Spezifizierung. In: Werner Faulstich (Hg.): Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Kultur der 80er Jahre. München, S. 169-180.
- Schormann, Carola (2004)
Die Musikkultur der 70er Jahre. In: Werner Faulstich (Hg.): Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Kultur der 70er Jahre. München, S. 119-129.

Smudits, Alfred (2007)

Wandlungsprozesse der Musikkultur. In: Helga de La Motte-Haber u. a. (Hg.): Musiksoziologie. Handbuch der systematischen Musikwissenschaft, Bd. 4. Laaber, S. 111- 145.

Steffen, Dieter (1995)

Untersuchungen zur Musiker-Fachpresse im Bereich der Populärmusik (Magisterarbeit, Musikwissenschaft, Universität Hamburg). Hamburg.

Wicke, Peter (2007)

Zwischen musikalischer Dienstleistung und künstlerischem Anspruch. In: Helga de La Motte-Haber u. a. (Hg.): Musiksoziologie. Handbuch der systematischen Musikwissenschaft, Bd. 4. Laaber, S. 222-243.

Wicke, Peter (2001)

Kapitel 1: Sound-Technologien und Körper-Metamorphosen. Das Populäre in der Musik des 20. Jahrhunderts. In: Peter Wicke (Hg.): Rock- und Popmusik (Handbuch der Musik im 20. Jahrhundert, Bd. 8). Laaber, S. 11-60.





Peter Hinrichs

Kreativität als gegenkulturelle Praxis – Über Möglichkeitsräume des Widerstands

Die Band Pussy Riot sorgte mit einem kurzen unangekündigten Auftritt am 21.2.2012 in der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale für einen Eklat in Russland. Sie hielten ein Punk-Gebet ab, welches in erster Linie ein Protest gegen die Regierung Putins und die Verflechtung von Staat und Kirche war. Der Auftritt wirkte in seiner Aufführung unkoordiniert und spontan. Mit bunter Kleidung und gehäkelter Maskierung drangen fünf Mitglieder der Band, welche ausschließlich aus Frauen besteht, zum Altar vor. Vier von ihnen knieten, bekreuzigten sich, tanzten im Pogo-Stil und sangen, ein weiteres Mitglied trat mit einer E-Gitarre auf. Kurze Zeit später wurden die Frauen von Ordnungshütern unterbrochen. Der Vorgang in der Kirche wurde von mehreren Kameras aufgenommen und anschließend in das Internet gestellt. Das Video wurde mit Gitarrenspuren und Gesang unterlegt, in dem unter anderem die Zeilen »Muttergottes, Jungfrau Maria, vertreibe Putin« zu hören sind.¹ Drei der Mitglieder, Marija Aljochina, Nadja Tolokonnikowa und Jekaterina Samuzewitsch wurden bei dieser Aktion festgenommen. In dem anschließenden Prozess wurden die Frauen wegen »religiös motivierten Rowdytums« zu einer zweijährigen Haftstrafe in einem Straflager verurteilt, Samuzewitsch kam nach monatelanger Untersuchungshaft auf Bewährung frei.²

Die Festnahme der drei Mitglieder erregte globale Aufmerksamkeit. Durch ihre Popularität wirkmächtige Personen wie Madonna, Elton John und Yoko Ono bekundeten ihre Solidarität zu Pussy Riot. Zudem forderten mehr als hundert Künstler die russische Regierung in einem offenen Brief

¹ <http://www.zeit.de/2012/14/Frauenband-Pussy-Riot> (ersch. am 1.4.2012).

² <http://www.sueddeutsche.de/politik/prozess-in-moskau-pussy-riot-mitglied-kommt-frei-1.1492040> (ersch. am 10.10.2012).

auf, die drei Frauen freizulassen.³ Der Ausspruch »Free Pussy Riot!« wurde zum Motto für die Kritik an der Verhaftung, fand sich auf T-Shirts wieder und entfachte im Netz eine breite Anschlusskommunikation. Die Band erhielt mehrere Auszeichnungen, u. a. den Lennon-Ono-Friedenspreis und den Václav-Havel-Menschenrechtspreis für dissident art. Pussy Riot wurden zu Symbolfiguren des Widerstands gegen die Regierung Putins – allerdings vorrangig im Westen. In Russland hingegen konnte Pussy Riot deutlich weniger Sympathien mobilisieren. Da die Christ-Erlöser-Kathedrale zur Russisch Orthodoxen Kirche gehört, forderten Vertreter der Religion eine strenge Bestrafung der Frauen. Die Kathedrale wurde in der Sowjetzeit gesprengt und später wieder aufgebaut. Die Lage der Russisch Orthodoxen Kirche gilt hinsichtlich ihrer Geschichte als prekär, wodurch von ihr implizit der Anspruch an den russischen Staat gerichtet ist, sie zu schützen.⁴ Die Wahrnehmung des Falls ist aus diesen beiden Perspektiven sehr unterschiedlich bewertet worden und brachte entsprechend divergierende Positionen hervor.

Kreativität und Protest in den Kulturwissenschaften

Der Fall Pussy Riot soll hier exemplarisch als eines von drei Beispielen angeführt werden, aus denen man eine Verbindung von widerständigem und kreativem Handeln rekonstruieren kann. Dieser Aufsatz soll die Perspektive innerhalb einer kulturwissenschaftlichen Kreativitätsforschung auf die Verknüpfung dieser beiden Handlungsmodi lenken. Über Kreativität wird seit mehreren Jahren in den Kulturwissenschaften in verschiedenen Kontexten diskutiert. So finden sich viele unterschiedlich ausgerichtete Arbeiten, die kreative Prozesse berücksichtigen, z. B. im Bereich der Stadtanthropologie bezüglich der Konzipierung und Aneignung von Räumen (Althans u. a. 2008), der Wirtschaftsanthropologie und deren Analyse neuer Wirtschaftssektoren wie den Creative Industries

³ <http://www.spiegel.de/politik/ausland/offener-brief-kuenstler-fordern-freiheit-fuer-pussy-riot-mitglieder-a-912427.html> (ersch. am 22.7.2013).

⁴ <http://www.bpb.de/internationales/europa/russland/148166/analyse-der-fall-pussy-riot-und-die-russische-orthodoxe-kirche?p=all> (ersch. am 6.11.2012).

(Kott 2006) oder in wissenschaftlichen Texten zu Populär- und Subkulturen und den hier auftretenden Strategien der Akteure (Richard, Ruhl 2008). Kreativität als Handlungskonzept findet sich in verschiedensten Ausprägungen in der Gesellschaft wieder, so auch im Rahmen von gegenwärtigen Protestaktionen. Das Repertoire an Protestformen hat sich in Deutschland insbesondere seit den öffentlichen Protesten während der deutschen Revolution von 1848/49 erweitert. Die Proteste vor 1848 waren meist Subsistenzproteste, die ein faires Verhältnis zwischen Lebensmittelproduzenten und Konsumenten einforderten. Motivation der Proteste war die durch Missernten ausgelöste Nahrungsmittelknappheit, welche die Protestierenden der unterbürgerlichen Schichten auf die Straße trieb. Die Form dieser Proteste war spontan, unorganisiert und direkt. Sie führten zu Krawallen mit physischen Auseinandersetzungen und hatten ihre lokalen Ausgangspunkte oft in Gaststätten oder Stadtfesten (Denk, Waibel 2009: 47ff.). Mit der deutschen Revolution kamen schließlich organisierte Straßendemonstrationen als Protestform in Deutschland auf, wie sie später im Zuge der Arbeiterbewegung typisch wurden. Der Historiker Charles Tilly datiert ab 1848/49 den Wechsel zu einem neuem Repertoire an Aktionsformen, welcher seinen Ausgang in Frankreich nahm. Diesen Wandel führt er vor allem auf die Ereignisse aus den Seidenweberaufständen in Lyon zurück, in denen organisierte Straßendemonstrationen bereits ab 1831 praktiziert wurden. Die Aufstände durchliefen drei Phasen und fanden ihr Ende mit der Revolte von 1848/49. Laut Tilly wurden organisierte Demonstrationen nach dieser Zeit zunehmend die bestimmende Form öffentlichen Protests (Tilly 2012: 38-41). Planung und Organisation sowie die Aneignung des öffentlichen Raumes sind wesentliche Entwicklungslinien für die Geschichte der Aktionsformen. Abseits von großen Versammlungen und Straßenaufmärschen haben sich Strategien entwickelt, welche z. B. durch Kleidung, Musik und Tanz für Aufmerksamkeit sorgen und ihre Forderungen so über andere Wege artikulieren, weshalb auch von karnevalesken Protestformen die Rede ist (Denk, Waibel 2009: 72f.).



Warum hier der Modus des kreativen Handelns im Fokus der Betrachtung steht, lässt sich mit dessen Bedeutung für aktuelle Subjektivierungsprozesse in Gesellschaft und Wirtschaft erklären.

Kreativität ist zu einem gesellschaftlichen Imperativ avanciert. Große Firmen und Branchen formulieren sie als notwendige Berufsanforderung und bauen auf die Kreativität ihrer Mitarbeiter als geistige Ressource, um damit ihr Kapital zu erwirtschaften. Ein gutes Beispiel hierfür ist sicherlich die Videospiele-Industrie, deren Erzeugnisse unbedingt auf kreative Leistung angewiesen sind, ebenso wie die Film- und Werbeindustrie. Inwiefern hier die individuelle Kreativität, beispielsweise von Entwicklern und Regisseuren, zugunsten von Gewinnmaximierung eingeschränkt wird, ist für diesen Aufsatz nicht relevant. Dass sie letztlich zu einem enormen Wirtschaftsfaktor geworden ist, verweist aber auf ihre Bedeutung für gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen. Ihr Stellenwert in der Gesellschaft ist heute ein anderer als noch zu Zeiten des Fordismus. Kreativität ist bei der Arbeit und Produktion von Waren zu einem wichtigen Faktor geworden, stellt abseits marktwirtschaftlicher Verwendungsmöglichkeiten aber auch einen sozialen Imperativ dar: »Man will kreativ sein – und man soll es sein« (Reckwitz 2012). Eine solche Auseinandersetzung mit dem Thema ist gerade deshalb sinnvoll, weil Kreativität in seiner gesellschaftlichen Verhandlung meist zwischen zwei Polen oszilliert: Einerseits als Ausdruck individueller oder kollektiver geistiger Leistung mit dem Potenzial, Menschen, Dinge und/oder gesellschaftliche Zustände zu verändern, andererseits als kalkulierter Bestandteil industrieller Erzeugnisse, welche dem Wunsch nach Kreativität entsprechen, kreative Leistungen in Angebote und Produkte transformieren und schließlich nach kapitalistischen Maßgaben verwerten. Aus dieser Dichotomie ergeben sich gerade im Bereich der Kunst und Kultur Konfliktlinien, die zu unterschiedlichen Operationalisierungen des Konzeptes führen. Kreativität kann sich in nahezu allen Bereichen des Lebens äußern, so auch im Bereich des Protests und Widerstands. Inwiefern bestimmte Protestformen als kreativ bezeichnet werden können und dadurch eine spezifische Wirkung entfalten, möchte ich hier diskutieren. Wenn hier von kreativen Protestformen gesprochen wird, dann

stehen meistens Kollektive, oft im Verständnis einer Bewegung, im Fokus der Betrachtung. Der Begriff Bewegung rekurriert auf den Begriff der sozialen Bewegung, welcher sich ab dem 20. Jahrhundert weltweit als Aufruf zur gemeinsamen Aktion gegen Unterdrückung und andere Missstände etablierte (Tilly 2012: 3). Er verweist hauptsächlich auf einen sozialen Mobilisierungsprozess im Zuge eines gesellschaftlichen Konflikts; die in diesem Kontext auftretenden Vergemeinschaftungsformen müssen aber auch in Relation zu ihren kulturellen Bezugssystemen gedacht werden, um die Handlungsmotivationen der teilnehmenden Personen genauer bestimmen zu können. Dafür werde ich den Begriff der Gegenkultur und in diesem Zusammenhang die Begriffe Subkultur und Szene in die Überlegungen einbeziehen.

Anhand von drei Beispielen möchte ich kreative Protest- und Widerstandsformen aufzeigen und näher erläutern: Zunächst geht es um den bereits angeführten Fall der Gruppe Pussy Riot. Als zweites Beispiel werde ich das ebenfalls aus Russland stammende Künstlerkollektiv Woina anführen, welches mit meist radikalen Aktionen international bekannt wurde. Drittens möchte ich auf eine Aktion der Organisation Exit.Deutschland hinweisen, welche hinsichtlich der ihr gebotenen Aufmerksamkeit zwar in einem weit kleineren Kontext stattfand, aber ebenfalls als Teil des hier untersuchten Spektrums gelten kann.

Kreatives Gegen-Verhalten am Beispiel der Band Pussy Riot

Entgegen der öffentlichen Wahrnehmung besteht die Band Pussy Riot aus mehr als den drei damals verhafteten Mitgliedern. An dem Ereignis in der Christ-Erlöser Kathedrale 2012 waren fünf Frauen beteiligt, in demselben Jahr waren zuvor acht Bandmitglieder bei einem öffentlichen Auftritt auf dem Roten Platz in Moskau zu sehen.⁵ Um die Aktion der Band besser verstehen und die Intentionen und Motivationen der Protagonistinnen nachvollziehen zu können, ist es notwendig, die Hintergründe der Bandmitglieder in den Kontext einzubinden. Die offen demonstrierte Nähe

⁵ <https://www.freitag.de/autoren/the-guardian/offener-brief> (ersch. am 7.2.2014).

zum Punk stellt nämlich nur einen Bezugspunkt für das Handeln von Pussy Riot dar und ist für das Verständnis der Band nur ein Aspekt.⁶ Punk ist keine homogene Gemeinschaft, sondern untergliedert sich in verschiedene Strömungen und Praktiken. Die Mitglieder von Pussy Riot berufen sich neben politischen Inhalten auch auf die Riot Grrrl-Bewegung. Diese entwickelte sich zu Beginn der 1990er Jahre in Washington und wurde maßgeblich durch die Band Bikini Kill und deren Sängerin Kathleen Hanna geprägt. Diese Bewegung wurde von jungen Frauen getragen, die in der Punk-Kultur involviert waren. Die Riot Grrrls richteten sich gegen eine Maskulinisierung dieser Subkultur und bezogen sich ausdrücklich auf feministische Inhalte.⁷ Musikalisch und optisch waren die Riot Grrrls von der ersten Punk-Generation beeinflusst und nutzten jene Repräsentationsstrategien, um dem damals vorherrschenden Sexismus in der Hardcore-Szene entgegenzuwirken. Die Bewegung verband die subkulturelle Praxis des Punk mit feministischer Politik und stieß mit Aktionen, wie dem Ausschluss männlicher Zuschauer von den Konzerten der Riot Grrrl-Bands, auch innerhalb der Punk-Szene nicht nur auf Zuspruch (Eilers 2006: 149f.).

»Diese Praxis war in Wirklichkeit jedoch ein Akt sowohl der symbolischen als auch räumlichen Wiederaneignung: Es sollten Orte geschaffen werden, an denen sich Frauen vor dem aggressiven Verhalten der männlichen Punks sicher fühlen konnten« (Eilers 2006: 150).

Ebenfalls nicht unwesentlich erscheint die Tatsache, dass zwei der festgenommenen Bandmitglieder in Verbindung zum russischen Künstlerkollektiv Woina stehen. Nadja Tolokonnikowa und Jekaterina Samuzewitsch waren Mitglieder Woinas und nahmen an Aktionen der Künstlergruppe teil. Auf Woina und deren Aktionen werde ich in einem späteren Abschnitt noch genauer eingehen; an dieser Stelle soll nur darauf

⁶ <http://www.taz.de/Prozess-gegen-russische-Musikerinnen/!99780> (ersch. am 17.8.2012).

⁷ Die Ideale der Riot Grrrl-Bewegung finden sich in dem »Riot Grrrl Manifesto« wieder, welches 1991 in dem Fanzine Bikini Kill Zine 2 enthalten war. http://onewarart.org/riot_grrrl_manifesto.htm.

hingewiesen werden, dass Woina öfter mit illegalen Kunstaktivitäten in der Öffentlichkeit standen als Pussy Riot und ihre Aktionen meines Erachtens deutlich radikaler in ihrer Konzeption und Durchführung waren. Auch wenn die Aktionen von Woina nicht gleichzusetzen sind mit denen von Pussy Riot, so zeigt sich hier eine ähnliche Mentalität hinsichtlich ihrer politischen und künstlerischen Motivation.

Nach ihrer Entlassung äußerte sich Jekaterina Samuzewitsch in mehreren Interviews zum Fall Pussy Riot. Auf die Frage, welches ihrer Meinung nach die beste Strategie sei, um gegenwärtig Kritik in Russland zu artikulieren, antwortete Samuzewitsch:

»Das ist individuell verschieden. Bei Pussy Riot haben wir eben die Kunst gewählt. Von daher kommt das unangemeldete Auftreten im öffentlichen Raum, was an sich schon Protest ausdrückt, weil Offizielle vorher nicht informiert werden. Künstler, die in dieser Form arbeiten, werden in Russland heute wie Staatsfeinde überwacht. Unsere Clips sind für extremistisch erklärt worden. Die Arbeit von Pussy Riot darf in Russland überhaupt nicht mehr zitiert werden. Der Staat hat Angst vor diesen Medienformen, auf die man letztlich keinen Einfluss hat. Wenn man sich überlegt, was eigentlich der Grund für das Urteil gegen Pussy Riot war, ist es bei Weitem nicht das physische Eindringen in die Kirche, sondern die Tatsache, dass dieser Clip verbreitet wurde und dass er im ganzen Land gesehen wurde und in der ganzen Welt.«⁸

An dieser Aussage lassen sich zwei Tendenzen für Strategien eines kreativen Protests erkennen. Zum einen das Aneignen öffentlicher Räume und zum anderen die Anbindung an mediale Netzwerke, um die Performance schnellstmöglich zu popularisieren. Die Aktionen von Pussy Riot wurden meistens mit Kameras festgehalten und anschließend über das Internet verbreitet. Dieser technologische Aspekt hat somit ganz wesentlich zur Rezeption des Auftritts beigetragen. Auch das Filmen des Auftritts kann als kreatives Handeln verstanden werden. Etwaige Formen der Inszenierung kommen hier zum Tragen, auch wenn das Video aus der

⁸ <http://www.haz.de/Nachrichten/Kultur/Musik/Pussy-Riot-Mitglied-Jekaterina-Samuzewitsch-im-Interview> (ersch. am 16.8.2013).

Christ-Erlöser-Kathedrale mit einfachen Mitteln entstanden ist und nicht mehr als eine einfache Aufnahme des Ereignisses zu sein scheint. Ich verstehe die Aufnahme des Auftritts aber in erster Linie als einen Bestandteil der gesamten Aktion. Das Festhalten und Aufzeichnen der widerständigen Handlungen ist Teil der Protestkonzeption. Die Aktion kann immer wieder angesehen werden, ist über das Internet sehr vielen Menschen zugänglich und bleibt im Speicher des World Wide Web erhalten. So wird die Handlung von einem flüchtigen Moment zu einem digitalen Dokument und im weiteren Verlauf durch gesellschaftliche Zuschreibungen mit Bedeutung aufgeladen. Die Aktion in der Christ-Erlöser-Kathedrale zeitigte diesen Prozess. Gerade deshalb konnte der Fall Pussy Riot außerhalb Russlands so viel Aufmerksamkeit erlangen und dazu beitragen, die Bandmitglieder über die mediale Profilierung zu Ikonen des russischen Widerstands zu stilisieren.⁹

»Es ist eine Tendenz zu erkennen, dass Protestaktionen zunehmend auf die mögliche Medienresonanz ausgerichtet oder sogar eigens hierfür inszeniert werden. Somit werden zunehmend karnevaleske Protestmittel eingesetzt, um Anlass für Berichterstattung zu geben« (Denk, Waibel 2009: 77).

Mit der prinzipiell grenzenlosen Kommunikation über das Internet verbreitete sich das »Punk-Gebet« innerhalb kürzester Zeit und verschaffte der Band international viel Aufmerksamkeit. Die Aktionen von Pussy Riot fanden stets in öffentlichen Räumen statt. Noch vor dem Protest in der Christ-Erlöser-Kathedrale traten sie auf dem Roten Platz in Moskau auf. Auch hier war ihre Darbietung mehr eine Aktion als ein musikalischer Auftritt. Pussy Riot inszenieren sich bewusst über das Brechen von Regeln in öffentlichen Räumen. Dieser zur Schau gestellte Regelbruch scheint dabei der wesentliche Kern der Auftritte von Pussy Riot zu sein. Es geht nicht primär um die Musik der Band, sondern vielmehr um eine politisch motivierte Aktion, welche zuvor konzeptioniert und schließlich performativ umgesetzt wird. So gestalten sich die Handlungen von Pussy Riot mehr

⁹ <http://www.sueddeutsche.de/politik/prozess-gegen-russische-punkband-warum-pussy-riot-schon-jetzt-gewonnen-hat-1.1442591> (ersch. am 20.8.2012).

nach den Prinzipien der Aktionskunst, als nach Auftrittsmustern von Punkbands. Die Gruppe nutzt die kulturelle Bedeutung des Punk als Versatzstück. Es findet sich vor allem in ihrer Musik wieder, welche sich nah an Schemata bekannter Punksongs hält. Die Bedeutung des Punk zeigt sich aber neben der Einbindung in die Musik von Pussy Riot auch in der ideologischen Prägung der Gruppe. »Punk zeichnet sich durch einen tiefgehenden Nihilismus aus. Dieser äußert sich in der radikalen Negation sämtlicher bestehender gesellschaftlicher Normen und Werte« (Eilers 2006: 151).¹⁰ Die Auftritte der Band haben mit Punk-Konzerten im üblichen Sinne nicht viel gemein, das Verhalten und Agieren der Bandmitglieder jedoch kann sehr wohl im Sinne einer permanenten Normverletzung als von der Punk-Ideologie beeinflusst angesehen werden (Schomers 2006: 124). Pussy Riot spielen nicht einfach Songs vor einem eingeplanten Publikum in Clubs oder Konzerthallen, sondern transportieren eine Aussage durch einen performativen Akt in einem kurzen Moment. Die Aktion in der Christ-Erlöser-Kathedrale antizipierte ein politisches Momentum. Der kalkulierte Tabubruch der Band verschaffte ihr eine mediale Aufmerksamkeit, welche nicht nur durch die Handlung selbst, sondern auch durch die Videoaufnahme und ihre Verfügbarkeit im Internet entstand. Die Mitglieder der Band nutzten diese Aufmerksamkeit für die Artikulation ihrer Meinungen und Sichtweisen.¹¹ In Anbetracht des Verlaufs der Ereignisse ist es sinnvoll, die Handlungen von Pussy Riot von der Planung des Auftritts in der Kirche bis zur Anklage der drei Frauen samt globaler Berichterstattung als Ganzes zu betrachten. So ergibt sich eine Perspektive auf die Akteure, um sie in den Möglichkeitsräumen des Widerstands zu positionieren (Schölzel 2008: 130). Widerständiges Handeln formiert sich immer mit Bezug auf die Kategorie der Macht. Sie

¹⁰ Diese allgemeine Definition von Eilers lässt sich auf die Punk-Kultur der 70er Jahre beziehen und ist als solches für den Diskurs des Punk von Bedeutung, vernachlässigt allerdings die verschiedenen Politisierungsprozesse, die seit dieser Zeit stattgefunden haben. Die bereits erwähnte Riot Grrrl-Bewegung ist nur ein Beispiel für die Transformationen und Differenzierungen der Punk-Kultur.

¹¹ http://www.deutschlandradio.de/pussy-riot-erteilen-richtern-eine-kunst-lektion.331.de.html?dram:article_id=217623 (ersch. am 8.8.2012).



ist nach Foucault die wesentliche Konstituente für die Möglichkeitsräume des Widerstands. Seine vielzitierte Formel »Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand« (Foucault 1977: 96) zeigt diese Verbindungslinie auf. In seinem Aufsatz über die Möglichkeiten des Gegen-Verhaltens in Zeiten des Neoliberalismus knüpft Jens Kastner an dieses Verständnis von Macht an und sucht nach jenen Möglichkeiten. Die Suche nach einem Gegen-Verhalten, so Kastner, »[...] muss schließlich auch immer dessen Neubestimmung sein. Diese ergibt sich nicht aus geradlinigen Geschichten und muss stets in Relation zu den Machtverhältnissen entwickelt werden« (Kastner 2008: 54). Der Begriff des Gegen-Verhaltens ist Foucault entlehnt, der mit dieser Wortwahl vor allem die »aktive Bedeutung des Wortes ›Verhaltensführung« (Foucault 2004: 292) in den Vordergrund stellt.

»Wenn man dagegen das Wort Gegen-Verhalten verwendet, ist es zweifellos möglich zu analysieren, ohne diesen oder jenen als Dissidenten sakralisieren zu müssen, ist es möglich, die Komponenten der Art und Weise zu analysieren, wie jemand im Gesamtbereich der Politik tatsächlich handelt oder im Gesamtbereich der Machtbeziehungen; dies erlaubt, die Dimension des Gegen-Verhaltens, das man in der Tat natürlich bei den Delinquenten, bei den Irren, bei den Kranken finden kann. Also, eine Analyse dieser unendlich großen Familie dessen, was man die Gegen-Verhaltensformen nennen könnte« (Foucault 2004: 292f.).

Mit Foucaults Betonung, dass Widerstand nicht außerhalb der Macht existieren kann (Foucault 1977: 96), ergibt sich außerdem ein wesentlicher Aspekt für die gesellschaftliche Ordnung und den in ihr liegenden Positionen, von denen aus Widerstand praktiziert wird. Die Konsequenz einer solchen Perspektive liegt in der Verbindung von Konzepten eines Gegen-Verhaltens mit sozialen Formen der Vergemeinschaftung in Relation zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Bleiben wir bei unserem Beispiel, so evoziert die russische Regierung als maßgeblicher Produzent der hegemonialen Ordnung Russlands die Handlungsmaximen für die Aktionen von Pussy Riot und Woina. Die Abschaffung dieser Ordnung wird zum Ziel der Handelnden. Die Logik eines so definierten Gegen-

Verhaltens basiert demnach in erster Linie auf einem Dissens zwischen Herrschenden und Beherrschten bzw. denen, die die Ordnung stützen und jenen, die sie abzuschaffen trachten. Kollektive wie Pussy Riot oder Woina fallen in die zweite Kategorie und sorgen mit ihren Aktionen auch dafür, dass dieser Dissens sichtbar und wahrgenommen wird. Im breiten Spektrum des Gegen-Verhaltens können die Handelnden dann sehr wohl als Dissidenten betrachtet werden, wobei die von Foucault angedeutete Sakralisierung dieser Position nicht nur von außen zugeschrieben, sondern gerade über die hier verwendeten Inszenierungstechniken der Handelnden gefördert wird.

Während sich Woina als Künstlerkollektiv verstehen, bezeichnen sich Pussy Riot als Punkband. Diese vermeintliche Nebensächlichkeit impliziert unterschiedliche Selbstverständnisse und Wahrnehmungen der beiden Gruppierungen. Pussy Riot verknüpfen stilistische Aspekte des Punk, hier insbesondere mit Bezug auf die Riot Grrrl-Bewegung, mit den Handlungen russischer Aktionskunst. Es ist fraglich, ob der Vorfall in der Christ-Erlöser-Kathedrale in anderer Form, sowohl bei der Konzeption der Handlung (*Punk-Gebet*), als auch bei der Inszenierung der Gruppe (leuchtend-bunte Kleidung, Maskierung), einen ähnlichen Effekt ohne Verkleidung und Musik erzielt hätte. Es ist auch diese kulturelle Bricolage, welche Pussy Riot ihren besonderen Status eingebracht hat.

Dieses Kombinieren und kreative Anordnen von Zeichen und Symbolen zu einem distinktiven Stil ist eine kulturelle Technik, die insbesondere in Subkulturen und Szenen ihre Anwendung fand und findet. Dick Hebdige bezog den Begriff Bricolage aus dem Werk von Claude Lévi-Strauss und verwendete ihn in »Subculture – The Meaning of Style«, einer Studie über englische Jugend- bzw. Subkulturen.

»In The Savage Mind Lévi-Strauss shows how the magical modes utilized by primitive peoples (superstition, sorcery, myth) can be seen as implicitly coherent, though explicitly bewildering, systems of connection between things which perfectly equip their users to ›think‹ their own world. These magical systems of connection have a common feature: they are capable of infinite extension because basic elements can be used in a variety of improvised combinations to generate new meanings within them« (Hebdige 1979: 103).

Gegenstand von Hebdiges Untersuchung waren u. a. die Teds, die Mods und die Punks. Er beschreibt diese Formen der Subkultur hinsichtlich ihrer kulturellen Äußerung und gesellschaftlichen Stellung wie folgt:

»Subcultures represent ›noise‹ (as opposed to sound): interference in the orderly sequence which leads from real events and phenomena to their representation in the media. We should therefore not underestimate the signifying power of the spectacular subculture not only as a metaphor for potential anarchy ›out there‹ but as an actual mechanism of semantic disorder: a kind of temporary blockage in the system of representation« (Hebdige 1979: 90).

Sicherlich sind Hebdiges Interpretationen nicht zeitlos und können auch keine universale Geltung für die so unterschiedlichen und vielfältigen Formen von Subkulturen bzw. Szenen für sich beanspruchen,¹² dennoch bietet die oben zitierte Aussage auch für das Phänomen Pussy Riot und deren Bezug zum Punk einen sinnvollen Untersuchungsansatz. Hier wird die Bedeutung von Punk als Stil auf einer semiotischen und semantischen Ebene deutlich. Auch wenn Hebdiges Verständnis von Subkulturen zu Recht als mystifizierend und idealisierend kritisiert wurde (Muggleton, Weinzierl 2003), artikuliert es gerade die Vorstellung eines Idealtyps von diesem kulturellen Phänomen. Die Ästhetik und Zeichensprache des Punk,

¹² Der Szenebegriff konkurriert im Fachdiskurs mit dem Begriff der Jugend- und Subkultur. Das Konzept der Szene basiert letztlich auf den Überlegungen der Jugend- und Subkulturforschung der 1950er, 60er und 70er Jahre und integriert jenen Forschungsstand in seiner Konzeption. Hierzu gibt es zahlreiche Literatur, u. a. Ken Gelder, Sarah Thornton (Hg.) 1997; Andy Bennet, Keith Kahn-Harris (Hg.) 2004; Doris Lucke (Hg.) 2006; Ronald Hitzler, Arne Niederbacher 2010. Der Szenebegriff trägt meinem Verständnis nach kulturellen Mobilisierungsprozessen, wie z. B. der Popularisierung von Musik und Stilen über das Internet, besser Rechnung als der Begriff der Subkultur, welcher das Phänomen immer in Relation zu gesellschaftlichen Taxonomien verortet und damit eine gewisse Statik konstruiert, wodurch die subjektiven Wirkungsweisen und Aneignungsprozesse zu wenig berücksichtigt werden. Diese Kritik am Subkulturbegriff und eine entsprechende Hinwendung zum Begriff der Szene wurde bereits des öfteren konstatiert (Calmbach 2006: 56f.).

sowohl in optischer als auch akustischer Äußerung, bringt eine potentielle Anarchie und semantische Unordnung zum Ausdruck oder um es mit einem strittigen Begriff zu versuchen: Punk ist in diesem Sinne Gegenkultur.

Gegenkultur – Versuch einer begrifflichen Neuausrichtung

Dem Prinzip einer Gegenkultur liegt die Annahme einer basalen bzw. hegemonialen Kultur zugrunde. Von dieser Kultur grenzt sie sich in ihrem Verständnis ab. Die hegemoniale Kultur ist das konstitutive Äußere für die Gegenkultur. Letztere findet ihre Definition vor allem in ihrer Abgrenzung zu den Normen und Werten und den damit verbundenen politischen und/oder soziokulturellen Äußerungen der hegemonialen Kultur. Der Soziologe Rolf Schwendter versuchte mit seiner *Theorie der Subkultur* eine Typologie von Subkulturen zu erstellen, in der er die Unterschiede von Sub- und Gegenkulturen näher definierte. Nach Schwendter sind Gegenkulturen progressive Subkulturen, »[...] die sich als entschiedene Opposition zum bestehenden System ausdrücken und auch so verstanden werden wollen« (Schwendter 1973: 11). Die Vorstellung, gegen etwas zu sein, die später in Form einer Agenda an Konturen gewinnt, stellt damit das eigentliche Merkmal von Gegenkulturen dar und lässt sich in diesem Kontext treffend mit Foucaults Gegen-Verhalten beschreiben. In ihrem Aufsatz über die Darstellung von Gay Communities im Fernsehen differenziert Veronika Schuchter zwischen Subkultur und Gegenkultur folgendermaßen:

»Der Begriff Gegenkultur hebt dezidiert das widerständige Moment gegen die hegemoniale Ordnung oder Teile davon hervor, während Subkultur sich stärker an der Vorstellung von hierarchischen Taxonomien ausrichtet und daher auch als besser in die dominante Kultur integrierbar scheint. [...] Der Begriff Gegenkultur soll also nur dann verwendet werden, wenn widerständiges Potenzial involviert ist, das sich von den hegemonialen Kategorien emanzipieren möchte« (Schuchter 2013: 245 f.).

Bleiben wir mit dem bisherigen Verständnis des Begriffs weiterhin bei dem Fall Pussy Riot, so ließe sich sagen, dass Pussy Riot als gegenkulturelle



Formation in Erscheinung treten. Ihr Gegen-Verhalten ist, wie sich aus den Aussagen der Bandmitglieder entnehmen lässt, politisch motiviert. Der Begriff hat im Diskurs über Subkulturen und Szenen heutzutage massiv an Bedeutung verloren, da ein wirklich widerständiges Verhalten in den gegenwärtigen Szenen kaum noch zu finden ist. So wurde immer wieder das Scheitern einer Gegenkultur attestiert, da ihre Stile und Bedeutungen im Laufe der Jahre einer zunehmenden Kommerzialisierung unterzogen wurden und damit das einst widerständige Potenzial von der hegemonialen Kultur assimiliert und zu einem Teil der Populärkultur transformiert wurde. Das unüberwindbare Problem einer jeden Gegenkultur sei die Tatsache, dass sie letztlich ebenso Teil der Kultur ist, gegen die sie sich richtet und als solches nie jenseits von ihr existieren kann. Schuchter bezieht sich hier auf Foucault und sagt, dass es ebenso wenig ein Außerhalb der Kultur wie ein Außerhalb des Diskurses geben kann, was in der Folge bedeutet, dass die Darstellung einer Gruppierung als Gegenkultur vielmehr von dem Standpunkt und der zugeschriebenen Wertigkeit bedingt ist und entsprechend situationsabhängig und performant sei (Schuchter 2013: 245f.). Wenn die Bestimmung einer Gegenkultur als kulturelles Außen obsolet ist, dann muss sich die Perspektive auf das Phänomen nach innen verschieben, denn: »Das Andere ist im Selben« (Derrida 1972: 446). Dieser derridasche Grundgedanke macht eine kategorische Trennung zwischen Gegenkultur und hegemonialer Kultur hinfällig. Die von Schuchter erwähnte performative Dimension von Gegenkultur halte ich für einen sinnvollen Ansatz zu diesem Konzept, allerdings steht hier die Zuschreibung von Gegenkultur als Status im Fokus. Da es in Schuchters Text um die mediale Darstellung von Gay Communities in TV-Serien als Gegenkultur geht, ist die Erörterung von Gegenkultur als zugeschriebener Status durch einen konstruktivistischen Ansatz im Rahmen einer Medienanalyse auch plausibel. Meine Kritik richtet sich vielmehr gegen das Prinzip, Gegenkultur überhaupt als Beschreibung eines (Gruppen-)Status zu verwenden, da auf diese Weise letztlich wieder eine Kategorie für die Gesellschaftstopografie geschaffen wird, die die unterschiedlichen Akteure und Praktiken abermals zu einer vermeintlichen Einheit konstruiert. So

wirkt letztlich wieder der von Latour so vehement kritisierte Klebstoff des Sozialen (Latour 2007: 50ff.). Ich möchte daher eine andere Perspektive auf den Begriff vorschlagen. Es soll hier nicht von einer oder der Gegenkultur gesprochen werden, sondern von einem gegenkulturellen Motiv und in dessen Konsequenz einer gegenkulturellen Praxis. Damit möchte ich die Idee der Gegenkultur praxeologisch fokussieren und somit auch die Verbindung von Kultur und sozialer Praxis betonen, welche hier primär gegenüber der Vereinheitlichung zu einem Gruppenbegriff verstanden wird.

»Aus dem Blickwinkel der praxeologischen Handlungstheorie werden die kognitiv-symbolischen Ordnungen, die kulturellen Codes und Strukturen der Gesellschaft nicht auf der mentalen Ebene, sondern auf der Ebene sozialer Praktiken angesiedelt, durch die Deutungsmuster, Sinnstrukturen, kollektiven Wissensschema und symbolischen Machtverhältnisse erst ihre Wirkung entfalten und überhaupt bestehen können« (Moebius 2008: 60f.).

Gegenkultur als statischen Gruppenbegriff zu verwenden, kann dauerhaft nicht funktionieren, weil sich die gesellschaftlichen Themen und Problemlagen im Wandel befinden und deren Verhandlung kein Exklusivrecht spezifischer sozialer und kultureller Kollektive ist. Der Ansatz, ein handelndes Kollektiv über kulturelle Codes zu vereinheitlichen und als Ausgangspunkt einer Handlungshierarchie zu konstruieren, soll hier umgekehrt werden. Wenn in diesem Aufsatz von gegenkultureller Praxis die Rede ist, dann steht hier die Ausrichtung und Konzeption von Handlungen im Vordergrund, deren Strukturierung sich aus der negativen Position der Akteure zur hegemonialen Kultur ergibt: Negation und Subversion werden zu Leitmotiven des Handelns. Gegenkultur ist in diesem Verständnis kein Begriff für eine Vergemeinschaftungsform, sondern für Kultur als einem dynamischen und prozessierenden Komplex von Bedeutungen, welcher mit kulturellen Wissenskonzepten verknüpft ist und als ein Konstitutionsmechanismus für die soziale Praxis dient. Rainer Diaz-Bone schildert die Verbindung von Kulturen und kulturellen Wissenskonzepten so:

»Im Feld der Kultur kann man von kulturellen Wissenskonzepten sprechen. (Sub)Kulturen und Genrewissen sind auf diese kulturellen Wissenskonzepte bezogen. Erst in der diskursiven Praxis werden kulturelle Wissenskonzepte wie ›Reinheit‹, ›Authentizität‹, ›Kunst‹, ›Unterhaltung‹, ›Spontanität‹, ›Genie‹, ›Perfektion‹, ›Kreativität‹, ›Natürlichkeit‹ usw. als Konzepte mit einem normativem Gehalt gefüllt, an denen sich das distinktive Wissen ausrichten kann. Diese kulturellen Wissenskonzepte sind Gegenstand von ästhetischen Auseinandersetzungen, nicht nur hinsichtlich der anerkannten Weise ihres Erreichens und der Feststellung ihres Erreichtseins. Bereits ihre Etablierung als Kriterien mit diskursivem Gewicht ist ein ästhetisches Politikum« (Diaz-Bone 2002: 116f.).

In diesem Sinne ist eine gegenkulturelle Praxis also durch ihr Ziel definiert und nicht primär durch ein Netzwerk an Akteuren, welches bestimmte Haltungen und Werte inkorporiert, die homolog zu den Handlungen erscheinen. In den Selbstverständnissen von Subkulturen und Szenen finden sich immer noch Grundzüge einer Gegenkultur wieder, allerdings können diese jene Kollektive ideologisch nicht mehr alleine definieren, da sie durch die oben genannten gesellschaftlichen Prozesse an Bedeutung eingebüßt haben. Den informellen Mitgliedern von Subkulturen und Szenen ist eine gegenkulturelle Motivation jedoch nicht einfach abzusprechen, sie artikuliert sich allerdings nicht notwendig in Form einer sozialen Bewegung. Im Sinne einer poststrukturalistischen Perspektive betrachte ich die Akteure mit ihren Körpern und Psychen als individuelle Träger kultureller Bedeutungen, welche die Idee einer Gegenkultur inkorporieren und praktisch umsetzen. So findet sich Gegenkultur als Idealtypus in einem Prozess der Subjektivierung und Materialisierung wieder (Moebius, Reckwitz 2008: 17). Gegenkultur wird also performativ hervorgebracht¹³, wodurch das Tun vor der einheitlichen Darstellung des Handlungskollektivs erscheint. Eine kohärente Abbildung dieses

¹³ Mit Bezug auf John L. Austin und Judith Butler soll unter performativer Hervorbringung bzw. Performanz das prozesshafte Entstehen von Sinn verstanden werden, welcher durch Sprechakte und körperliche Handlungen realisiert und identitätskonstituierend wirkt. Die Bedeutung von Performance als Aufführung konnotiert die Begriffe zudem mit theatralen Aspekten, was speziell bei den hier besprochenen Beispielen sinnvoll erscheint (Fischer-Lichte 2012: 53f.).

Handlungskollektivs als Gemeinschaft entsteht erst nach der Rezeption ihrer Handlungen von außen oder wird zuvor von ihnen selbst als solche inszeniert, was abermals den Akt der Inszenierung als vorgängig setzt.

»Ein Quantum Kraft ist ein eben solches Quantum Trieb, Wille, Wirken – vielmehr, es ist gar nicht anderes als eben dieses Treiben, Wollen, Wirken selbst, und nur unter der Verführung der Sprache (und der in ihr versteinerten Grundirrhümer der Vernunft), welche alles Wirken als bedingt durch ein Wirkendes, durch ein ›Subjekt‹ versteht und missversteht, kann es anders erscheinen. [...] es giebt kein ›Sein‹ hinter dem Thun, Wirken, Werden; ›der Thäter‹ ist zum Thun bloss hinzugedichtet, – das Thun ist alles« (Nietzsche 2011: 34f.).

Diese vielzitierte Passage Nietzsches diente auch Judith Butler als Theoriebaustein für ihr Konzept einer performativen Subjektivität. Es ermöglicht uns an dieser Stelle wieder den Anschluss an die Aussage Schuchters, dass Gegenkulturen performant seien.

Der Grund, weshalb ich hier nicht von widerständigen Praktiken sprechen möchte, liegt in der Bedeutung von Gegenkultur als praxeologischem Orientierungsmuster. Die Idee einer Gegenkultur findet sich in vielen Szenen wieder und kann so z. B. im Rahmen von Sozialisationserfahrungen internalisiert werden. Gegenkulturelle Praxis lässt sich in dieser Hinsicht auch als durch den bourdieuschen Habitus hervorgerufen verstehen. Sie ist in diesem Sinne sowohl Teil einer strukturierten, als auch einer strukturierenden Struktur (Barlösius 2006: 60ff.). Diese Form des Gegen-Verhaltens muss nicht immer in größeren Protestformen stattfinden, sondern kann guerillaartige Züge annehmen, aber auch durch Initiativen und Workshops realisiert werden, mit denen versucht wird, Bewusstsein für bestimmte Themen zu schaffen, also einem bestimmten gesellschaftlichen Zustand entgegenzuwirken.

»Wahre Kunst bedeutet Krieg« – Konsequenzen eines anderen Kunstverständnisses

Woina ist ein russisches Künstlerkollektiv, das sich durch politisch motivierten Aktionismus im Bereich der Straßenkunst auszeichnet. Es

wurde 2005 von Oleg Worotnikow und dessen Frau Natalia Sokol gegründet und wird von russischen Beamten beschrieben als

»[...] the left-wing radical anarchist collective ›Art group VOINA‹. Its central goal is to carry out PR actions directed against the authorities, and specifically against law enforcement officials with the aim of discrediting them in the eyes of the public. Branches of VOINA exist in all major Russian cities. The group's sympathizers number approximately 3000. VOINA members maintain contacts with anarchist groups and individuals from all around the world holding left-wing radical views on art and on the world order (Italy, Slovakia, France, USA, South Africa, Greece).«¹⁴

Zu den Aktionen von Woina zählen u. a. das Aufmalen eines riesigen Phallus auf einer St. Petersburger Zugbrücke in der Nähe zu einem Gebäude des Geheimdienstes, öffentlicher Gruppensex im Moskauer Biologischen Museum oder das Unterbrechen einer Gerichtsverhandlung mit einem Punk-Konzert.¹⁵ Auf die Frage einer Journalistin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, ob Kunst politisch sein müsse, antwortete Worotnikow: »Kunst darf heute nur noch politisch sein und sonst nichts. Alles, was keine Politik ist, ist keine Kunst, sondern nur eine tote Vogelscheuche gefüllt mit Scheiße und Reflexion.«¹⁶ Im selben Interview wurde die Frage nach den Zielen der Gruppe gestellt. Darauf Worotnikow:

»Wir sind Anarchisten. Das Ziel ist die Zerstörung des Staates. Die Zerstörung dieses verrotteten Taucheranzugs, in dem sich der öffentliche Körper schon lange nicht mehr bewegen kann. Stellen Sie sich vor, Sie sind auf dem Meeresgrund in einem solchen Anzug: Er ist verkeilt und verrostet, es ist Ihnen unmöglich, den eigenen Kopf zur Seite zu drehen, und bald wird der Sauerstoff in Ihrem Tank ausgehen. Das ist es, was der Staat heute ist. Den

¹⁴ <http://en.free-voina.org/post/12126790167>

¹⁵ <http://en.free-voina.org/about> und http://www.focus.de/politik/videos/radikale-kremlkritik-gruppensex-und-punk-in-der-kirche-der-obszoene-protest-russischer-kuenstler_vid_33339.html (ersch. am 17.9.2012).

¹⁶ <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/der-anarchist-aus-moskau-wir-sind-profis-11725899.html> (ersch. am 21.4.2012).

Russen passt dieser Anzug nicht mehr. Unsere Feinde sind das Regime und die russische Polizei. Diese gilt es zu vernichten. Wir wollen, dass im Kreml niemand mehr sitzt und überhaupt niemand mehr sitzen will.«¹⁷

Worotnikows Antworten geben Aufschluss über seine Überzeugungen und den Auftrag der Gruppe Woina. Aus seinen Aussagen lässt sich das radikale Verständnis ihres Handelns erkennen. Kunst und Politik sind untrennbar miteinander verbunden. Alles was die Dimension des Politischen vermissen lässt, ist demnach keine Kunst. Bei Woina ist die Kunst in ihrer Praxis damit auch politische Praxis und entsprechend gerichtet. In dem Interview mit der FAZ wurde Worotnikow gefragt, was der Unterschied zwischen seiner Kunst und Vandalismus sei. Dieser entgegnete: »Es gibt keinen. Heute fördern Massenunruhen die Kultur mehr als jede Biennale.«¹⁸ Das Beispiel Woina soll in diesem Aufsatz nicht dazu dienen, Vandalismus und kriminelle Handlungen als probate Mittel der Kunst zu glorifizieren. Vielmehr möchte ich hiermit auf die subjektiven Sichtweisen und in deren Konsequenz auf die Konzeption und Ausrichtung kreativer Prozesse hinweisen. Kunst als Medium zu nutzen, um Missstände anzuprangern oder gesellschaftliche Probleme zu thematisieren, ist in den meisten Teilen der Pop- und Populärkultur zur Randerscheinung geworden. Während für viele Künstler in diesem Feld hauptsächlich die Unterhaltung des Publikums relevant zu sein scheint,¹⁹ obgleich auch hier Aussagen und Haltungen der handelnden Personen Kritik an bestehenden Verhältnissen artikulieren können, ist für die Mitglieder von Woina die Abschaffung der hegemonialen Ordnung in Form des gegenwärtigen russischen Staats das erklärte Ziel. Diese Gruppe stellt sicherlich ein Extrem in diesem Spektrum von Kreativität und politischem Handeln dar, ihre Position verhilft aber, jenes Spektrum auszuloten und so auf Potenziale im Feld des kreativen

¹⁷ <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/der-anarchist-aus-moskau-wir-sind-profis-11725899.html> (ersch. am 21.4.2012).

¹⁸ <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/der-anarchist-aus-moskau-wir-sind-profis-11725899.html> (ersch. am 21.4.2012).

¹⁹ Kaspar Maase spricht hier mit Bezug auf die Arbeit von Angelika Linke von einem Unterhaltungsimperativ in der Populärkultur (Maase 2001: 231).



Gegen-Verhaltens zu verweisen. Kreativität als gegenkulturelle Praxis soll hier ein zielgerichtetes Handeln beschreiben, welches sich agonistisch zu einer spezifischen kulturellen, sozialen und/oder politischen Gruppierung bzw. Position begreift und seinen Widerstand primär durch die Umsetzung kreativer Konzepte demonstriert. Die bewusste Verletzung von gesellschaftlichen Normen, wie Woina und Pussy Riot es mit ihren Aktionen getan haben, verfolgt einen subversiven Ansatz.

»Das ist gleichermaßen das Thema der Aufhebung einer Welt, die diejenige des Gesetzes ist, und infolgedessen muß zunächst, um eine Welt zu zerstören, die die Welt des Gesetzes ist, das Gesetz zerstört werden, das heißt, es muß gegen alle Gesetze verstoßen werden. Auf jedes Gesetz, das die Welt oder die Mächte der Welt geltend machen, muß mit Zuwiderhandlung, mit systematischer Zuwiderhandlung geantwortet werden. Im Grunde eine Umkehrung der Herrschaft dessen, der die Welt geschaffen hat« (Foucault 2004: 283f.).

Das Kunstverständnis Woinas ist sicherlich strittig und die Frage, ob ihre Aktionen noch einen künstlerischen Wert haben oder als reiner Vandalismus abgetan werden müssen, diskutabel, aber die gesellschaftliche Rezeption und die Zuschreibungen, die Woina erfahren, ermöglichten ihnen, sich im weiten Feld der Kunst zu positionieren und zu legitimieren. Eine Legitimation ihres Handelns als Kunst entstand so vor allem durch die Berufung der Gruppe zu Kuratoren der Berliner Biennale 2011. Mit dieser Form der Anerkennung gingen Woina selbstkritisch um und verwahrten sich strikt gegen eine Beschwichtigung und Instrumentalisierung seitens künstlerischer Institutionen. Sie lehnten Preise ab, da sie darin den Versuch einer Bestechung sahen.

»We want to make a type of art that no longer inspires anyone to the idea of awarding us an art prize. But if the museums and institutions can't let go and continue to suggest us for their idiotic competitions, they are going to regret it. It's impossible to bribe revolutionary art, and playing games with geniuses is dangerous.«²⁰

²⁰ <http://en.free-voina.org> (7th Berlin Biennale. Statement by Voina).

Der Verlust von *Tiefe* und sein Echo

Was Pussy Riot und Woina eint, ist vor allem ihr Bezug zur Kunst und die Bedeutung, die sie ihr beimessen. Worotnikows Aussage, dass Kunst ohne Politik keine Kunst sei, lässt auf ein Ideal schließen, welches auf einer kritischen Haltung gegenüber gegenwärtigen Kunstformen basiert. Diese Kritik an der Kunst lässt sich auf ein Empfinden zurückführen, das ich mit dem Verlust von *Tiefe* beschreiben möchte. Der Begriff *Tiefe* steht hier für eine Vielzahl an möglichen Konnotationen, die in Diskursen über Kunst, Gesellschaft, Politik und Authentizität zirkulieren und schließlich auch mit der Vorstellung von Wahrheiten bzw. einer Wahrheit verbunden sind, die es für Pussy Riot und Woina zu erkämpfen gilt. Ich möchte versuchen, die Grundlage für dieses Empfinden etwas näher zu bestimmen: zunächst über die Perspektive von Fredric Jameson auf postmoderne Formen der Ästhetik, Kunst und Kultur, anschließend über die vier Quellen der Empörung von Luc Boltanski und Ève Chiapello.

Fredric Jameson befasste sich ausgiebig mit dem Begriff der Postmoderne und differenzierte ihn hinsichtlich seiner Bedeutung für Theorie, Kultur und Gesellschaft in seinem Werk »Postmodernism, or, the Cultural Logic of Late Capitalism«. Stark verkürzt kennzeichnet Jamesons Sichtweise auf postmoderne Kunst diese als ein Zusammenspiel von Oberflächen mit dem Verlust interpretativer Tiefe, was auf die Massenproduktion von Bildern und Abbildern (*images*) und der Vorliebe für Pastiche zurückzuführen sei (Bouge 2004: 33). Der Vorzug der Form vor dem Inhalt und ein Hang zur Fremd- und Selbstreferenzialität seien als wesentliche Tendenzen dieses Kunstverständnisses auszumachen. In der postmodernen Kunst ergab sich eher ein Spiel mit der Wahrnehmung, welches auf einen intensiven affektiven Effekt beim Rezipienten abzielt. Diese Sichtweise auf gegenwärtige Phänomene der Kunst und Kultur mag zunächst kulturpessimistisch hinsichtlich des Verlusts konkreter Bedeutungen wirken, versteht sich nach Jameson jedoch vielmehr als Dialektik einer kulturellen Evolution des Spätkapitalismus zwischen Katastrophe und Fortschritt, die die Suche nach einer Wahrheit so schwierig macht (Jameson 1991: 47). Die Diffusion kultureller Bedeutungen und



Eindeutigkeiten durch Globalisierungsprozesse charakterisiert einen neuen globalisierten (Kultur)Raum, in dem die

»[...] new political art (if it is possible at all) will have to hold to the truth of postmodernism, that is to say, to its fundamental object – the world space of multinational capital – at the same time at which it achieves a breakthrough to some as yet unimaginable new mode of representing this last, in which we may again begin our positioning as individual and collective subjects and regain a capacity to act and struggle which is at present neutralized by our spatial as well as our social confusion« (Jameson 1991: 54).

Folgen wir diesem Verständnis der Postmoderne, dann sind die Kunstformen Pussy Riots und Woinas der Versuch dieser neuen politischen Kunst, die verlorengegangene *Tiefe*, welche hier für eine vermeintlich gefundene Wahrheit steht, mittels der Konkretisierung politischer Ziele wieder einzufangen. So lassen sich ihre Abgrenzungen von apolitischen Künstlern, ihr Kunstverständnis und ihre Aktionen als Ensemble diskursiver Praxen verstehen, das ein politisches Bewusstsein erzeugen soll. Nach Boltanski, Chiapello entstanden aus den von ihnen so bezeichneten vier Quellen der Empörung die Formen der Künstlerkritik und Sozialkritik, die sich vor allem in den 1960er und 70er Jahren etablierten und wesentlich mit dem Aufkommen und Gegen-Verhalten der damaligen Gegenkulturen in Verbindung standen. Die vier Quellen werden von Boltanski und Chiapello als Reaktion auf den expandierenden Kapitalismus und dessen Folgen gelesen. Sie basieren entsprechend auf einer Kapitalismuskritik und definieren sich nach Boltanski, Chiapello wie folgt:

»(a) Der Kapitalismus wird als Quelle der Entzauberung und der fehlenden Authentizität der Dinge, Menschen, Gefühle und in einem allgemeineren Sinne der damit verbundenen Lebensform betrachtet.

(b) Der Kapitalismus wird als Quelle der Unterdrückung betrachtet. Er beeinträchtigt Freiheit, Autonomie und Kreativität. In seinem Geltungsbereich sind die Menschen zum einen der Herrschaft des Marktes ausgesetzt, der als anonyme Instanz die Preise festsetzt und über die erwünschten und unerwünschten Mitarbeiter und Dienstleistungsprodukte entscheidet. Zum anderen unterliegen sie den Abhängigkeitsformen abhängiger Beschäftigung

(Betriebsdisziplin, strenge Kontrolle durch die Vorgesetzten und Vorgaben in Form von Vorschriften und Verfahren).

(c) Der Kapitalismus wird als Quelle der Armut in der Arbeiterschaft und als Quelle von Ungleichheiten in einem zuvor ungeahnten Ausmaß betrachtet.

(d) Der Kapitalismus fördert als Quelle von Opportunismus und Egoismus allein die Eigeninteressen und erweist sich dadurch als verderblich für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die gemeinschaftliche Solidarität, insbesondere die Minimalsolidarität zwischen Reichen und Armen« (Boltanski, Chiapello 2006: 80).

Diese Quellen der Empörung mögen nicht exakt übertragbar auf das Gegen-Verhalten von Pussy Riot und Woina sein, da sich hieraus nicht deren genaue Motive rekonstruieren lassen. Über die vier Punkte können jedoch ihr Verständnis von Kunst und Politik näher bestimmt werden. Da diese Quellen aus historischen Kontexten erwachsen sind und wesentliche Motoren für das Entstehen von Gegenkulturen waren, lassen sie sich als Positionen eines Diskurses der Kapitalismuskritik verstehen, der in Form einer Künstler- und Sozialkritik artikuliert wurde und auf diese Weise auch mit den Diskursen verschiedener Gegenkulturen verflochten ist. Über diese Diskurse bildet sich die Bedeutung von Gegenkultur, welche dann als Grundlage für die Konzeption von kreativen Protestformen seine Transformation in die Praxis erfährt. Die vier Quellen der Empörung implizieren den Verlust von *Tiefe*, welcher vom Kapitalismus verursacht wurde. Nun lassen sich die so angenommenen Effekte des Kapitalismus freilich leicht auf die Unterhaltungsindustrie und qua ihrer Künstler und Produkte auf die Popkultur beziehen, welche in diesem Verständnis auf Seite der hegemonialen Ordnung stehen (hier dem kapitalistischen System). Mit diesem Bezug lässt sich die Dimension von Gegenkultur wieder für die Bedeutung einer kreativen Praxis bestimmen, die hier gegen die Imperative einer hegemonialen Ordnung strukturiert wird. Über diese Konfliktlinie können das Kunst- und Selbstverständnis von Pussy Riot und Woina als Produkte von Diskursen gelesen werden, also eine Subjektivierung, welche den Spielraum für die individuellen Praxen präformiert.

Die beiden Gruppen versuchen, den Verlust von *Tiefe* durch radikale Konzepte zu kompensieren, denn sie wollen keine »toten Vogelscheuchen« hervorbringen. *Tiefe* gewinnt die Kunst in ihrem Sinne nur durch die Verbindung mit politischen Inhalten. Mit dieser Perspektive lassen sich die vier Quellen der Empörung exemplarisch als ein Orientierungsmuster für ein Gegen-Verhalten beschreiben, welches diskursiv hervorgebracht wurde und sich vor allem durch seinen negativen Bezug zu einer hegemonialen Ordnung definiert. Mit Jameson lässt sich hingegen die Handlungsmotivation beider Gruppen als Versuch beschreiben, dem Dilemma der Postmoderne entgegenzuwirken und die situative Wahrheit (die russische Regierung unterdrückt Teile der Gesellschaft und muss folglich abgeschafft werden) zu erkämpfen.

Während bei Woina und Pussy Riot der russische Staat das erklärte Ziel ist, finden sich zahlreiche andere Beispiele für die Zielsetzung eines kreativen Gegen-Verhaltens. Gegenkulturelle Praxis hat nicht zwangsläufig die Zerstörung eines Staatssystems zum Ziel, sondern kann je nach der Agenda der Akteure spezifisch sein. Durch die praxeologische Fokussierung des Begriff lassen sich makrosoziologische Analyseeinheiten überwinden, so dass auch der Bezug zu gesellschaftlichen Mehrheitsverhältnissen relativiert wird und gegenkulturelle Praxis nicht nur dort zum Tragen kommt, wo Minderheiten mit Mehrheiten im Konflikt stehen. So möchte ich im Folgenden ein Beispiel aus dem Bereich der Rechtsextremismusbekämpfung erläutern, welche sich ebenfalls durch eine kreative Vorgehensweise auszeichnete.

Das trojanische T-Shirt

Die Initiative Exit.Deutschland hat sich darauf spezialisiert, Menschen beim Ausstieg aus rechtsextremen Gruppen und Mileus zu helfen. 2011 verteilte die Organisation auf dem Festival »Rock für Deutschland« 250 T-Shirts mit dem Aufdruck »Hardcore Rebellen – National und frei«. Nach erstmaligem Waschen in der Waschmaschine offenbarte sich bei den T-Shirts allerdings der eigentliche Druck: »Was dein T-Shirt kann, kannst du auch – Wir helfen dir, dich vom Rechtsextremismus zu lösen« und die

Kontaktdaten der Organisation.²¹ Die Aktion blieb nicht unbemerkt. Innerhalb des rechten Publikums sorgte sie für Erstaunen und Empörung und verschaffte der Organisation damit die gewünschte Aufmerksamkeit. Der Vorwurf seitens der Festivalveranstalter, dass diese Aktion auf Kosten der Steuerzahler finanziert wurde, war haltlos, denn Exit.Deutschland ist kein staatliches Aussteigerprogramm, sondern wird durch Spenden unterstützt. Entsprechend blieb den Betreibern des Festivals keine Basis für ihre Argumentation.

In den Medien wurde über die Aktion mit viel positiver Resonanz berichtet, was Exit.Deutschland einen enormen Popularitätsschub verschaffte. So erhielt die Organisation für diese Aktion 2012 den Politikaward, eine renommierte Auszeichnung für Leistungen der politischen Kommunikation.²² Das trojanische T-Shirt ist ein gutes Beispiel für Formen eines kreativen Gegen-Verhaltens. Exit.Deutschland zeigte damit eine alternative Möglichkeit auf, an einen Sinneswandel im rechten Klientel zu appellieren. Während die meisten Aktionen gegen Rechtsextremismus in der Öffentlichkeit stattfinden, wie größere Kampagnen im Fernsehen oder Demonstrationen auf den Straßen, entschieden sich die Akteure von Exit.Deutschland für einen subversiven Ansatz. Für das Gelingen der Operation trojanisches T-Shirt bedurfte es einer Strategie, welche in der offiziellen Pressemitteilung zu der Aktion in Kürze dargestellt wurde:

»Damit der Trojaner bei der richtigen Zielgruppe ankam, hat EXIT eine fiktive Person erschaffen und in deren Namen Kontakt mit dem Veranstalter, der NPD Thüringen, aufgenommen. Unter dem Vorwand der anonymen Unterstützung wurden die T-Shirts als Spende für das Rechtsrock Festival ›Rock für Deutschland‹ angeboten.«²³

²¹ <http://www.exit-deutschland.de/meldungen/operation-trojaner-t-hemd> (ersch. am 9.8.2011).

²² <http://www.politikaward.de/rueckblick>.

²³ www.gera-nazifrei.com/cms/wp-content/uploads/Pressemitteilung_Trojaner_T-Shirt_EXIT-Deutschland.pdf.

Unter dem Vorwand der anonymen Unterstützung erhielt Exit.Deutschland somit Zugriff auf das Merchandise des Festivals und nutzte den Dresscode für ihre eigene Botschaft. Die Organisation kannte die kulturellen Codes des Festivalklientels gut genug, um ihr eigenes T-Shirt Design zu entwerfen und an die hiesigen Besucher zu verteilen. Da die Aktion während des Festivals nicht erkannt wurde, muss das Design des Shirts zuvor nicht in Frage gestellt worden sein. Daraus lässt sich herleiten, dass Exit.Deutschland das Spiel mit den Codierungen der rechten Szene durchaus verstand. Sie nutzten dieses Wissen, um ihre Botschaft an Personen zu vermitteln, welche sich unter anderen Umständen vermutlich nicht mit der Programmatik der Organisation auseinandergesetzt hätten. Auch hier möchte ich von einer kreativen Form eines Gegen-Verhaltens sprechen. Das Besondere an dieser Aktion ist das Aneignen und Nutzen von Zeichen und Symbolen einer gegnerischen Kultur um damit eine Wirkung von innen heraus zu erzielen. Während offene Auseinandersetzungen von Anhängern rechter Szenen und deren Gegnern oft im Gebrauch von Gewalt enden, sind solche kreativen Strategien wie das trojanische T-Shirt gerade deshalb als begrüßenswerte Alternative zu sehen. Die Wirkung und Reichweite dieser Aktion zeigt ebenfalls, dass solche Formen eines kreativen Gegen-Verhaltens als Instrument zur Bekämpfung von faschistischen oder anderen menschenfeindlichen Gruppierungen funktionieren können. In einem Video resümierte Exit.Deutschland die Operation trojanisches T-Shirt:²⁴ Es berichteten darüber mehr als 300 Zeitungsartikel weltweit,²⁵ mehrere TV-Sender griffen das Thema auf und berichteten.²⁶ Zudem erhielt die Aktion einen starken Zuspruch über soziale Medien.²⁷ Nach Aussagen der Organisation

²⁴ <https://www.youtube.com/watch?v=CSIbsHKEP-8> (ersch. am 30.3.2012).

²⁵ Zahl basierend auf den Informationen aus dem Video. Weitere Verweise: <http://www.exit-deutschland.de/meldungen/operation-trojaner-t-hemd> (ersch. am 9.8.2011).

²⁶ Das Video zeigt u. a. Ausschnitte aus der Sendung »Heute« vom ZDF, dem Frühstücksfernsehen auf SAT.1 und der »Rachel Maddow Show« des Senders NBC.

²⁷ Im Video wird dies vor allem mit dem Verweis auf Facebook belegt.

haben sich die Zahlen der Personen, welche mittels der Hilfe von Exit.Deutschland aus rechten Szenen ausgestiegen sind, nach der Kampagne verdreifacht.

Doing Counter Culture – Agonismus und Kreativität

Die Idee hinter diesem Aufsatz war es, Kreativität als Aspekt einer sozialen und kulturellen Praxis zu beschreiben. Vergangene und gegenwärtige Protestformen haben dieses Prinzip in verschiedenen Umsetzungen praktiziert. Ich wollte die hier angeführten Beispiele allerdings bewusst nicht zu den anfangs genannten karnevalesken Protestformen zählen, da man den Intentionen der hier genannten Akteure damit nur ungenügend Rechnung tragen würde. Es geht nicht primär um die verwandten Inszenierungstechniken, sondern vor allem um die Konzipierung wirkungsvoller Handlungen, um das Antizipieren einer gesellschaftlichen Reaktion und damit schließlich um das Erzielen einer größtmöglichen Resonanz für die eigene Botschaft. Während bei den beiden ersten Beispielen das Bekämpfen asymmetrischer Herrschaftsverhältnisse im Vordergrund steht, gründet sich das Gegen-Verhalten der Organisation Exit.Deutschland nicht auf einer subordinierten Position in der Gesellschaft. Vielmehr tritt sie als Teil der Gesellschaft und Vertreter des soziokulturell ausgehandelten Normativs auf, das sich gegen faschistische Ideale der rechtsextremen Szene wendet. Den foucaultschen Begriff des Gegen-Verhaltens habe ich hier übergeordnet verwendet, um die Praktiken der drei Gruppierungen zunächst unter einem Terminus summieren zu können. Gegenkulturelle Praxis soll als Form eines Gegen-Verhaltens einen spezifischen Handlungskontext beschreiben, der die Verbindung von Kultur und Praxis in das Zentrum einer Analyse widerständiger Aktionen stellt und auch die damit konnotierten gesellschaftlichen und subjektiven Zuschreibungen und Performanzen berücksichtigt. Ihre Entwicklungslogik ergibt sich aus den Machtbeziehungen, welche je nach historischem und gesellschaftlichem Kontext variieren und entsprechende Subjekte aus dieser Praxis heraus entstehen lassen.

»Den Kern der Machtbeziehungen, der sie immer wieder ›provoziert‹, bildet die Relativität des Wollens und die Intransitivität der Freiheit. Statt von einem wesenhaften ›Antagonismus‹ sollten wir von einem ›Agonismus‹ sprechen – einem Verhältnis, das durch gegenseitiges Antreiben und Kampf geprägt ist und weniger durch einen Gegensatz, in dem beide Seiten einander blockieren, als durch ein permanentes Provozieren« (Foucault 2005: 287f.).

Mit dem Kapitel über den Verlust von *Tiefe* habe ich versucht, ein spezifisches Wissen und Empfinden zu umschreiben, welches die Motivation eines kreativen Gegen-Verhaltens in Ansätzen herleitet. Es ging mir hier darum, den Fokus auf ein *Doing Counter Culture* zu richten, was mir mit dem Begriff der gegenkulturellen Praxis besser möglich erscheint. Die Perspektive eines *Doing Counter Culture* kann so neben dem *Making of a Counter Culture* (Roszak 1969) eine alternative Sichtweise auf das Feld eröffnen. Praxeologische und konstruktivistische Ansätze sind wechselseitig aufeinander bezogen und in ihrer Verbindung essentiell für eine kulturwissenschaftliche Heuristik, die Subjektivierungen und Praxen samt deren Medialisierung in globalisierten Verhältnissen verstehen möchte.

Literatur

- Althans, Birgit u. a. (Hg.) (2008)
Kreativität. Eine Rückrufaktion (Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2008, Heft 1).
- Barlösius, Eva (2006)
Pierre Bourdieu. Frankfurt a. M.
- Bennett, Andy, Keith Kahn-Harris (Hg.) (2004)
After Subculture. Critical Studies in Contemporary Youth Culture. Basingstoke, Houndmills, Hampshire, New York.
- Bogue, Ronald (2004)
Deleuze's Wake. Albany.
- Boltanski, Luc, Ève Chiapello (2006)
Der neue Geist des Kapitalismus (édition discours, Bd. 38). Konstanz.
- Calmbach, Marc (2007)
More than Music. Einblicke in die Jugendkultur Hardcore. Bielefeld.
- Denk, Larissa, Fabian Waibel (2009)
Vom Krawall zum Karneval. Zur Geschichte der Straßendemonstration und der An-

- eignung des öffentlichen Raumes. In: Klaus Schönberger, Ove Sutter (Hg.): *Kommt herunter, reiht euch ein... Eine kleine Geschichte der Protestformen sozialer Bewegungen*. Berlin, Hamburg, S. 46-81.
- Derrida, Jacques (1989)
Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a. M. (4. Aufl.).
- Diaz-Bone, Rainer (2002)
Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie. Opladen.
- Eilers, André (2006)
»Not just boys's fun?« Punk- und Hardcore-Girls. In: Doris Lucke (Hg.): *Jugend in Szenen. Lebenszeichen aus flüchtigen Welten*. Münster, S. 117-139.
- Fischer-Lichte, Erika (2012)
Performativität. Eine Einführung. Bielefeld.
- Foucault, Michel (1977)
Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Der Wille zum Wissen. Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (2004)
Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernamentalität. I. Vorlesung am Collège de France, 1977 – 1978. Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (2005)
Subjekt und Macht. In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften IV: 1980-1988*. Frankfurt a. M., S. 269-294.
- Gelder, Ken, Sarah Thornton (Hg.) (1997)
The Subcultures Reader. London.
- Hebdige, Dick (1988)
Subculture: The Meaning of Style. London, New York.
- Hitzler, Ronald, Arne Niederbacher (2010)
Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden.
- Jameson, Fredric (1991)
Postmodernism, or, the Cultural Logic of Late Capitalism. Durham.
- Kastner, Jens (2008)
(Was heißt) Gegen-Verhalten im Neoliberalismus? In: Daniel Hechler, Axel Philipps (Hg.): *Widerstand denken. Michel Foucault und die Grenzen der Macht*. Bielefeld, S. 39-56.
- Kott, Johanna (2011)
Kultur-Wirtschaft-Kreativität. Kultur- und Kreativwirtschaft in Nordrhein-Westfalen und Creative Industrie in den Niederlanden (Niederlande-Studien. Kleine Schriften, Bd. 16). Münster, New York, München, Berlin.



- Latour, Bruno (2007)
Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a. M.
- Maase, Kaspar (2011)
Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur. Tübingen.
- Moebius, Stephan (2008)
Handlung und Praxis. Konturen einer poststrukturalistischen Praxistheorie. In: Stephan Moebius, Andreas Reckwitz (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M., S. 75-92.
- Muggleton, Ruber, Rupert Weinzierl (2003)
The Post-Subcultures Reader. Oxford, New York.
- Nietzsche, Friedrich (2011)
Zur Genealogie der Moral. Stuttgart.
- Richard, Birgit, Alexander Ruhl (Hg.) (2008)
Konsumguerrilla. Widerstand gegen Massenkultur? Frankfurt a. M.
- Reckwitz, Andreas (2012)
Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin.
- Roszak, Theodore (1969)
The Making of a Counter Culture. Reflections on the technocratic society and its youthful opposition. Garden City, New York.
- Schomers, Bärbel (2006)
Forever Punk! Totgesagte leben länger. In: Doris Lucke (Hg.): Jugend in Szenen. Lebenszeichen aus flüchtigen Welten. Münster, S. 117-139.
- Schölzel, Hagen (2008)
Mut zur Lücke? Widerstand im französischen Parlament mit Foucault und Giddens gelesen. In: Daniel Hechler, Axel Philipps (Hg.): Widerstand denken. Michel Foucault und die Grenzen der Macht. Bielefeld, S. 39-56.
- Schuchter, Veronika (2013)
Queere Utopie oder maskierter Mainstream? Zur Darstellung von Gay Communities im TV. In: Timo Heimerdinger, Eva-Maria Hochhauser, Erich Kistler (Hg.): Gegenkultur (Cultural Encounters and Transfers, Bd. 2) Würzburg, S. 245-265.
- Schwendter, Rolf (1971)
Theorie der Subkultur. Köln.
- Tilly, Charles, Leslie J. Wood (2013)
Social movements 1768-2012. Colorado (3. Aufl.).



Quellen

en.free-voina.org
www.bpb.de
www.deutschlandradio.de
www.exit-deutschland.de
www.faz.de
www.focus.de
www.freitag.de
www.gera-nazifrei.com
www.haz.de
www.politikaward.de
www.spiegel.de
www.sueddeutsche.de
www.taz.de
www.youtube.de





Andreas E. Schmidt

Zur Attraktivität von Heimat¹

Wenn Klüftinger einen neuen Fall löst, wenn Hubert und Staller Wolfratshausen befrieden oder wenn am Norddeich mal wieder ein neuer Mord passiert, kann man sicher davon ausgehen, dass die Quoten stimmen oder dass die Bücher schnell in den Bestsellerlisten der einschlägigen Zeitschriften auftauchen. Überall heimatet es. Deich-Krimis, Eifelkrimis, auch Krimis, die in der Bretagne oder der Provence spielen: der Raum, mit dem ihm eigenen Kolorit, wird zu einem wichtigen dramaturgischen Mittel für Romanschriftsteller oder Drehbuchautoren. Dabei scheint es zunächst, als würde die Konjunktur für Heimat in einem Gegensatz zu der sich global darstellenden gesellschaftlichen Wirklichkeit stehen, in der sich wirtschaftliche, politische, kulturelle und gesellschaftliche Zusammenhänge als ein Netzwerk internationaler Interessen darstellen, in denen lokale Unternehmen ins Portfolio multinationaler Konzerne integriert werden oder wir mit Holly- und Bollywoodproduktionen grundversorgt werden.

Im folgenden soll den Fragen nachgegangen werden, was Heimat eigentlich ist, warum sich Heimat mit Werten besetzen kann und welche Bedeutung die Raumerfahrung hierbei einnimmt, welche Werte das sind, welche Rolle der Einzelne² für diese Heimat spielt, welchen Nutzen sie für den Einzelnen hat und wie sich aus all dem die Attraktivität von Heimat ableiten lässt.

¹ Dieser Beitrag basiert auf einem Vortrag, der im November 2011 auf einer Tagung zu dem Thema »Heimat« am Nordkolleg Rendsburg gehalten worden ist. Es handelt sich hierbei um eine stark modifizierte Fassung. Der Stil des Vortrags wurde jedoch beibehalten.

² Im Begriff des Einzelnen ist immer das Wir mitgedacht, da es den Einzelnen nur in Gemeinschaft gibt.



Der leere Raum

Das, was wir später Heimat nennen werden, ist uns zunächst fremd. Der Raum, den das Kind betritt, sobald es den Mutterleib verlässt, ist für das Kind sekundär. Für das Kind sind die Beziehungen sehr viel bedeutsamer, denn nur die Beziehungen reagieren auf es und halten es am Leben. Das Kind braucht vom ersten Augenblick an die Gemeinschaft. Wenn Bock u. a. auf der Basis von Tierversuchen vermuten, dass auch beim menschlichen Säugling und Kleinkind durch den Verlust der Eltern, durch die Trennung der Eltern oder durch Misshandlungen die synaptischen Umbauprozesse in den limbischen Emotionsschaltkreisen verändert werden können, was zu einem falsch verknüpften neuronalen Netzwerk und in der Folge zu Verhaltens- und Lernstörungen bis hin zu psychischen Störungen führe (Bock u. a. 2003: 57), dann zeigt sich doch hieran, welche fundamentale Bedeutung die Eltern-Kind-Beziehung in den Prägungs- und Entwicklungsprozessen des Kindes einnimmt. Der Raum hingegen tritt nur in Verbindung mit diesen emotionalen Verdichtungen hervor. Er ist die Kulisse, vor der sich die Gefühle ausdrücken, vor der sich die Zugehörigkeiten entfalten. Er ist die Bühne, auf der die sozialen Veranstaltungen³ stattfinden. Das Kind stellt jedoch schon bald fest, dass diese Bühne eine eigene Faktizität produziert, die es berücksichtigen muss, sollen die sozialen Veranstaltungen gelingen. Es erobert sich den Lebensraum auf der Basis von Erfahrungen und Beschreibungen, die mit Handeln aufgeladen werden. Das beginnt mit dem Druck auf eine Taste, die den Geräuschpegel im Raum ansteigen lässt, mit der Erfahrung der Härte von Tischkanten und Fußböden bis zum Erlernen von Anordnungen im Raum (die Stühle sind zum Sitzen gedacht etc.). Das Kind deutet alle Erfahrungen, Beschreibungen und Anordnungen als unbedingte Wirklichkeit: ihm füllt sich der leere Raum mittels Aneignungen. Auf diese Weise wird ohne Absicht, aber in dessen Folge, der Raum

³ Der Begriff *soziale Veranstaltung* wurde von Angela Keppler im Zusammenhang mit ihrer Untersuchung familiärer Tischgespräche geprägt (Keppler 1994). Die Sichtweise Kepplers wurde aber bereits in den Arbeiten Erving Goffmans vorbereitet und spielt in den aktuellen Beiträgen zu dem von Fischer-Lichte entwickelten Konzept der Theatralität eine große Rolle.

allmählich mit Bedeutungen aufgefüllt und alle menschlichen Verhältnisse werden zu Raumverhältnissen. Erst nach und nach gewinnt das Kind ein Bewusstsein für die eigenen Möglichkeiten, auf den Raum Einfluss zu nehmen. Dies hat damit zu tun, dass der Mensch, der in einen Raum hineingeboren wird, keine *tabula rasa* vorfindet, sondern einen Raum, der bereits durch zahlreiche soziale Veranstaltungen geformt ist, bzw. zeitgleich von Menschen mit höchst unterschiedlichen Voraussetzungen geformt wird. Wenn Elisabeth Ströker von gestimmten Räumen (Ströker 1965), oder Gernot Böhme von Atmosphären (Böhme 1995) sprechen, so sind damit Räume bzw. Raumverhältnisse gemeint, die sich durch menschliches Handeln ausgeformt haben bzw. ausformen und hierdurch eine je eigene Wirkung entfalten. Die Räume besitzen eine eigene Kultur, eine verfestigte Raumkultur (hierzu vertiefend Rolshoven 2003), die uns als objektiv begegnet. Wenn wir ein Zimmer betreten, nehmen wir dessen Struktur, dessen Einrichtung und Funktion als gegeben hin, obgleich sich in allem was wir wahrnehmen, soziale Veranstaltungen zeigen: In der Stellung der Möbel zeigt sich das Streben der Bewohner nach Behaglichkeit, Funktionalität etc., die Qualität und Textur der Einrichtung weisen auf Selbstverständnisse und ästhetische Vorstellungen hin, die Größe der Fenster des Eigenheims geben über kulturell und gesellschaftlich verfestigte Werte Auskunft usw. Die Leidenschaften und Gefühle der Anderen stimmen den Raum, entsprechend erscheint der Raum dem Kind als Einheit des Affiziertwerdens. Zugleich wirkt das Kind in den Raum hinein. Das Kind wird nicht nur getragen von der Idee des Affiziertwerdens, sondern auch von der Idee des Affizierens.⁴ Der Raum, der nicht mehr leer ist und den wir Heimat nennen werden, ist also in vielfacher Weise durch soziale Veranstaltungen geformt und zugleich formen wir selbst durch unsere Teilhabe an den sozialen Veranstaltungen diesen Raum. Die sozialen Veranstaltungen hinterlassen Vorstellungsbilder im Raum, die den Raum stimmen.

⁴ Zu diesen Begriffen siehe den Beitrag »Kultur ist Emanation« in diesem Band.

Wie aus einem Raum Heimat wird

Jeder Raum ist ein gestimmter Raum, weil die in ihm stattgefundenen und stattfindenden sozialen Veranstaltungen Vorstellungsbilder hinterlassen. Diese Vorstellungsbilder sind jedoch nicht nur im Raum realisiert, sondern auch in jedem Einzelnen, weshalb der Einzelne auch andere Räume, die möglicherweise nicht gestimmt sind (etwa die Wüste oder das Wasser) mit den in ihm gegenwärtigen Vorstellungsbildern in Beziehung setzt. Die Wüste und das Meer werden mit den erfahrenen gestimmten Räumen in Verbindung gebracht und in Bezug zu ihnen wahrgenommen. Deshalb kann der Mensch in der Wahrnehmung von Natur nicht von Kultur absehen, denn seine Existenz ist nur in Verbindung mit sozialen Veranstaltungen, mit Gestimmtheit, mit Vorstellungsbildern (also mit der Idee des Affizierens und des Affiziertwerdens) zu denken.

Wie aber wird aus gestimmten Räumen Heimat? Sicher entsteht nicht dort, wo ich an sozialen Veranstaltungen beteiligt bin, oder wo der gestimmte Raum auf mich einwirkt, sofort Heimat. Und sicher ist auch Heimat nicht gleichzusetzen mit gestimmten Räumen oder sozialen Veranstaltungen. Heimat ist nicht an deren Existenz gebunden, sondern an deren Valenz.

Ein Raum wird zur Heimat, indem sich in ihm die sozialen Veranstaltungen verdichten, und indem die sozialen Veranstaltungen in ihren affektiven Hinterlassenschaften für jeden Einzelnen erkennbar werden. Das wiederholte Erproben des eigenen Handelns und das Erfassen der Reaktionen der Anderen stabilisiert den Einzelnen im Raum, es fördert die Adäquanz. Der Einzelne kann nun den Raum als eigenen Raum wahrnehmen. Er kann ihn sich einverleiben. Ina-Maria Greverus hat unter Heimat einen Satisfaktionsraum (Greverus 1972) verstanden, einen Raum also, in dem der Einzelne zur Ruhe kommt, er sein Gleichgewicht findet: »Satisfaktion bedeutet Sicherheit des Verhaltens« (Greverus 1972: 53). Die Heimat sei dem Einzelnen so sehr vertraut, dass er sich darin widererkenne, ja erstarke.⁵

⁵ Letzteres ist zu relativieren, da im Erstarren des Einzelnen a priori der Heimat ein Wert beigemessen wird.

Adäquate Erkenntnis wird immer wahrscheinlicher sein, je häufiger der Einzelne die sozialen Veranstaltungen durchlebt. Zugleich hinterlässt er immerzu selbst Bilder, die es ihm ermöglichen, sich im Raum stets wiederzufinden. Am deutlichsten wird dies, wenn wir uns vorstellen, Heimat zu verlieren. Es wird schnell und durchaus abwertend der Begriff der nostalgischen Reaktion benutzt, wenn wir uns an den Stätten unserer Jugend nach dem Altbekanntem umsehen. Wir tun dies, weil wir die Gestimmtheit des Raumes, also unser affektives Verhältnis zu Anderen im Raum, nur über die Reste der eigenen sozialen Veranstaltungen aufspüren können. Und genau dann, wenn dies nicht mehr funktioniert, wenn die eigene Teilnahme an sozialen Veranstaltungen nicht mehr erkennbar ist (die Kneipe meiner Jugend hat geschlossen, die Schule wurde umgebaut, die alten Lehrer sind in Rente, etc.), wenn wir diese nicht mehr fühlen können, ist dieser Raum als Heimat verloren.

Doch unser Heimatempfinden ist nicht ausschließlich an ein positives Gefühl gekoppelt. Die affektiven Valenzen, mit denen Raum ausgestattet wird, sind nur teilweise an das gelingende Handeln gebunden. Sie verweisen auch auf die immanenten Stimmungen, die in ihrer Resonanz auf den Einzelnen neutral sind. Wir können nämlich sehr unglücklich in der Heimat sein und uns nichts sehnlicher wünschen, als wegzukommen, wenn wir uns nicht handelnd entfalten können – und trotzdem werden wir uns dem Raum verbunden fühlen. Heimat ist nicht nur ein Gefühl, sondern ebenso kognitive Substanz. Reduzierten wir Heimat auf Gefühle oder Stimmungen, so setzten wir eine Trennung des Menschen in Gefühlsmensch und Verstandeswesen, in Körper und Geist, in Sein und Bewusstsein voraus. Eine solche Trennung ist jedoch nicht haltbar. Großhirnrinde und limbisches System bilden eine unauflösbare Einheit, d. h. dass Kognition nicht ohne Emotion möglich ist (Roth 1997: 178). Heimat meint nicht einfach nur eine Vermengung von Gefühlen, sondern auch wissensgestützte Verknüpfungen. Heimat soll deshalb als Verdichtung zahlreicher Gefühle und damit auch als Verdichtung von Wissen gedacht werden.

Den hier aufgeführten Merkmalen ist gemeinsam, dass sie es nicht ermöglichen, Heimatraum aus konkreten Situationen zu konstituieren, in denen

wir mehr oder weniger bestehen. Heimatraum konstituiert sich vielmehr aus der Summe der Situationen und der Verallgemeinerung des Verhaltens. Durch die Verallgemeinerungen werden Verhaltensweisen der Anderen kalkulierbar und vorhersehbar. Sie generieren basale Sicherheit als eine Freude, die daraus erwächst, dass an Vergangenen nicht gezweifelt werden muss und dem Kommenden zweifelsfrei begegnet werden kann (Spinoza 2010: 175). Aus Spinozas Definition von Sicherheit wird deutlich, dass Sicherheit nicht aus der Gegenwart entspringt, sondern aus dem Verhältnis des Vergangenen zum Zukünftigen. Heimat als Streben nach Sicherheit ist also nicht ausschließlich an das Handeln gekoppelt, sondern an das Zusammenspiel von Erfahrenem (Vorstellungsbildern), von Affizieren und Affiziertwerden und der Verallgemeinerung dessen in Richtung auf Künftiges. Heimat ist also ein Geflecht von Vorstellungsbildern, von Gefühlen und Wissensanordnungen.

Arbeit am Mythos Heimat

Wenn wir heute Heimat denken, ist es fast unmöglich, von den ideologischen, den mythischen Implikationen, die mit dem Begriff Heimat verbunden sind, abzusehen. Eine zentrale Implikation, ohne den der Begriff Heimat kaum zu denken ist, stellt die Differenz zwischen Weltoffenheit und emotionaler Verslossenheit dar. Heimat kann dort, wo sich wissenschaftlich dazu geäußert wird, zu einem romantischen Reflex des reflexiven Geistes degradiert werden: So etwa bei Eugen Mogk, einem frühen Vertreter der wissenschaftlichen Volkskunde, der zwischen dem Kulturmenschen und dem Naturmenschen unterschied. In seinem Aufsatz zu »Wesen und Aufgaben der Volkskunde« aus dem Jahr 1907 führte er aus, wie der Wissenschaftler am Ende eines Tages, müde vom Studieren, an einer Gaststätte vorbeigeht, aus der froher Gesang erklingt, sich freudig dazugesellt und selbst das ein oder andere Lied anstimmt (Mogk 1958: 91). Aus dem Kulturmenschen, also dem vergeistigten, einsamen, doch weltoffenen Einzelnen wird hier der Naturmensch, der im kleinen wirkt, Gemeinschaft und damit Raum gestaltet, und damit zufrieden ist. Andere bewerten die emo-

tionale Bestimmung des Raumes negativ und pathologisieren das emotionale Verhaftetsein. So führte Karl Jaspers in seiner Dissertation zu »Heimweh und Verbrechen« aus dem Jahr 1909 zahlreiche Fälle auf, in denen die Sehnsucht nach der Heimat im Verbrechen endete (Jaspers 1996). Unter anderem berichtete er von einem Kindermädchen, das das ihm anvertraute Kind tötete, um nicht weiter im Haus bleiben zu müssen und wieder in die Heimat zurückkehren zu können. Silvia Bovenschen hat die Denkfigur des Pathologischen aufgegriffen und sie mit dem Begriff der Idiosynkrasie belegt (Bovenschen 2000). Martin Walser führte gar aus, Heimat sei der schönste Name für Zurückgebliebenheit (Walser 1968: 40). Damit sind zwei mythische Konstruktionen von Heimat benannt: einmal handelt es sich um das Konstrukt des primitiven, naturverbundenen Menschen und zum andern um das Konstrukt des übersensiblen, überempfindlichen Menschen. Beide Konstruktionen verweisen deutlich auf die Sichtweisen vom »einfachen Menschen«, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Geisteswissenschaften geläufig waren und bis in die heutigen Tage wirkmächtig sind. Der polyglotte Bildungsbürger konzipiert sich einen »einfachen Menschen«, ein »schlichtes Gemüt«, als Gegenentwurf zu seiner eigenen Weltläufigkeit. Es zeigt sich hierin die distinktive Gewalt derjenigen, die für sich die Definitionsmacht in Anspruch nehmen. Damit ist eine Entwicklung beschrieben, welche mit der Auffüllung von Heimat als Antwort auf den allmählich zunehmenden Mobilitätsdruck im 19. Jahrhundert begann. Sobald sich das Bürgertum den neuen gesellschaftlichen Gegebenheiten angepasst hatte, wurde der Begriff, der ihnen zunächst als Zufluchtsort erschien, von diesen negativ konnotiert: wie in dem traurigen Fall eines Freundes, der einem in der Not beistand und den man heute schmäht, da er einen an die eigene Not erinnert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war der Begriff lange Zeit nicht benutzbar, ohne damit an dessen Nutzung im Faschismus zu erinnern. Erst ab den 1970er und 1980er Jahren wurde Heimat mit neuen Relevanzen aufgeladen. Dies ging einher mit den nun sehr offen zu tage tretenden Koalitionen von Wertekonservativismus mit wirtschaftlicher Globalisierung auf der einen Seite und Wertemodernismus mit wirtschaftlicher Regionalisierung

auf der anderen Seite. Heimat wurde neu mythisch aufgeladen: Sie trat nun als Rettungsmetapher vor ökonomischer Okkupation und als Äquivalent für Identitätsarbeit in Erscheinung.⁶ Diese Konstruktion hat sich bis in die Gegenwart fortgeschrieben und findet ihren Niederschlag in der wissenschaftlichen Literatur durch die unaufhebbare Verschränkung von Heimat und Identität. Diese Konstruktion wird dann hoch problematisch, wenn der Raum als Lieferant von Identität gesehen wird. Der französische Ethnologe Marc Augé hat mit seinem Konzept der Orte und Nicht-Orte diesem Denken Vorschub geleistet. Augé spricht von Orten ohne Selbst, sogenannten Transiträumen, in denen sich die Einzelnen nicht einlagern und die deshalb auch keine Identität in sich tragen. Der Bahnhof, der Flughafen seien solche Räume, Räume ohne Charakter, weil die Einzelnen nichts hinterlassen. Der Mensch sei nur das, was er als Autofahrer, Passagier oder Kunde tue (Augé 2010: 103). Die Zunahme solcher Nicht-Orte sei ein Anzeichen der Übermoderne. Sloterdijk hat diesen Gedanken aufgegriffen und die Gegenwart als eine Zeit beschrieben, in der die Transiträume allgegenwärtig werden, so dass Heimat nur noch über die soziale Interaktion herstellbar sei (Sloterdijk 1999). Der Geograph Peter Weichhart spricht von raumbezogener Identität, für die die Konstanzerfahrungen der Einzelnen von zentraler Bedeutung seien (Weichhart 1990). Allen diesen Zugängen ist gemeinsam, dass sie die Identitätsentwicklung der Einzelnen in Abhängigkeit von Räumen denken, d. h. die Attraktivität von Heimat von der Attraktivität der Räume ableiten. Gemeinsam ist ihnen auch, dass sie Eingang in die alltäglichen Deutungen von Heimat gefunden haben.

Heimat als Mythos zu konstruieren, verlängert letztlich das Ideologische in die Konstrukteure hinein, denn je nach Untersuchungsfeld und je nach Ausrichtung der Interpreten wird die Argumentationsfigur Heimat eingesetzt. Hinter der Volksmusikwelle, dem Musikantenstadl, den Ritterspielen und den Dorffesten werden in der Regel ganz andere Motive vermutet als hinter der Antiglobalisierungsbewegung oder regional aktiven Bürgerinitiativen. Die Voraussetzungen der Interpretationen werden dann so model-

⁶ Die Volkskunde war mit ihrem Kongress 1979 daran beteiligt (Köstlin, Bausinger 1980).

liert, dass sie dem Interpreten passen. Im ersten Fall wird gerne von der Heimat als Kulisse gesprochen, welche von den gefühlsduseligen, intellektuell eingeschränkten Menschen als solche nicht erkannt würde, im zweiten Fall wird die Heimat gerne als Kraftfeld gelesen, in welchem sich Identitäten ausbilden.⁷ Wird Heimat jedoch derart interpretationsoffen benutzt, büßt der Begriff jegliche analytische Relevanz ein.

Wenn ich im folgenden von Heimat und ihren immanenten Möglichkeiten bzw. Valenzen handle, so soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass Heimat niemals statisch ist, dass sie nie herrschaftsfrei, also unbearbeitet auftritt und sie niemals ohne die agierenden Einzelnen bestehen kann. Wissensstrukturen und Herrschaftsansprüche kennzeichnen die gesellschaftlichen Vereinbarungen über die Vorstellungen von Heimat, in den sozialen Veranstaltungen wird Heimat jedoch immer wieder neu produziert. Die Produktion von Heimat kann dabei den Wissensstrukturen und Herrschaftsansprüchen gerecht werden, sie kann sie aber genau so gut konterkarieren. Man kann mit Hardt, Negri von der »Produktion von Lokalität« sprechen und Heimat als Regime begreifen, »das Identität und Differenz, Homogenisierung und Heterogenisierung produziert« (Hardt, Negri 2003: 59). Der Begriff Regime vermittelt also die »produktive Dimension« (Hardt, Negri 2003: 41), die selbstredend nicht frei von instrumenteller Macht ist, die als Kontrolle »Bewusstsein und Körper der Bevölkerung und zur gleichen Zeit die Gesamtheit sozialer Beziehungen durchdringt« (Hardt, Negri 2003: 39).

Welche Möglichkeiten haben jedoch die Einzelnen, Heimat zu bearbeiten? Arbeiten sie am Mythos der Heimat mit oder kreieren sie ihre individuellen Heimaten, die unverwechselbar zu ihnen gehören? Wie konkretisiert sich die Differenz dieses Arbeitens? An vier Problemfeldern soll dies angedeutet werden.

⁷ Die Begriffe Heimat als Kulisse und Heimat als Kraftfeld sind Bausingers Abhandlung über »Die Volkskultur in der technischen Welt« entnommen (Bausinger 1986: 85-93).



Arbeit an der Heimat

a) Alterität vs. Identität

Verhaltenssicherheiten sind in der Spätmoderne nicht mehr gegeben, da die Einzelnen mit zahlreichen Existenzvarianten konfrontiert werden, sei es mit globalen Entwürfen über die Medien oder lokal durch die hoch differenzierten Anforderungsprofile an den Einzelnen. Das Autorenkollektiv um Heiner Keupp spricht vom Patchwork der Identitäten und verweist damit auf die zahlreichen Identitätsangebote und die zahlreichen Gestaltformen der Identitätsarbeit (Keupp u. a. 2008). Aber auch wenn die Autoren empirisch nachweisen können, dass die Einzelnen sich dieser Angebote bedienen, so scheint mir der Schluss, dass sie eine auf ihre jeweilige Lebenssituation abgestimmte Identität konstruieren, zu kurz gegriffen. Eher möchte ich den Ergebnissen der empirischen Arbeit von Luise Behringer folgen, dass die Einzelnen widersprüchliche Anforderungen nach dem Prinzip von Kohärenz und Kontinuität organisieren (Behringer 1998: 218ff.)⁸. Es ließe sich auch sagen, dass sie der Adäquanz von Affektionen folgen. Problematisch wird der Umgang mit hochdifferenzierten Anforderungen deshalb, weil den Gemeinschaften (und damit auch dem Einzelnen) immanente Verbindungslinien fehlen. Die Differenzen zu bearbeiten, ist zu einer grundlegenden intellektuellen und affektiven Kompetenz geworden, um in einer Gesellschaft im Lokalen und Globalen erfolgreich zu sein (Jain 2003). Dies begründet sich zum einen mit dem epidemischen Charakter der kulturellen Repräsentationen (Sperber 1989, Sperber 1996), zum anderen mit dem Nebeneinander der Entwürfe, die in der Regel Inklusion anstreben. Letzteres ist der Wir-Intentionalität (Schmid 2012) immanent. Der Einzelne wird in seiner Erkenntnisarbeit maßgeblich von den Entwürfen beeinflusst. Hierüber gestaltet er seinen eigenen Raum, der, selbst mit Valenzen durch das Handeln in ihm ausgestattet, Kohärenzkräfte entfaltet.

⁸ Sie werden organisiert nach dem Prinzip der Hierarchisierung, der Ausklammerung, der Ausblendung, der Segmentierung, der Generalisierung und der Umdeutung disparater Erfahrungen.

Der Einzelne agiert entlang der umfassend gewordenen Wissenszugänge und der Sicherheit versprechenden Aneignungsstrategien. Er realisiert sich selbst durch die dem Raum immanenten und in ihm geschaffenen Valenzen, durch das Affizieren und das Affiziertwerden, also durch das Zusammenspiel der Einen mit den Anderen in der Wir-Kollektivität und durch die Befestigung dieses Zusammenspiels im Raum. Letzteres nenne ich Raumhaftung.

b) Homogenisierung vs. Heterogenisierung

Die Raumhaftung ist eine Strategie der Homogenisierung. Der Einzelne sieht im Raum eine stabilisierende Kraft wirksam sein. Doch diese Stabilisierung ist nicht a priori vorhanden, sondern wird im Handeln der Einzelnen stets erst aktuell. So nehme ich zahlreiche kulturelle Repräsentationen auf und baue sie zu Vorstellungsbildern um. Ich gebe Ihnen einen neuen Raum. Es ist mir vollkommen gleichgültig, ob Pink Floyd eine englische, nordamerikanische, kanadische oder polynesische Rockband ist, da ich ihre Songs in meinen Raum einbaue, den ich mit anderen teile. Ich kreierte also mit oder durch Andere Vorstellungsbilder, die einem Raum anhaften und diesen mit affektiver Valenz versehen. An das Handeln im Raum sind folglich Effekte der Homogenisierung gekoppelt. Die Besetzung des Raumes durch Aktivität, d. h. durch die Teilnahme und Teilhabe an den sozialen Veranstaltungen, schafft eine gemeinsame Verfasstheit des Raumes, die als solche nicht auflösbar ist. Es entfaltet sich im Alltagsbewusstsein entlang hoch differenzierter Repräsentationen und Anforderungen eine homogene Struktur. Alterität als Bearbeitungsform der Differenz wird durch gemeinsame Arbeit im und am Raum, d. h. durch produktive Arbeit und auch durch Wissensarbeit, realisiert. Individuelle Heimaten gelingen also nur durch und vermittelt der Partizipation. Partizipation ist jedoch unumgänglich. In Konsequenz bedeutet dies, dass individuelle Heimaten immer dort entstehen, wo der Einzelne als Handelnder gegenwärtig ist. Dieses Handeln erfolgt in zwei Richtungen: in die Richtung der Bearbeitung der kulturellen Repräsentationen (d. h. im Umgang mit instrumenteller Kultur) und in die Richtung der Bearbeitung der Beziehungen (d. h. im Umgang

mit Alterität). Der Raum figuriert hierbei als Träger der affektiven Valenzen.

Was ich damit beschrieben habe, hat nichts mit Heimattümelei zu tun. Homogenisierung bedeutet nicht Starre, Immobilität. Das Streben nach Sicherheit verweist nicht auf Dysregulation und Idiosynkrasien. Die Raumhaftung hat nichts mit Versteinerung zu tun, im Gegenteil: Ein Jeder von uns erbringt fortlaufend einen hohen emotionalen und kognitiven Aufwand, um dem Raum etwas einzuschreiben. Wir sind kontinuierlich dabei, Raum zu gestalten, in ihn hinein zu wirken. Dies erklärt, warum ein Raum und die Menschen im Raum mir unangenehm und fremd erscheinen können und doch im Laufe der Zeit zu meiner Heimat werden. In dem, in Frankreich sehr erfolgreichen Film »Willkommen bei den Sch'tis« wird dies unterhaltsam aufgezeigt. Der von Süd- nach Nordfrankreich versetzte Postbeamte kämpft zu Beginn mit seinen massiven Vorurteilen. Er bearbeitet die Differenzen nicht, sondern positioniert sich gegen die Anderen. Er versucht, sich dem Affiziertwerden kognitiv zu entziehen. Als der Protagonist beginnt, im und am Raum zu arbeiten, also selbst Teil des Raumes wird, kann er sich jedoch dem Affiziertwerden nicht entziehen, denn alles Sein ist kollektiv. Er beginnt nun die Differenzen zu bearbeiten. Am Ende fällt es dem Protagonisten schwer, seiner erneuten Versetzung etwas Gutes abzugewinnen. Der Raum, den er gehasst und vor dem er sich gefürchtet hatte, war ihm mittlerweile zur Heimat geworden.

Nur dann, wenn der erbrachte Aufwand ins Leere läuft, die Arbeit im Raum nicht gelingt (damit ist Erwerbsarbeit ebenso gemeint wie Wissensarbeit), reagiert der Einzelne mit einer nostalgischen Reaktion oder mit Heterogenisierung. Die nostalgische Reaktion liegt auf der Hand (wie sehr wünschen wir uns in Krisensituationen in eine stabile Zeit, an einen sicheren Ort zurück), dagegen ist der Vorgang der Heterogenisierung verzwickter. Die Heterogenisierung ist eine zentrale Strategie bei gescheiterter Differenzbearbeitung. Man könnte auch sagen, dass diejenigen, die am lautesten nach Heimat rufen, den geringsten Anteil daran haben. Gerade die mangelnde Partizipation an den sozialen Veranstaltungen verhindert, dass der Raum seine Bindungskraft entfalten kann. Sie bleiben im Raum iso-

liert. Auf diese Isolation reagiert der Betroffene eigenwillig. Er will den Raum in Besitz nehmen, indem er den Besitz des Raumes proklamiert. Diese Proklamation realisiert sich notwendigerweise durch Exklusion, denn der Isolierte, der an den sozialen Veranstaltungen nicht teilnimmt oder teilnehmen kann, verdoppelt die Isolation, indem er sich zum Zentrum des isolierten Raumes macht, nach dem Motto: wenn niemand mit mir spielen will, dann sollen sie doch alle gehen. Die Differenzbearbeitung, die im und für das Kollektiv nicht erbracht werden kann, wird in den Raum verlängert, denn über den Raum werden Trennungen konstruiert und befestigt. Der Raum wird also nicht für die Homogenisierung aktiviert, er dient vielmehr der Plausibilisierung einer isolierten Persönlichkeit.⁹ Heimat erscheint dann – seltsam verzerrt – als Slogan, der sich alleine an den Mythos Heimat anlehnt: an die Vorstellung von Nation, Volk oder Erde. Die vollkommene Leere dieser Konzepte kann durch Wirklichkeitsbearbeitung nicht mehr eingeholt werden.

c) Rückkehr und Vorausgehen

In der Spätmoderne ist das Gewordensein der Persönlichkeit ein veraltetes Modell. Die Beschleunigung der Informationen und ihre allseitige Verfügbarkeit durch die stete technologische Weiterentwicklung laufen der Vorstellung gewachsener Strukturen entgegen. Geschichte ist reduziert auf wiederkehrende Ereignisse und verliert gerade dadurch ihren historischen Charakter. Wie oft etwa ist in den letzten Jahren des 11. September 2001 gedacht worden, immer wieder mit dem gleichen Filmmaterial und den selben Interviewpartnern. Das Ereignis wird auf diese Weise stets und nur wiederholt, es wird sozusagen der Geschichte entrissen. Wir sind umzingelt von solchen Weisen der Geschichtsverhinderung. Statt die Gewordenheit einer historischen Situation zu reflektieren und ihre Wirkungen bis in die Gegenwart hinein zu betrachten, werden wir mit vergangenen Ereignissen

⁹ Im politischen Denken ist das Wissen um die damit verbundenen Gefahren allseits gegenwärtig. Der Abbau von Partizipationsangeboten fördert vor allem den Behauptungswillen der ausgeschlossenen Gruppe. Diplomatie baut deshalb grundlegend auf dem Gespräch auf.

lediglich versorgt: So wurde die Studentenbewegung anlässlich ihres »Jubiläums« mehr als einmal bloßgestellt, indem zeitgenössische Positionen wieder hervorgeholt und mittels heute gültiger Sichtweisen deavouriert wurden. An diesen Beispielen lässt sich erkennen, dass Vergangenes nur auf diese Weise gedacht wird: als Bezugspunkt zum jetzigen Sein, als Wiederholung (Schmidt 1996). Auf ähnliche Weise wird das Voraussehen gesellschaftlich konditioniert. Auch hier geht es weniger darum, aus der Gegenwart auf den Verlauf der Zukunft zu schließen. Voraussehen orientiert sich ebenso wie das Zurückschauen an fixen Punkten: den nächsten Wahlen, dem nächsten Weihnachten, etc. Im Voraus- wie im Rückwärtsschauen bleibt die Gegenwart als fixer Punkt. Auf diese bezieht sich alles Handeln. Entsprechend ist Heimat in der Spätmoderne eine auf die Gegenwart ausgerichtete Wirklichkeitsbeschreibung. Allen Vergangenheitsbeschreibungen ist durch den steten Verweis auf die Gegenwart das Nostalgische fremd. Ob die besten Love-Songs oder die größten Rockbands aller Zeiten, immer wieder kommt es zu ironischen Brechungen, zu Bearbeitungen im Jetzt, zu Verzerrungen, Banalisierung und Kommentierungen. Und selbst dort, wo von Nostalgie gesprochen wird, verkommt sie zum Unzeitgemäßen. Im Nebeneinander und nicht im Gewordensein, in der Menge und nicht in der Tiefe liegt die heute eingeforderte Qualität. Heimat gehört der Gegenwart. Je mehr sie sich von dem Gewordensein und der Entwicklung löst, um so geringer sind die Möglichkeiten des Einzelnen, sie in Vorstellungsbildern zu befestigen und in ihr Sekurität (Wust 1950) zu erfahren. Sie benötigt deshalb heute vor allem die sozialen Veranstaltungen als stete Versicherung. Dies wird uns besonders im Verlust von Heimat bewusst, wenn wir an einen Ort zurückkehren, der uns vor Jahren Heimat war. Das Gefühl des Fremdseins erwächst aus der fehlenden aktuellen Partizipation. Und so erklärt es sich auch, dass wir Heimat erst dann mythisch aufladen, wenn wir den Raum nicht mehr gestalten. Weil wir den Raum nicht mehr durch Aktivität gestalten können, übernimmt dies unsere Vorstellungskraft, zumindest so lange, bis wir im neuen Raum angekommen sind: bis aus der neuen Aktivität Sicherheit und Stabilität erwachsen ist.

d) Liebe und Hass

Die sozialen Veranstaltungen, aus denen sich Heimat zusammensetzt, sind Prozesse des Affizierens und Affiziertwerdens. Laut Agnes Heller dienen die Affekte dazu, Orientierung im alltäglichen Verkehr der Einzelnen zu bieten. Positive Affekte seien die Sympathie, Zuneigung und Liebe, negative Affekte die Antipathie, die Aversion und der Hass (Heller 1978: 293). Die intensiven Orientierungsaffekte (Liebe und Hass) seien im Gegensatz zu den weniger intensiven Orientierungsaffekten (Sympathie/Zuneigung und Antipathie/Aversion) mit moralischen Werten ausgestattet. Demnach sei Liebe wertvoll und Hass wertlos.

Die intensiven Orientierungsaffekte nehmen eine gewichtige Rolle bei der Konzeptionalisierung von Lokalität bzw. Heimat ein, denn beide gründen auf Beziehungen. Das Scheitern in den sozialen Veranstaltungen und die Destabilisierung des inhärenten Strebens nach Sicherheit führen zur Exklusion der Anderen und zu einer individuellen, gegen die Kollektive gerichteten Definition von Heimat. Daneben hat dieses Scheitern auch Konsequenzen für die Zeitstrukturen: Heimat ist dem Scheiternden in der Vergangenheit vorhanden, sie wird von ihm mythisch überhöht. Sie ist dann Imagination vorgestellter Sicherheit. Sie wird auch in die Zukunft projiziert, hier nun utopisch als bessere Zeit, die kommen wird. Dem Scheitern inhärent ist das Gelingen, d. h. der Scheiternde weiß aus eigener Erfahrung oder Vorstellung, wie sich das Gelingen anfühlt. Er hat eine Erinnerung daran oder eine Ahnung davon, denn ansonsten würde er sein Scheitern nicht realisieren. Das Scheitern ist auch nicht total, sondern erscheint so nur in der subjektiven Wahrnehmung, dann jedoch um so stärker, je mehr ihm der Verlust gegenwärtig wird.

»Wenn jemand ein geliebtes Ding zu hassen begonnen hat, so daß die Liebe vollständig ausgetilgt wird, so wird er dasselbe bei gleicher Ursache mit grösserem Hasse verfolgen, als wenn er es niemals geliebt hätte, und zwar mit um so größerem, je größer vorher seine Liebe war« (Spinoza 2010: 146).

Wem dagegen die sozialen Veranstaltungen gelingen, wer sich im Raum einzurichten vermag, der wird sich als frei vorstellen, als jemand, der die sozialen Veranstaltungen als Möglichkeit der eigenen Entfaltung nutzt, der

sie in den Identitätsraum integriert und mit Valenz ausstattet. Dass die Vorstellungsbilder und Valenzen wiederum in den Mythos Heimat durch gesellschaftliche Verallgemeinerungen integriert werden und damit die sozialen Veranstaltungen aufladen, hat letztlich zur Konsequenz, dass die Kluft zwischen den Affekten Liebe und Hass in Bezug auf den alltäglichen Lebensraum noch größer wird. Der Eigensinn der Einzelnen ermöglicht es zwar, Heimat auf je eigene Weise in die kollektive Existenz einzubinden. Doch immer besteht die Gefahr, dass dieser Eigensinn sich von den handelnden Einzelnen löst und dann um so gewalttätiger das Recht auf Heimat reguliert.

Literatur

- Augé, Marc (2010)
Nicht-Orte. München.
- Bausinger, Hermann (1986)
Volkskultur in der technischen Welt. Frankfurt a. M., New York.
- Behringer, Luise (1998)
Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags. Frankfurt a. M., New York.
- Bock, Jörg, u. a. (2003)
Frühkindliche emotionale Erfahrungen beeinflussen die funktionelle Entwicklung des Gehirns. In: *Neuroforum* 9, S. 51-57.
- Böhme, Gernot (1995)
Atmosphären. Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt a. M.
- Bovenschen, Silvia (2000)
Idiosyncrasia und Nostalgia. Ein Vortrag über den Schweizer als Verbrecher. In: Dies.: *Über-Empfindlichkeit. Spielformen der Idiosynkrasie*. Frankfurt a. M., S. 184-200.
- Greverus, Ina-Maria (1972)
Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt a. M.
- Hardt, Michael, Antonio Negri (2003)
Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt a. M., New York.
- Heller, Agnes (1978)
Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Frankfurt a. M.

- Jain, Anil K. (2003)
Differenzen der Differenz: Umbrüche in der Landschaft der Alterität. In: Hito Steyerl, Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hg.): *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster, S. 259-269.
- Jaspers, Karl (1996)
Heimweh und Verbrechen. München.
- Keppler, Angela (1994)
Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt a. M.
- Keupp, Heiner, u. a. (2008)
Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg (4. Aufl.).
- Köstlin, Konrad, Hermann Bausinger (Hg.) (1980)
Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Volkskunde-Kongreß in Kiel 1979 (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 7). Neumünster.
- Mogk, Eugen (1958)
Wesen und Aufgaben der Volkskunde. In: Gerhard Lutz (Hg.): *Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme*. Berlin, S. 89-101.
- Rolshoven, Johanna (2003)
Von der Kulturraum- zur Raumkulturforchung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 99, S. 189-213.
- Roth, Gerhard (1997)
Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt a. M.
- Schmid, Hans Bernhard (2012)
Wir-Intentionalität. Kritik des ontologischen Individualismus und Rekonstruktion der Gemeinschaft (Alber Reihe Praktische Philosophie, Bd. 75). Freiburg, München (2. Aufl.).
- Schmidt, Andreas (1996)
Die Poesie der Kultur. Ein Versuch über die Krise der wissenschaftlichen Volkskunde. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 92, S. 66-76.
- Sloterdijk, Peter (1999)
Der gesprengte Behälter. Notiz über die Krise des Heimatbegriffs in der globalisierten Welt. In: *Spiegel Spezial* Nr. 6, S. 24-29.
- Sperber, Dan (1989)
Das Wissen des Ethnologen. Frankfurt a. M., New York, Paris.



- Sperber, Dan (1996)
Explaining Culture. A Naturalistic Approach. Oxford, Cambridge Mass.
- Spinoza, Baruch de (2010)
Die Ethik. Schriften und Briefe. Stuttgart (8. Aufl.).
- Ströker, Elisabeth (1965)
Philosophische Untersuchungen zum Raum. Frankfurt a. M.
- Walser, Martin (1968)
Heimatkunde. In: Ders.: Heimatkunde. Frankfurt a. M., S. 40-50.
- Weichhart, Peter (1990)
Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation. Stuttgart.
- Wust, Peter (1950)
Ungewissheit und Wagnis. München, Kempten (5. Aufl.).

Zu den Autoren

Bergmann, Ute, M.A., Projektkoordinatorin des Projekts MeQS (Mehr StudienQualität durch Synergie – Lehrentwicklung im Verbund von Fachhochschule und Universität) an der Europa-Universität Flensburg, Doktorandin am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (Arbeitstitel der Dissertation: Die Macht der Benennung. Zur kulturellen Konstruktion von Krankheit am Beispiel von Burnout).

Hinrichs, Peter, M.A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Doktorand ebenda (Arbeitstitel der Dissertation: »When Worlds Collide« – Metal und Hardcore als kreative Welten. Zum Verhältnis von Kreativität, Praxis und Lebenswelt in Musikszenen).

Kren, Hendrik, M.A., Lehrbeauftragter am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Doktorand ebenda (Arbeitstitel der Dissertation: Energiesparen als Normalisierungsprozess. Die Vermittlung energieeffizienten Handelns und ihre Überführung in die Alltagspraxis).

Pronitschew, Oleg, M.A., Stipendiat des Ernst-Ludwig-Ehrlich-Studienwerks, Berlin, Doktorand am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (Arbeitstitel der Dissertation: Ein Ton für das Leben. Ein Leben für den Ton. Zur praxeologischen Konstruktion von Musiker-Wirklichkeiten).

Schmidt, Andreas E., Dr. phil. habil., Professor für Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Steffen, Johannes, M.A., Projektmanager für Unternehmensentwicklung, Hamburg, Doktorand am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (Arbeitstitel der Dissertation: Marktnarrative. Naturalisierende Erzählungen der Ökonomie).





